



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

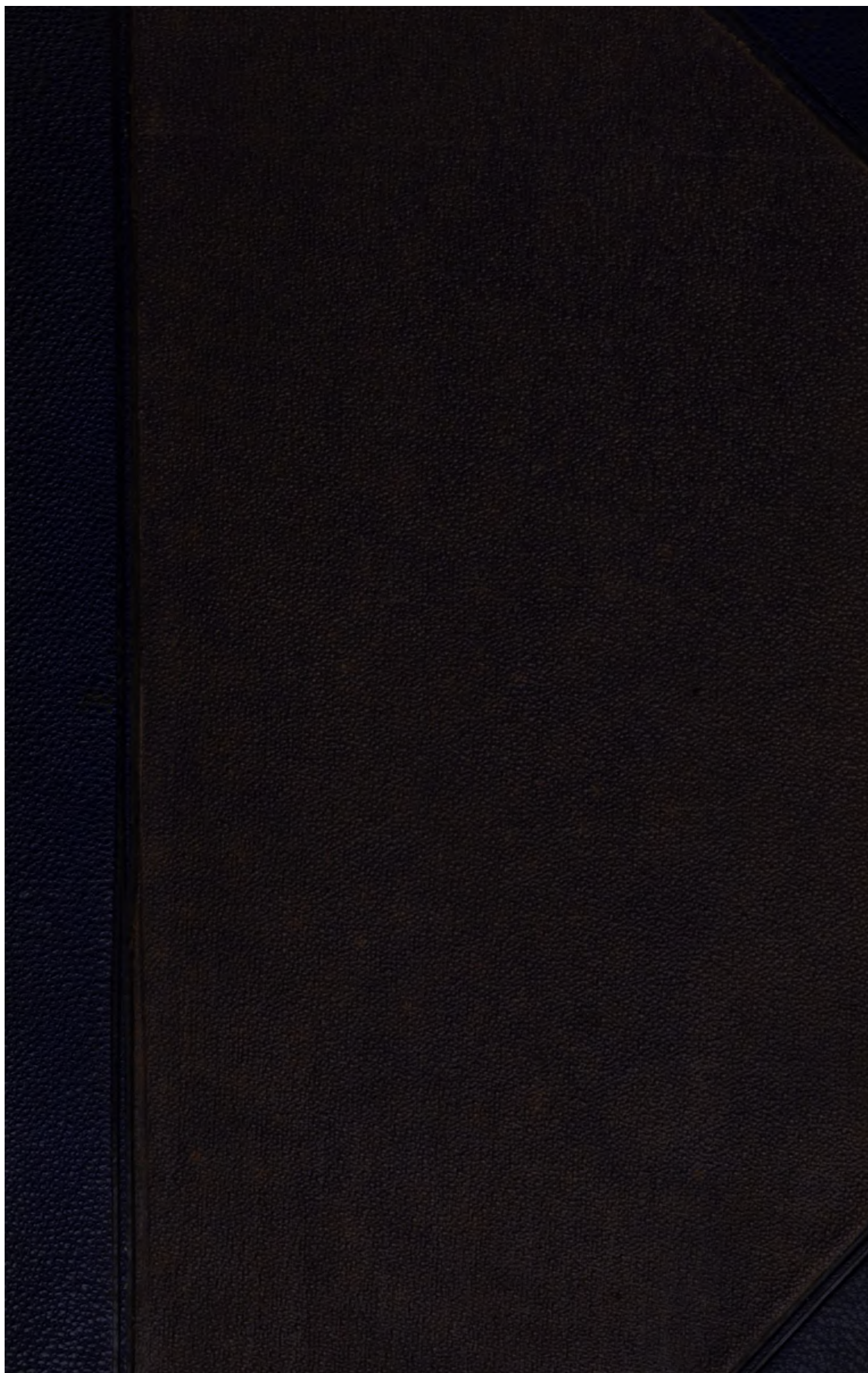
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries
and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

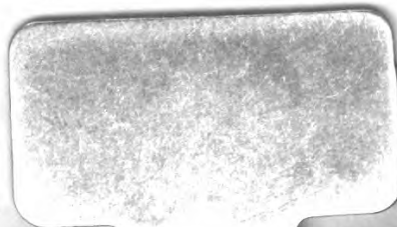


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-
ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





600065560S







Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung
der Herren

F. DESOR,
Professor in Neuenburg.

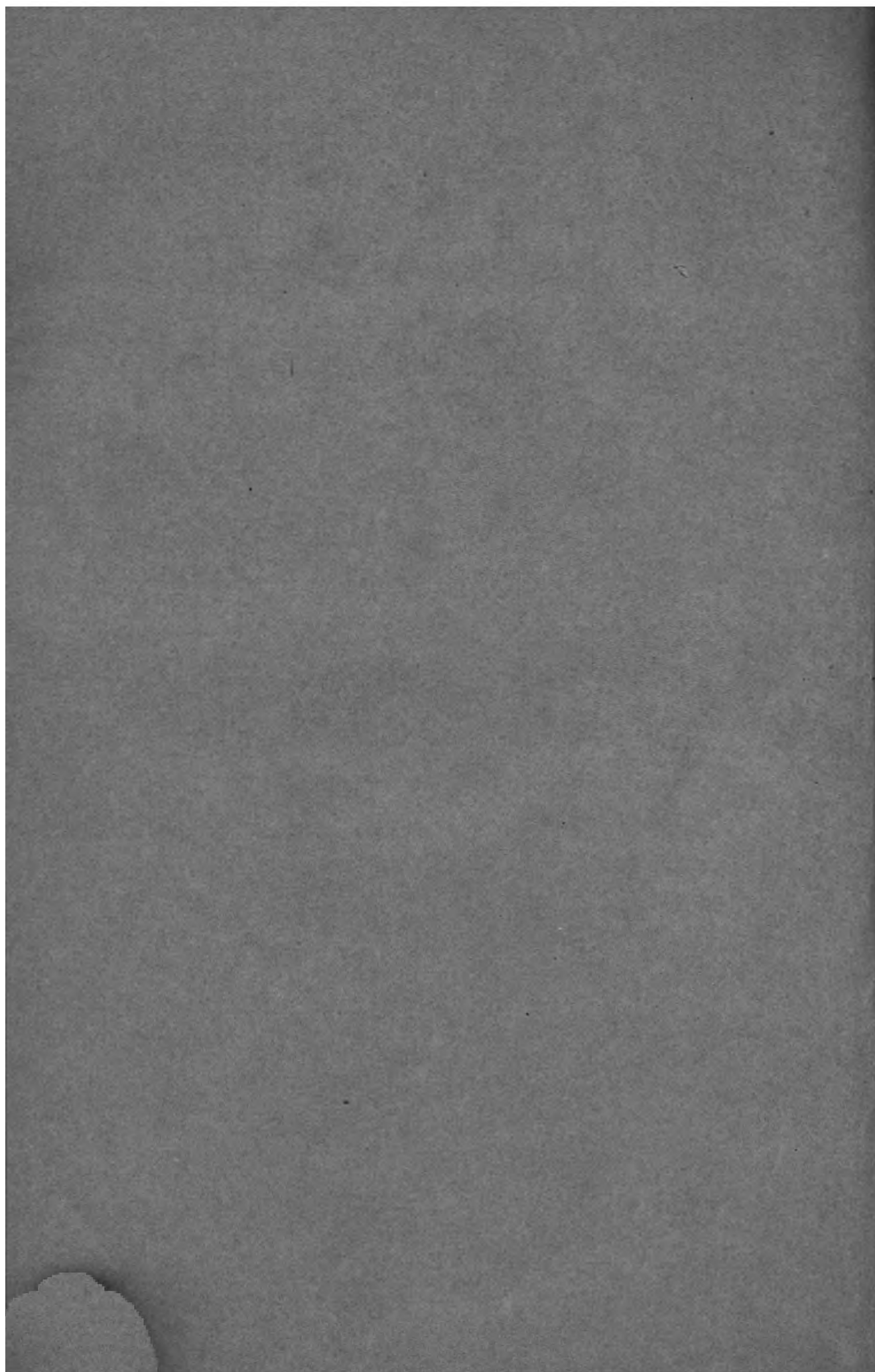
J. MIRZEL,
Professor in Bern.

G. KINKEL,
Professor in Zürich.

ALBR. MÜLLER und J. RÜTIMEYER,
Professoren in Basel.

II. Band.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1874.



Each discourse in this vol.

Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung
der Herren

F. DESOR,
Professor in Neuenburg.

J. HIRZEL,
Professor in Bern.

G. KINKEL,
Professor in Zürich.

ALBR. MÜLLER und J. RÜTIMEYER,
Professoren in Basel.

II. Band.



BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

1874.

276 a 37

~~~~~  
**Schweighauserische Buchdruckerei.**

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE.

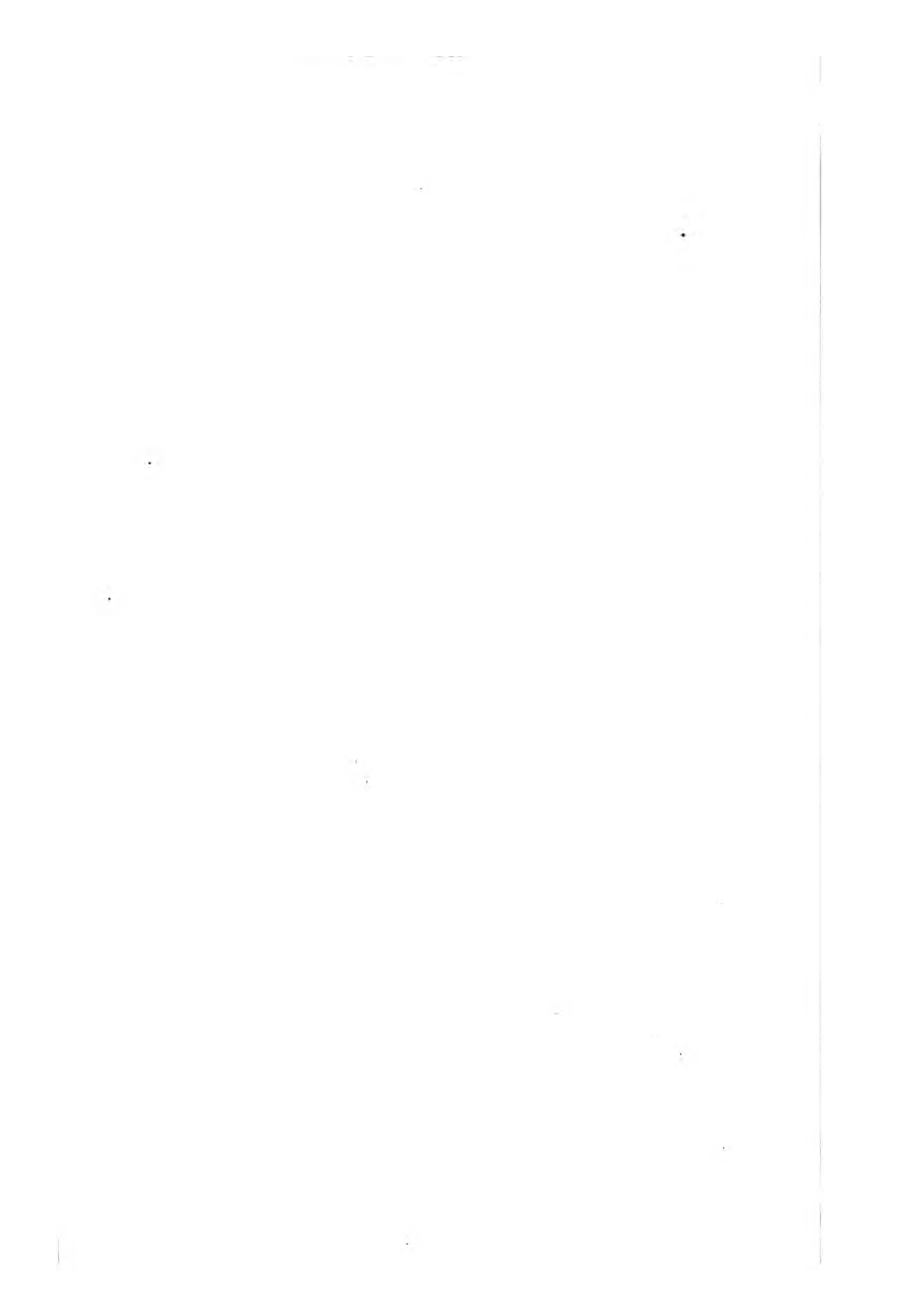
## II. Band.

---

### I n h a l t.

---

- Heft I. Prof. Dr. J. RUD. RAHN, Das Erbe der Antike.  
Heft II. Prof. Dr. TOBLER, Die fremden Wörter in der deutschen Sprache.  
Heft III. Prof. SALOMON VÖGELIN, Ueber das Verhältniss der Christen zur bildenden Kunst.  
Heft IV. Prof. Dr. GUSTAV SCHÖNBERG, Die Frauenfrage.  
Heft V. Dr. H. GELZER, Eine Wanderung nach Troja.  
Heft VI. Dr. AD. HIRSCH, Die Sternschnuppen.  
Heft VII. Prof. Dr. HEINRICH STEINER, Ueber hebräische Poesie.  
Heft VIII. G. MEYER VON KNONAU, Die Sage von der Befreiung der Waldstätte.  
Heft IX. Prof. Dr. ALBR. MÜLLER, Das Wachsen der Steine.  
Heft X. Prof. Dr. GOTTFR. KINKEL, Peter Paul Rubens.  
Heft XI. Prof. Dr. WALTHER MUNZINGER, Erbrechtliche Studien.  
Heft XII. Prof. Dr. G. HUGUENIN, Ueber Sinnestäuschungen.
-



Das  
ERBE DER ANTIKE.

---

VORTRAG,  
gehalten im Rathhaussaale zu Zürich

am 3. Mai 1871

von

**Dr. J. Rudolf Rahn,**  
a. o. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Zürich.

---

**BASEL.**  
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Benno Schwabe.)  
1872.





Hochgeehrte Anwesende!

Die jüngste der Wissenschaften ist die Kunstgeschichte. Sie ist der letzte Sprössling des modernen Geistes. Jahrhunderte waren vergangen, eine Zeit der Vergessenheit und der Missachtung für die Leistungen der Vergangenheit. Auch die Theilnahme für das Neue war eine beschränkte geworden. Es gab nur Wenige, die mit offenem Auge und mit aufrichtiger Gesinnung die Schicksale der Kunst verfolgten. Damals zuerst — hundert Jahre sind es her — hat Lessing die Grundlagen der modernen Kunstwissenschaft gelegt, und was er vor Allem durch die kritische Schärfe seines Geistes schuf, das erhielt eine neue und ebenbürtige Ergänzung durch Winkelmanns poesievolle Darstellung der antiken Kunstdenkmale.

Aber der Grund war nur theilweise gelegt, denn über die Antike hinaus und etwa die Schöpfungen weniger bevorzugter Cinquecentisten reichten Sinn und Verständniss noch nicht. Die Leistungen des Nordens und die Existenz einer mittelalterlichen Kunst überhaupt schien man kaum zu ahnen. Es gehört mit zu Goethe's unsterblichen Verdiensten, auch in dieser Hinsicht die Bahn gebrochen zu haben. Seine Schilderung des Strassburger Münsters ist wie ein Lichtstrahl, der mit einem Male den Einblick in diese lang geschmähete und doch so nahe liegende Kunstwelt eröffnet.

Die Zeit der Romantik sodann, das Wiederaufleben eines nationalen Bewusstseins in der Wissenschaft und in der Kunst lenkte die Forschung auf weitere Bahnen. So

entstand die Kunstgeschichte, in ihren Fundamenten zwar ein Werk des vorigen Jahrhunderts, in ihrer universellen Entfaltung aber, in der einzigen Form, welche im Stande ist der geschichtlichen Kunstentwicklung gerecht zu werden, das Ideal und das Streben der jüngsten Generationen.

Ein Streben erst und ein Ringen ist es allerdings, denn so manches Glied fehlt noch in der unendlichen Kette, welche die Kunst von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage verbindet. Dann aber ist die Kunstgeschichte auch weit davon entfernt eine blosse Sammelwissenschaft zu sein. Sie begnügt sich nicht die Monumente nach Form und Alter zu schildern und zu classificiren, sondern sie will auch die Stimmungen erforschen, deren Ausdruck sie sind, die Bedürfnisse kennen, welche den einzelnen Schöpfungen zu Grunde liegen, die Vorgänge endlich und die Ereignisse festhalten, welche fördernd oder hemmend die künstlerische Productivität betrafen. Niemand wird heute die Richtigkeit dieser Methode bezweifeln, alle Welt ist damit einverstanden, „dass selbst das höchste Meisterwerk ausser seinem absoluten, ewigen Gehalte, seine präcisere Erklärung und Würdigung aus der historischen Bestimmtheit seines Erscheinens zu gewinnen hat“. Ein Verständniss der Gothik z. B. wäre undenkbar, ohne den tieferen culturgeschichtlichen Grund und Boden, den ihr die bürgerliche Bewegung des XII. Jahrhunderts vorbereitet hatte, und auch die Heimath der Gothik wäre viel früher gefunden worden, hätte man von Anfang an auf die Emancipation ihrer Träger im Herzen Frankreichs geschaut. Grösser noch ist freilich die Summe solcher Voraussetzungen bei gewissen entscheidenden Uebergangsmomenten, wo sich von vorneherein der Vergleich zweier rasch aufeinander folgender Culturepochen aufdrängt, von denen die eine die andere ablöst, aber unbewusst noch immer eine

Reihe von Erscheinungen darbietet, die ihre Erklärung einzig in dem Studium der Vergangenheit finden. Einen solchen Wendepunkt vergegenwärtigen uns die ersten Jahrhunderte der christlichen Kunstthätigkeit, ja streng genommen wird man durch die ganze mittelalterliche Kunstentwicklung überhaupt eine solche Doppelwurzel verfolgen können. Ich meine nämlich, dass neben den tonangebenden Aeusserungen der modernen Kunstvölker noch immer die Nachwirkungen der Antike in Form und Inhalt der Kunstwerke zu erkennen seien. Gar manchmal freilich treten diese Einflüsse nur in bedingter Weise zu Tage. Schon die Ideale, welche die Plastik und die Malerei im Dienste der Kirche zu verkörpern hatten, waren andere geworden. Die veränderten Bedürfnisse ferner zwangen die Bauleute für neue, selbstständige Schöpfungen zu sorgen, waren aber diese practischen Aufgaben gelöst und begann jene Arbeit, die den Stolz und die Freude des Architekten bildet, die Ausstattung der Massen mit Ziergliedern und Ornamenten, so konnte man sicher sein, dass die Antike bis tief in die romanische Epoche hinein ihre Vorbilder lieferte. Vollends aber kann man da, wo sich antike Denkmäler über die Stürme der Völkerwanderung hinaus erhalten haben, mit Gewissheit darauf zählen, dass sie im weitesten Umkreise zur Nachahmung dienten. Die Kleeblattform, die Anlage eines Kreuzes mit drei abgerundeten Armen, die so häufig den Grundriss römischer Thermal- und Palastbauten bildet, lässt sich von altchristlicher Zeit bis in die gothische Epoche hinein an zahlreichen italienischen und rheinischen Kirchenhören nachweisen. Die römischen Triumphbögen ferner, die sich im südlichen Frankreich erhalten hatten, finden in einer Reihe romanischer Kirchenportale ihre Doppelgänger, aus einer solchen Erinnerung ist nebenbei gesagt auch das Hauptportal unseres

Grossmünsters zu erklären. Aber nicht blos die Architectur, auch die Plastik greift mehr als einmal auf die Antike zurück. Ein deutscher Bischof des XI. Jahrhunderts, Bernward von Hildesheim, hatte in Rom die Trajanssäule gesehen. Er liess sie, in die Heimath zurückgekehrt, in kleinem Massstabe copiren, nur mit dem Unterschied, dass die neuen Bildwerke das Leben Christi verherrlichten. Das sind nun allerdings Beispiele, die nur hie und da eine fast beiläufige, locale Kenntniss der Antike verrathen, aber es fehlt auch an solchen nicht, dass sie Jahrhunderte hindurch in einzelnen Erscheinungen geherrscht habe. So lässt sich die Anwendung des korinthischen Kapitales durch alle Stylwandlungen hindurch bis in's XIII. Jahrhundert verfolgen. Bekannt sind ferner die Räthselgebilde, mit denen die romanische Architectur ihre Friese, Bögen und Kapitäle schmückte, oft sind es Halbmenschen, oft allerlei wunderliche Thiergestalten, die sich bald mehr bald weniger geschickt in die umgebende Ornamentik fügen. Wer solche Gegenstände unbefangen betrachtet und sich über die eckigen und derben Formen hinwegzusetzen vermag, der wird sich erinnern, dass gerade die römische Kunst in ihren decorativen Werken unzählige solcher Motive verwendet hat, Erscheinungen, die uns hier nun freilich in den edleren Formen des classischen Styles entgegentreten. Der Sinn und die Bedeutung allerdings, die das Mittelalter an solche Vorstellungen zu knüpfen pflegte, war ein anderer geworden. Abt Odo von Cluny, so wird erzählt, sei einmal den Virgil lesend eingeschlafen, da sah er im Traume eine prächtige antike Vase, aber sie war voller Schlangen. Diesen göttlichen Wink glaubte Odo zu verstehen, er las forthin keine heidnischen Bücher mehr.

Diese Geschichte, die uns ein Mönch in gläubigem Eifer hinterlassen hat, trägt viel zur Erklärung bei, welche Stel-

lung das Mittelalter zur Antike eingenommen hatte. Nie, auch in den späteren Jahrhunderten, sind ihre Erscheinungen völlig zurückgetreten, wohl aber hatte man die Herkunft derselben vergessen, oder man suchte wohl auch den heidnischen Gehalt durch eine christliche Auslegung zu sühnen. Davon zeugen die bacchischen Vorstellungen, die Centauren, die Sirenen ferner, mit denen man noch im XIV. Jahrhundert unser Freiburger Münster schmückte, jetzt freilich in einem anderen Sinne, als ihn das Alterthum deutete. Das Mittelalter erkannte darin die Vorstellung der Sünde, der Weltlust und der Verführung und man stellte sie gerne dem Heiligsten gegenüber, um damit den Gegensatz zwischen Tugend und Laster, oder den Sieg des Christenthums über die menschlichen Leidenschaften zu predigen.

Unsere Neuzeit endlich, im Vollbesitze einer hochgebildeten Technik, übersieht oft die Schwierigkeiten, mit welchen hierin gerade die mittelalterliche Kunst zu ringen hatte. Auch dafür bot die Antike ihre Auskunftsmittel dar: „von den Farben und von den Künsten der Römer“ überschrieb Heraclius im X. Jahrhundert seine Sammlung von Kunstrecepten. Römische Vorbilder sind es, nach denen ein Jahrhundert später die Erzpforten des Augsburger Domes gefertigt wurden. „More antiquorum“, „opere Romano“, „nach Weise der Alten“, „Römerwerk“ sind im tieferen Mittelalter die stehenden Ausdrücke für den monumentalen Quaderbau. Aber am allerbezeichnendsten für die fortwährende Hochachtung, die man der Antike zollte, ist wohl der Mythos von dem Zauberer Virgil. Aus seinem Nachlasse hatten die mittelalterlichen Grammatiker ihr Latein zusammengesetzt, Virgil wird deshalb den Propheten und Sibyllen coordinirt und verwandelt sich in der Phantasie des Mittelalters in einen Zauberer, von dessen mythischen Kräften das Volk



in Unteritalien noch heute zu erzählen weiss. Man sieht, die Antike lebte fort und wenn auch nur als ein freundlicher Dämon, auf dessen Rath und Hülfe man immer wieder zurückkam. Erst die Gothik hat sich in streng nationaler Haltung diesen Einflüssen der alten Welt zu entziehen gesucht. Und doch blieb auch ihr ein Erbe, die Antike hatte es vorbereitet, dem Mittelalter gebührt die Ehre, dasselbe zur reifsten Vollendung geführt zu haben!

Sie haben, hochgeehrte Anwesende! durch eine Reihe von Vorträgen die Geschichte der antiken Kunst von ihren frühesten Anfängen bis zu den höchsten Triumphen des griechischen und des römischen Zeitalters verfolgt. Meine Aufgabe wäre es nun, die ferneren Schicksale, das Nachleben und die Stellung der Antike in der mittelalterlichen Kunstentwicklung ausführlich zu schildern. Allein das Wenige schon, was ich hierüber andeutete, muss Ihnen gezeigt haben, dass dieses Thema in einem Vortrage zwar beleuchtet, aber niemals erschöpft oder auch nur theilweise nach seinem Umfange berücksichtigt werden könnte.

Gestatten Sie mir deshalb, aus diesem weiteren Gebiete einzulenken, um vorerst das Herauswachsen der christlichen Kunst und Sitte aus der römischen Vergangenheit zu verfolgen und darnach die Haupterrungenschaft zu ermessen, welche der Architectur des Mittelalters aus diesem Zusammenhange verblieben ist.

Das Jahr 313 gehört zu den denkwürdigsten der Weltgeschichte. Aus dem Geheimnisse der Katakomben hinaus wagt sich das Christenthum frei und jubelnd an die Oeffentlichkeit hervor. Mit Constantin dem Grossen datirt die Geschichte diese neue Ordnung der Dinge. Er ist der erste Kaiser, der als ein Christ bestattet ward, der erste, welcher

diejenige Religion zur Herrschenden erhob, „in welcher der Culturstaat nun seit mehr als anderthalb Jahrtausenden die unzertrennliche Genossin seiner höchsten Aufgaben feiert“. Die Kirche hat dankbar diesen ersten christlichen Kaiser zu ihren Heiligen gezählt, und doch gibt es nur wenige Menschen, die wie er hinwiederum so schonungslos verurtheilt worden sind. Man darf hier nicht einseitig urtheilen, denn Lob und Tadel sind nahe beisammen, und billig wird man nur dann entscheiden, wenn man die doppelte Stellung ermisst, die ein Kaiser als das Haupt des alten römischen Staates und als ein weitsichtiger Politiker zugleich zu behaupten hatte.

Drei Jahrhunderte hatten hingereicht, damit das Christenthum sich organisiren und befestigen konnte. Die Zersetzung des römischen Staates und der Zerfall der heidnischen Volksreligionen war seiner Ausbreitung nur förderlich gewesen. Der Glaube an das Jenseits, an die Vereinigung mit der Gottheit war eine mächtige Waffe in der Zeit der Prüfungen. In der Verfolgung sodann hatten die Bekenner ihre moralische Stärke bewiesen, im Leben ungewöhnliche, die sinkende Welt wieder aufbauende Tugenden. So wuchs das Christenthum nach Innen und nach Aussen.

Roms Toleranz ist sprichwörtlich geworden und dennoch fragt man sich, wie der Staat, der sonst alle Religionen des Weltreiches duldete, allein dem Christenthum gegenüber eine so unnachsichtliche Strenge übte. Die Antwort gibt das Christenthum selbst, das jeden Zusammenhang mit dem heidnischen Staate zurückwies und damit seine pantheistische Einheit zu zerstören drohte. Die neue Lehre war nicht wie das Judenthum eine nationale, durch uralten Bestand geheiligte Religion, den Römern erschien sie als eine blosse Secte. Noch weniger trug das Christenthum einen localen

Charakter. Der Bekenner, der seiner Ueberzeugung die engsten Bande der Familie und der Freundschaft opferte, war ein Feind des Staates und zwar in Rom wie in der entlegensten Provinz. Roms Vorgehen war in der That ein berechtigtes, seine Waffen waren gegen den Staat im Staate gerichtet.

Schon zu Anfang des III. Jahrhunderts hatte man ahnungsvoll von einer Welteroberung des Christenthums gesprochen. Von den Besten wie von den Schlimmsten war gegen dieselbe gerungen worden und hatte noch Diocletian zu den letzten verzweifeltsten Mitteln gegriffen. Vergebens — der Sieg des Christenthums war eine geschichtliche Nothwendigkeit und Constantin der Grosse eben hatte diese erkannt. Er ist der erste Kaiser, der den Staat „nicht trotz des Christenthums, sondern durch das Christenthum“ zu retten versuchte.

Man mag nun darin statt einer politischen Tugend höhere, idealere Beweggründe erblicken, das ist schon öfter geschehen, auch das ist gewöhnlich, dass sich die grossen und durchgreifenden Staatsactionen im Bewusstsein der Nachwelt zu Wundern erklären. Ein himmlisches Zeichen, das bekannte Labarum, soll Constantins Waffen zum Siege gelenkt haben. Die Feinde unterlagen und Maxentius selbst, der heidnische Kaiser, fand sein Grab in den Wogen des Tibers. So erzählt die Legende, so hat Raphael die Constantinsschlacht in seinem unsterblichen Bilde verherrlicht.

Nach der Schlacht an der milvischen Brücke im Jahre 312 errichteten die Römer dem Kaiser einen Triumphbogen. Die Hast, womit das Werk erstellt werden sollte, vielleicht schon das Bewusstsein künstlerischer Unfähigkeit rieth dazu, einen älteren Trajansbogen abzutragen und mit dessen Bildwerken den Neubau zu schmücken. Der christliche Kaiser



hielt seinen Einzug und eine Inschrift an der Ehrenpforte begrüßte ihn, „der auf den Wink des höchsten und besten Jupiter gesiegt hatte“. Diese kurze Nachricht gehört zu den bezeichnendsten Stellen, die uns für die Kunstgeschichte überliefert sind. Sie tönt wie ein Seitenstück zu der Menge christlicher Bildwerke, die immer wieder ihren Inhalt an die heidnischen Beziehungen anknüpfen und sie erklärt mit diesen die Stellung, welche die christliche Kunst von Anfang an der Antike gegenüber eingenommen hatte.

Sicher ist es, die Erscheinungen des christlichen Lebens sind nie ganz spurlos an der heidnischen Welt vorübergegangen, auf der andern Seite aber hat selbst der triumphirenden Kirche diejenige Kraft gefehlt, welche den bestehenden Staat gleichsam von Heute auf Morgen durch eine neue Aera verdrängt hätte.

Die christliche Bildung war keine urwüchsige, Rom war es vielmehr, in der sie wurzelte, hier lag auch der Boden, auf dem sich das Christenthum von Anfang an verbreitet hatte. Kein Wunder also, wenn im Laufe der ersten Jahrhunderte das ganze Leben, die Erscheinungen auf dem kirchlichen, wie auf dem profanen Gebiete von einer Menge heidnischer Gedanken durchdrungen sind. Schon die Unschlüssigkeit des Einzelnen mochte häufig die Zuflucht zu dergleichen Zweideutigkeiten empfehlen, der Schein der Rücksicht blieb alsdann gegen die beiden Religionen gewahrt. Manchmal war es aber auch eine blosser Gewohnheit, welche eine Kritik in solchen Sachen vergessen liess. Am deutlichsten zeigt sich diese Mischung in den Denkmälern der Plastik und der Malerei. Christus als guter Hirte, die bekannte in den Katakomben so häufige Darstellung eines Jünglings, der ein Lamm auf den Schultern trägt, ist nichts anderes, als die des Widder tragenden Hermes. Der musicirende

Orpheus, umgeben von wilden Thieren, wird ebenfalls in den Katakomben als Sinnbild der durch Christi Lehren bezwungenen Leidenschaften dargestellt. Bacchische Scenen ferner, die in der heidnischen Grabsymbolik eine so grosse Rolle spielten, wurden noch zu Anfang des IV. Jahrhunderts in dem Grabmale der Constantia vor Porta Salara wiederholt, auf Sarkophagen erhalten sie sich bis in's VI. und VII. Jahrhundert hinein. Am häufigsten, ja durch das ganze Mittelalter hindurch erscheinen aber die antiken Personificationen von Himmel und Erde, von Sonne und Mond, von Meeren und Flüssen.\*) Noch zu Anfang des V. Jahrhunderts stellte man den Jordan im Baptisterium der Orthodoxen zu Ravenna in der Gestalt eines antiken Flussgottes dar, wie er der Taufe Christi beiwohnt und hülfreich das Trockentuch bereit hält. Aehnliche Beispiele liessen sich in's Unendliche vermehren.

Gewiss gab es immer Solche, welche mit dem vollen Eifer ihrer Ueberzeugung gegen dieses Doppelwesen auftraten. Tertullian eifert gegen die Bildner als gegen solche, welche ein schändliches Gewerbe treiben. Dem Maler, so berichtet ein Anderer, welcher Christum in Gestalt Jupiters darstellte, verdorrte die Hand. Das Alles hinderte aber nicht, dass selbst Götterbilder im Dienste des Luxus hoch geschätzt blieben und dass Theodosius, der grösste der christlichen Eiferer, den alten Cultus zwar verbot, aber die Tempel und ihren Schmuck zu erhalten befahl.

Viel weniger noch konnte ein Vorwurf heidnischer Abstammung für die Architectur in Betracht kommen. Diese

---

\*) Noch auf einem Messingschnitt des XII. Jahrhunderts wurden Sol und Luna über den Tod des Heilandes klagend dargestellt. Vergleiche das Prachtwerk von Weigel und Zestermann, die Anfänge der Druckerkunst.

erste unter den bildenden Künsten hatte hierin ein besonderes Vorrecht, weil ihre Gebilde durch practische Nothwendigkeit hervorgerufen werden und erst in zweiter Linie durch Proportion und decorative Ausstattung die Weihe des Kunstwerkes erhalten. Auf dem Gebiete der Plastik und der Malerei konnte die strenge Ansicht der Kirchenväter gelegentlich einmal durchdringen und die Production wie die Aufstellung der Bilder verbieten. Das Bedürfniss nach baulicher Gestaltung dagegen bestand nach wie zuvor und nie hätte ein Protest der Welt etwas dagegen ausgerichtet. Auch ist ja die Stellung der Architectur eine ganz andere als die der beiden Schwesterkünste. Diese stehen in unmittelbarer Beziehung zur Gegenwart, ihre Leistungen sind zuvörderst den Schwankungen des Lebens unterworfen, weil sie diesem ihre Gestalten, den Ereignissen die geistige Anregung verdanken. Hier ist also eine bestimmte Tendenz nicht ausgeschlossen. Malerei und Plastik konnten in der That gefährlich wirken, der christlichen Strenge in dieser oder jener Weise zu nahe treten. Bei der Architectur dagegen kömmt der geistige Gehalt nur mittelbar in Betracht, hier tritt das formale Element entschieden in den Vordergrund, die Wandlungen gehen langsamer vor sich, denn jeder Fortschritt ist das Resultat der Erfahrung und die Uebung dieser schwerfälligeren Technik bleibt die Sache handwerklicher Ueberlieferung. Zugegeben daher, dass man von der Plastik und der Malerei mit Fug und Recht eine neue, dem christlichen Geiste zusagende Wendung verlangen konnte, so musste auf der anderen Seite eine ähnliche Zumuthung an die Baukunst völlig resultatlos bleiben, indessen war dazu kein Grund vorhanden, man kannte den vollen Umfang des antiken Erbes und man wusste dessen Werth zu schätzen.

Es ist Ihnen — hochgeehrte Versammlung! — in einem

früheren Zusammenhänge das Wesen der römischen Kunst geschildert worden. Gestatten sie mir, nur kurz darauf zurückzukommen. Die Existenz einer nationalen römischen Kunst ist schon öfter, und nicht ohne Grund, bezweifelt worden und schwächer oder stärker zeugt auch die ganze römische Litteratur, dass diesem Volke ein höherer Kunstsinne abgesprochen werden muss. Diese Thatsache erklärt sich übrigens sehr wohl aus der Geschichte und aus dem Charakter des römischen Staates. Jene freie Selbstständigkeit des Individuums, welche den Grundton des hellenischen Lebens bildete, war in Rom nur eine bedingte. Die strenge Majestät eines welterobernden Staates und ein bis zur letzten Clausel vollendeter Rechtsbau einten und beherrschten die Menge. Das Individuum blieb zwar nicht das willenlose Werkzeug orientalischen Despotismus, seine freie Entwicklung war keineswegs ausgeschlossen, aber die Tugenden und die Fähigkeiten, durch welche der Einzelne glänzte, Staatsklugheit und Tapferkeit, Künste und Wissenschaften, sie alle kamen zuerst einem Staat zu gut, der in der praktischen Vereinigung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel die sicherste Grundlage seiner Machtentwicklung kannte.

Dieser ausgesprochene Hang nach Besitzthum und das Streben nach Centralisation erklären schon die Zugänglichkeit der Römer für ausländische Sitten und Gebräuche, ihre ausserordentliche Toleranz gegen fremde Religionen, aber ebenso deutlich spiegelt sich dieser Zug in der Kunst, die immer das treueste Abbild des Volkscharakters ist.

Haben wollte und musste man auch die Kunst, weil ihre anmuthigen Gebilde dem Staate zur Verherrlichung dienten, aber Schönes zu erfinden und zu gestalten, widersprach der Praxis der Römer, denn dazu gab es ja unterjochte Völker, deren weichliche Cultur dem Luxus und dem



Kitzel der Schaulust ein volles Genüge leistete. So kommt es, dass die meisten Künstlernamen, die aus der Kaiserzeit überliefert sind, auf griechische Herkunft zurückweisen. — Es ist ferner kein Zufall, dass unter allen Leistungen der römischen Kunst diejenigen der Architectur weitaus die hervorragendsten und zahlreichsten sind. Ein Volk von so vorwiegend practischer Richtung wird sich vor Allem der Baukunst zuwenden, „hat diese doch selbst eine Zwischenstellung, die den materiellen Zwecken des Lebens eine ideale Verkörperung leiht.“ Aber auch da hat ein selbstständiges und ideales Schaffen nicht stattgefunden, auch da sind die Römer nur die Eroberer, die es verstehen, die ganze Summe dessen, was die Culturbestrebungen der Vergangenheit geleistet haben, zu sammeln und zweckentsprechend umzugestalten. Bezeichnend für diese Richtung ist schon der römische Tempel. Es ist nichts anderes als ein Gemisch von alt-italischen, etruskischen Ueberlieferungen und von griechischen Vorbildern. Was die Römer an diesem Ausbau vollendet haben, kommt lediglich auf Rechnung der Prunksucht und der Praxis zu stehen. Tempel und Theater sind das Höchste, was die griechische Architectur hinterlassen hat, Tempel und Theater das Geringste, was die Römer erbauten. Ihre grössten und namhaftesten Leistungen sind die Paläste, sind die Thermen und Cirken, die Nutzbauten endlich: die Wasserleitungen und Brücken, die Heerstrassen und die Viaducte, welche die Stadt mit ihrem Weltreiche verbanden.

Gewiss das wahrhaft Schöne und Ideale tritt in allen diesen Werken zurück. Hier ist keine Rede von der strengen Gesetzmässigkeit der griechischen Architectur, wo Construction und Schmuck sich gegenseitig bedingen, und wo das Eine ohne das Andere zum leblosen Gedanken würde, keine Rede von dem Wohlklange der Formen, in denen ein

kindlich reiner Sinn die Natur erfasst und daraus das Beste nach seinem Ideale verkörpert. Reichthum und Colossalität, eine derbe und üppige Kraft der Erscheinung, das sind die zunehmenden Merkmale der römischen Architectur.

Allein wir haben uns nicht mit diesen Verirrungen zu beschäftigen. Neben dem Verfall des Formenwesens, der etwa seit der Mitte des II. Jahrhunderts nach Christo beginnt, ist das technische Vermögen in stetem Fortschritt begriffen und in dieser Hinsicht sind auch die spätesten Leistungen wahrhaft staunenswerth. Noch Vitruv spricht kein Wort vom Gewölbebau, oder wenn er dessen gedenkt, so geschieht dies nur ganz beiläufig. Und doch war diese Technik schon damals zu einer bedeutenden Entwicklung gediehen. Dieses Stillschweigen kennzeichnet so recht den alten hausbackenen Academiker, der sich gar wohl der guten alten Zeit erinnerte, und deshalb um keinen Preis einer Form gedenken wollte, die die Griechen ja nicht gekannt hatten. Aber man denke sich einmal die römische Architectur ohne den Gewölbebau. Erst jetzt, nachdem man diese Technik in ihrem vollen Umfange erkannt und geübt hatte, war es erreicht, dass forthin keine Combination der Plananlage mehr unmöglich blieb und daran schloss sich auch sofort der zweite Triumph der römischen Architectur: kein Volk der Erde hat je wieder einen solchen Sinn für grossartige Raumdisposition an den Tag gelegt. Roms Thermen, seine Paläste und Villen sind unübertroffene Vorbilder grossartigster Raumbildung und Hand in Hand mit diesen Vorzügen macht auch die handwerkliche Technik reissende Fortschritte. Noch das IV. Jahrhundert hatte ein Wunder geschaffen, die Kreuzgewölbe im Mittelschiff der sogen. Constantinsbasilica in Rom waren fast doppelt so weit, als die der grössten Dome des Mittelalters. Als im Jahre 1586

der grosse Obelisk bei St. Peter von seinem alten Standorte auf die gegenwärtige Stelle übertragen wurde, da erregte ein solches Unternehmen das Staunen der damaligen Welt, Poesie und Kunst haben dasselbe gefeiert und doch sind solche Virtuosenstücke im alten Rom nicht selten gewesen.

Aus allen Leistungen der römischen Architectur, auch dann noch als die Malerei und die Plastik bereits in tiefen Verfall gerathen waren, spricht ein erhabener Sinn für die räumliche Gliederung und bis zuletzt erhält sich eine Technik, wie sie seit den Zeiten der Pharaonen von keinem Volke der Welt mehr gehandhabt worden war.

Den Einflüssen solcher Resultate aber hätten sich die Christen niemals entziehen können. —

Zu Anfang des IV. Jahrhunderts schrieb Eusebius, der berühmte Biograph Constantins des Grossen, in seiner Kirchengeschichte, die bisherigen Kirchen seien den Christen mit einem Male zu eng geworden, ihre Zahl hätte dem Bedürfnisse nicht mehr genügt und überall seien grössere und reichere Gebäude entstanden. Wir kennen die Form und die Anlage jener vorconstantinischen Kirchen nicht. Nur beiläufig wird etwa angedeutet, dass zwischen den Stürmen Momente der Ruhe erfolgten, in denen der Cultus sich frei an die Oeffentlichkeit hinaus wagen durfte. Schon Hadrian soll den Christen erlaubt haben, kleine Gotteshäuser zu bauen, aber so einfach und schmucklos waren diese Gebäude beschaffen, dass sie ein späterer Bischof mit Schafställen verglich. Auch Severus Alexander war anfänglich ein Freund der Christen und er urtheilte, als Wirthe ihnen einmal den Bauplatz für eine Kirche streitig machen wollten, dass Gottesdienst, in welcher Form er stattfinden möge, unter allen Umständen besser sei als Schenkwirthschaft. — Von da an



sind diese Stiftungen so häufig, dass zu Ende des III. Jahrhunderts in Rom allein bei vierzig katholische Kirchen bestanden. Manche unter ihnen zählen noch heute zu den gefeiertsten Basiliken, aber nur durch die Weihe, die Monumente selbst sind durch Neubauten verdrängt worden. Erst mit dem IV. Jahrhundert beginnt die Reihenfolge der ältesten noch erhaltenen Kirchen und lässt sich von da an die lange und mannigfaltige Entwicklung der christlichen Baukunst verfolgen.

Wir wissen was Rom zu bieten hatte, und kennen die Beziehungen, welche die christliche Plastik und die Malerei mit der Antike verbanden. Gewiss darf man annehmen, dass sie den Zeitgenossen nie zum Bewusstsein gelangten. Der Sieg des Christenthums war ein Ereigniss von solcher Bedeutung, dass man darüber jene Beziehungen sehr wohl vergass und dennoch ergibt es sich, dass auch die Baukunst, und zwar die profane wie die kirchliche Architectur, ganz unmittelbar aus antiken Vorbildern schöpfte. Die Gestalt eines gleichschenkligen, des sogen. griechischen Kreuzes, die so häufig den Grundriss antiker Grabmäler bildet, ist die typische Planform der Katakombenkapellen und ebenso beschreibt Eusebius die Apostelkirche zu Byzanz, welche Constantin der Grosse als kaiserliches Erbbegräbniss gestiftet hatte. Auch im Mittelalter sind solche Grabkirchen häufig erbaut worden. Kein Bild des alten Roms ist ferner denkbar, ohne die vielen Kuppeln, welche die Stadt überragen. Auch heute sind sie noch zahlreich vertreten in der Stadt und in der Campagna, wo die Via Appia meilenweit von solchen Anlagen begleitet ist. Die Römer liebten es, gewissen Heiligthümern und vorzugsweise den Grabtempeln die Form eines kuppelbedeckten Rundbaues zu geben. Man hat sie hiefür so zweckentsprechend und einzig monumental gefun-

den, dass von da an bis in's Mittelalter hinein die Form der Grabkirche diejenige der Rotunde geblieben ist. Auch für die Taufkirchen, für die sogen. Baptisterien sind solche Anlagen häufig gewählt worden, und zwar, wie man angibt, nach dem Vorbilde der gleichnamigen Rotunden, die als Schwimmsäle in den Thermen gedient haben sollen. Die Kunstgeschichte hat eben auch ihre Legenden, die sich leichter nacherzählen als beweisen lassen, und hieher gehört die landläufige Ableitung der Baptisterien. Rom wird auch ausser jenen mythischen Thermenrotunden noch Vorbilder genug geboten haben; übrigens ergab sich für die Taufkirchen gerade die Rundform von selbst, sie passte wie keine andere für eine ceremonielle Handlung, die sich inmitten eines gedrängten Kreises von Zuschauern vollzog. Für den eigentlichen Gemeindegottesdienst dagegen stellten sich dergleichen Anlagen als mangelhaft und unzureichend dar, denn hiefür bedurfte man grosser hellbeleuchteter Binnenräume, eine Eintheilung ferner, welche der Trennung der verschiedenen Gemeindeglieder und der Sonderung dieser von der Priesterschaft entsprach. Auch der Tempel bot hiezu kein Vorbild dar, denn er ist nur die Wohnstätte der Gottheit und setzt daher weder eine bestimmte Raumgliederung, noch Grösse des Innern voraus. Der Aussenbau ist es, auf dem der Werth und die künstlerische Bedeutung des antiken Tempels beruht.

Sie erinnern sich nun — hochgeehrte Versammlung! des Ausdrucks *Basilica*, mit dem man seit dem IV. Jahrhundert die christlichen Cultusgebäude bezeichnete, ein Name, den auch die heutige Kunstterminologie für die auf länglichem Grundrisse geplanten Kirchen beibehalten hat. Man pflegt diese Bauform aus dem gleichnamigen antik-römischen Profangebäude herzuleiten, indem man annimmt, es möchten

entweder römische Basiliken geradezu in Kirchen umgewandelt, oder als Vorbilder für dieselben benutzt worden sein.

Die Basiliken gehörten zu denjenigen öffentlichen Gebäuden, deren nur selten eine römische Stadt entbehrte, es waren Monumente, an denen die Architectur den ganzen Aufwand ihrer Pracht entfaltete, wo Handel und Wandel ihre täglichen Mittelpunkte fanden. Es gab Weinbasiliken, Wechslerbasiliken, Spazierbasiliken und endlich eine vierte Classe, die sogenannten forensischen Basiliken. Ihr Name wie ihre Bestimmung deutet auf die nahe Verwandtschaft mit den Foren hin; zunächst dem geschäftlichen Verkehre bestimmt, dienten sie neben diesem Hauptzwecke als Sitzungslocale für die richterlichen Behörden. Diese Gebäude waren also nichts anderes als abgekürzte, in's Enge gezogene Foren, demselben Verkehre geöffnet, der sich dort auf dem Forum unter freiem Himmel und hier in der Basilica in einem beschränkteren und geschützten Raum vollzog. Es war somit eine ähnliche Vereinigung obrigkeitlicher und mercantiler Mittelpunkte, wie sie auch die mittelalterlichen Rathshäuser zuweilen versahen. Die Anlage der Basiliken war freilich eine andere. Vitruv beschreibt die Basilica folgendermassen:

Das Ganze bildet im Grundriss ein längliches von Säulen begrenztes Rechteck, das auf allen vier Seiten zunächst von einem freien Umgange und sodann von der Umfassungsmauer umgeben war. Was die Ausdehnung des Grundrisses betrifft, so sollte dessen Breite nie mehr als die Hälfte und nie weniger als ein Drittel seiner Länge betragen. Der Säulengang im Innern sodann erhält den dritten Theil von der Breite des freien Mittelraumes. Das Charakteristische dieser Anlage zeigt sich aber hauptsächlich im Aufbau. Ueber den Säulen des Erdgeschosses spannt sich zunächst

eine horizontale Balkenlage, sie wird der Architrav genannt und dient als die Trägerin eines Fussbodens, der das untere Stockwerk der Seitenhallen abschliesst. Darauf ruht eine hohe Brustwehr, welche den obern Umgang gegen den Mittelraum abgrenzt und einer auf allen vier Seiten herrschenden Säulenstellung zum Auflager dient. Während hier nunmehr die umgebenden Seitenräume mit einem Dache abschliessen, steigt der Mittelraum in Form eines von Fenstern durchbrochenen Hochbaus noch höher empor, um dann mit einem allseitig schräg abfallenden Dache bekrönt zu werden. Eine Anlage also, die uns die hiesige Tonhalle so ziemlich wiedergibt.

Anwendung verschiedener Höhenregionen auf einem und demselben Grundplane, sodann die selbstständige und zwar seitliche Beleuchtung des hochanstrebenden Mittelraumes, sind die hauptsächlichsten Merkzeichen der Basilikenanlage.

Gewiss war sie die allertauglichste zur Aufnahme einer grossen Menschenmenge, und den verschiedenen Zwecken, zu welchen diese sich versammelte, bot eine solche Raumgliederung, wie keine andere, das beste Genüge dar.

Nichts natürlicher, urtheilte man nun, als dass die Christen sich solcher Basiliken bemächtigten, um dieselben für ihre gottesdienstlichen Zwecke zu benutzen. Dieser Ansicht muss ich nun leider um so entschiedener entgegentreten, als sie zwar wissenschaftlich völlig haltlos und hinlänglich widerlegt, aber trotzdem noch heute in den weitesten Kreisen die herrschende geblieben ist.

Der erste Fehler, den man bei dieser Ableitung beging, beruhte darauf, dass man bei dem Mangel noch bestehender Markt- und Gerichtshallen sich das Bild der forensischen Basilica aus der Anschauung christlicher Basiliken ergänzte und jener, der forensischen, deshalb eine Reihe von Bestand-

theilen zumuthete, welche ihr, strengster Untersuchung zufolge, niemals angehörten. Und was sodann die vermeintliche Uebergabe forensischer Basiliken zu gottesdienstlichem Zweck betrifft, so sind auch die hierauf bezüglichen Nachrichten zum Mindesten zweideutig. Aber auch zugegeben, dass gelegentlich eine solche Uebertragung stattgefunden hätte, so mussten diese Fälle dennoch vereinzelt geblieben sein, denn dem Christenthum lag es wohl daran, die heidnischen Götter zu vernichten, niemals aber waren seine Ziele darauf gerichtet, Handel und Wandel, wie sie bis dahin bestanden hatten, zu beeinträchtigen; wie denn selbst Constantin der Grosse und seine Nachfolger noch eine Reihe von Basiliken gestiftet haben, deren ursprüngliche Bestimmung sich theilweise bis in's Mittelalter erhielt.

Man hat also die Ableitung der christlichen Basiliken auf einem andern und zwar auf einem indirecten Wege zu suchen.

Bis zum III. Jahrhundert dauerten, wenn auch immer seltener, die gottesdienstlichen Versammlungen in den Privathäusern fort. Hinsichtlich der Localitäten, welche dazu benutzt wurden, kamen zweierlei Anforderungen in Betracht: ihre Grösse sollte der Frequenz genügen, ihre Lage die Versammlung den Blicken der Oeffentlichkeit entziehen.

In dem orientalischen Hause scheint sich dieser Raum vorzugsweise in den oberen Geschossen befunden zu haben. Anders in dem römischen Gebäude, das sich in der Regel nur einstöckig und dafür auf einem weitläufigeren Grundplane ausdehnte. Hier in dem römischen Wohnhause gab es nun zweierlei Räumlichkeiten, welche diesem Zwecke angemessen erschienen. Die Ersteren waren die Oeci (auch Exedren oder Triclinien genannt), grosse Säle, welche zur Repräsentation, zu geselliger Vereinigung und bei besonderen Anlässen wohl auch zur Tafel dienten. Ihre Lage hinter einem vorliegenden



Hofe, dem Peristyle, dem sich auch auf unserm Grundriss der grosse Prunksaal anschliesst, sicherte die dort Versammelten vor der Gefahr wenigstens einer plötzlichen Ueerraschung. Vitruv, der mehrere Gattungen solcher Säle kennt, beschreibt darunter auch den ägyptischen Oecus und hebt ausdrücklich dessen Aehnlichkeit mit der Basilikenanlage hervor. — Sodann aber — und das war die zweite Classe verfügbarer Räume — gab es wirkliche Haus- oder Privatbasiliken, welche nicht selten mit Palästen vornehmer Römer verbunden zu sein pflegten. Wie nun jene Säle oder Oeci, so konnten gelegentlich auch diese Hausbasiliken zum Gottesdienste eingerichtet werden, ja es gibt sogar bestimmte Nachrichten, wonach solche Hausbasiliken der Christengemeinde übergeben und nachträglich zur Grundlage noch bestehender hochgefeierter Kirchen, wie der Lateranbasilica und der Kirche St. Maria Maggiore in Rom, geworden sind.

Bereits vor Constantin konnte also der christliche Gottesdienst nicht blos in basilikenartigen Gebäuden, sondern auch in wirklichen Basiliken abgehalten werden. Wenn somit feststeht, dass es weder nöthig noch überhaupt möglich gewesen wäre, jene forensischen Basiliken zu usurpieren, so bleibt zwar ein Einfluss derselben auf die Gestaltung der neuen Gotteshäuser nicht ausgeschlossen, allein da wir nun dieselbe Form und dieselbe Einrichtung in anderen Localitäten kennen gelernt haben, und zwar in solchen, welche von jeher und regelmässig durch die Christengemeinde benutzt worden waren, so liegt es in der That nahe genug, hier in diesen Oeci und Hausbasiliken den eigentlichen Ausgangspunkt des Kirchengebäudes zu suchen, dessen allmähliche Ausbildung sodann Hand in Hand mit der des christlichen Cultus selbst zu verfolgen wäre.

Auch hier also ist wieder eine durchaus heidnische



Form in den christlichen Gebrauch hinübergewandert. Aber dabei freilich blieb man nicht stehen. Dieses grosse zukunftsreiche Schema, welches die Antike vorbereitet hatte, ward bloß zur Anregung, an die sich nun sofort eine Reihe von weiteren selbstständigen Versuchen knüpft. Im Laufe des III. Jahrhunderts hatte sich der christliche Cultus immer fester geregelt. Es gab jetzt schon gewisse Handlungen, bei denen ein Theil der Gemeinde, so die Büssenden und die Ungetauften, ausgeschlossen war. Auch die Geistlichkeit begann sich in vornehmer Reservanz über die Laien zu erheben, etwa um diese Zeit scheinen die erhöhten Bischofsstühle in den Kirchen aufgekommen zu sein. Vollends entschied aber der Sieg des Christenthums den endgültigen Bruch mit der republicanischen Einfachheit der apostolischen Kirche. Immer schroffer sonderte sich eine vielfältig abgestufte und bis auf's allerstrengste disciplinirte Priesterschaft von der Gemeinde der Laien. Dem entsprach denn auch die Umbildung, welche das antike Schema schon in den ältesten noch erhaltenen Basiliken erhielt.

Das Ideal einer solchen Anlage war die von Constantin dem Grossen gegründete Petersbasilica in Rom, die aber bereits seit dem XV. Jahrhundert der jetzigen weltberühmten Metropolitan-Kirche zu weichen begann und deren Einrichtung nur noch aus älteren Aufnahmen bekannt ist. Nach einer solchen ist der vorliegende Grundriss gezeichnet, der so ziemlich alle Theile einer damaligen Musterbasilica umfaßt. Von aussen her zunächst öffnete sich der Zugang durch einen weiten, von Säulenhallen umgebenen Vorhof, das sog. Atrium. In der Mitte desselben steht ein Brunnen, der sog. Cantharus, das Symbol der Reinigung, wie die Weihwasserbecken, die noch heute in den katholischen Kirchen gebräuchlich sind. Dem Brunnen gegenüber bildet

die vierte Seite des Atriums die Vorhalle zu der Kirche selbst. Sie wird Narthex genannt, Stab oder Geissel, weil hier der Aufenthaltsort der Büssenden und Ungetauften ist.

In der Basilica selbst erkennt man im Wesentlichen die Eintheilung des forensischen Gebäudes wieder. Als erste augenfällige Erneuerung ergibt sich jedoch, dass die Säulenhallen nur zwei Seiten, nämlich die beiden Langseiten des Mittelschiffes begrenzen, auf der Ostseite zumal gab man sie von jeher wegen des freien Blickes nach dem Altare hin preis. Dieser selbst befindet sich dem Eingange gegenüber in der Mitte eines halbrunden Chores. Dieser Raum, die Apsis, ist das Heiligthum im engsten Sinne und liegt daher gewöhnlich um mehrere Stufen höher als das Langhaus. Schon früher indessen, und zwar in demselben Masse als die Organisation des Cultus und eine stets complicirtere Rangordnung der Geistlichkeit zunahm, mochte dieser Raum zu beschränkt erscheinen. Man half sich damit, dass man die Apsis nicht mehr unmittelbar an das Hauptschiff anfügte, sondern zwischen diese beiden Gebäudetheile einen stark über das Langhaus vortretenden Querbau, ein sog. Querschiff einschob.

Das sind in allgemeinen Zügen die Veränderungen, denen das römische Schema im Laufe der ersten Jahrhunderte nach Constantin unterlag.

Noch heute zählt Rom unter seinen Heiligthümern gar manche Zeugen dieser altchristlichen Kunstthätigkeit, Monumente, die man gelobt und getadelt hat. Es ist wahr, wer diese Kirchen und Basiliken mit kritischem Auge betrachtet, wird mancher Fehler gewahr. Der Grundplan ist unregelmässig, die dünnen Wände sind nachlässig gemauert, ihr Aufbau ist eher kühn als constructiv gerechtfertigt, die Wölbung, dieser Stolz der römischen Bauten, fehlt von An-

fang an und durchgängig, offene Balkendecken überspannen das Innere, wo die Wirkung architectonischer Detailgliederung durch den Goldglanz der Mosaiken beeinträchtigt wird. Noch schlimmer wirkt aber die Unfähigkeit für die plastische Ziergliederung überhaupt. Noch heute pflegt der Italiener die nordischen Barbaren für das ganze Unheil verantwortlich zu machen, das über die Kunstdenkmale Roms hereingebrochen ist. Er vergisst, dass die Nachkommen selber es waren, die mehr als ein Jahrtausend lang die Werke ihrer eigenen Ahnen zu Steinbrüchen erniedrigt haben. Die römischen Basiliken sind voll von Kapitälern und voller Architrave und Säulen, die man schonungslos den alten Denkmälern entriss, so consequent, dass nicht selten der Raub eines Tempels die ganze Ausstattung einer christlichen Basilica bestimmte. Für den frühzeitigen Verfall des feineren Formgefühls und der Proportionalität im Einzelnen ist diese Raubsucht von verhängnissvoller Bedeutung geworden und hier allerdings wird auch das billigste Urtheil sich der Kritik nicht enthalten können. Aber man muss nicht das Einzelne, sondern das Ganze betrachten: den Glanz, der alle Theile schmückt, die kühnen und leichten Verhältnisse, wie das Alles so hoch und luftig emporsteigt, den Wald von Säulen, der den Blick so ruhig und so sicher nach vorwärts leitet, wo zuletzt das Ganze in der mosaikstrahlenden Tribuna seinen gewichtigen Abschluss findet. Durch Alles hindurch geht endlich ein Zug von wahrhaft antiker Grossartigkeit. Die Basilica S. Paul ausserhalb Rom umschliesst einen Flächeninhalt von 7000 Quadratmetres, das Mittelschiff allein ist doppelt so weit, als dasjenige des Cölner Domes.

Und dieser Sinn für das Grossartige und Monumentale lebt nicht blos fort, sondern er ist sogar in einer fortwährenden

Steigerung begriffen. Er erhält einen neuen Ausdruck durch die im Vergleich mit den heidnischen Bauten viel weitere Anordnung der inneren Stützen, die in weiten Abständen mit kühnen Bögen überspannt, die Last der Obermauern tragen. Dazu kommt endlich, dass die Säule zum erstenmal wieder aus ihrer müssigen Decorativstellung befreit wird und wirklich, was sie bei den Griechen war, als stützendes, raumöffnendes Glied erscheint. Aber noch viel bedeutender ist das System überhaupt, der Anschluss an die erprobten Massen der antiken Basilica. Gewiss war hier gerade die alte römische Vorliebe für grossartige Raumdisposition nicht ohne Einfluss geblieben. Neu und selbstständig ist aber die Consequenz, mit welcher die christliche Architectur dieses System verfolgt und von nun an in der Anordnung verschiedener Höhenregionen auf einem und demselben Grundplane ihr unveräusserliches Guthaben erkannte. Damit war einer Kunst, die sich, wie die altchristliche, noch in dem ganzen Vollbesitze der antiken römischen Technik behauptet hatte, die grösste Zukunft eröffnet.

Schon seit Constantins Zeit lassen sich die Consequenzen verfolgen. Die Basilica scheint, wie sie muthmasslich von Anfang an in den christlichen Gebrauch gelangte, in steter Verbindung mit der flachen Holzdecke geblieben zu sein. Es ist eine räthselhafte Thatsache, dass jene Form, obschon so überaus entwicklungsfähig, erst im Mittelalter die Versuche zu einer Anwendung des Gewölbebaues auf sich gezogen hat. Dagegen gibt es schon unter den ältesten Rundkirchen solche, die als erhebliche Beispiele des Kuppelbaues figuriren. Freilich in so einfacher Form, wie das hier dargestellte römische Pantheon jene Rotunden vertritt, waren solche Anlagen nicht zu benutzen, sie eigneten sich wohl als Grabkirchen und Taufkapellen, aber keines-

wegs für die grossen gottesdienstlichen Versammlungen. Auch hier war eine Umbildung nöthig. Es fehlt an Monumenten und damit auch an den Belegen, um die verschiedenen Versuche zu verfolgen, durch welche die christlichen Architecten zu ihrem Ziele gelangten. Aber Thatsache ist es, dass die entscheidendste dieser Neuerungen bereits in einem Bau des IV. Jahrhunderts vorliegt. Es ist dies das Grabmal der Constantia, einer Tochter oder Schwester Constantins des Grossen, nahe bei St. Agnese, vor den Mauern Roms. Das Ganze bildet, wie Sie schon aus dem Grundrisse ersehen, ein Kreisrund, aber die Kuppel ruht nicht mehr wie beim Pantheon auf der Umfassungsmauer selbst, sondern sie wird von Säulen getragen, die ebenfalls kreisförmig innerhalb der Rotunde aufgestellt sind. Es entsteht daneben ein fortlaufender Umgang, der den Seitenschiffen der Basilica entspricht und dessen Gewölbe dem hochanstiegenden und selbstständig beleuchteten Kuppelraum ein genügendes Widerlager bietet.

Mit dieser Uebertragung des Basiliken-Schemas auf den Rundbau — es ist dies ja im Grunde genommen nichts anderes — hatte die christliche Architectur den ersten selbstständigen Schritt gethan. Ihre Neubildungen bezeichnen von da an nicht blos in formeller Hinsicht einen entschiedenen Bruch mit der antiken Ueberlieferung, sondern sie sind auch in technisch-statischer Hinsicht als der Ausgangspunkt einer ganz besonderen Entwicklung bemerkenswerth, einer Entwicklung, an der sich die Baukunst des Abendlandes wie des Orientes mit gleichem Antheile und einer Reihe epochemachender Neubauten bethätigt. S. Lorenzo in Mailand, S. Vitale in Ravenna und S. Sergius und Bacchus in Constantinopel sind solche Denksteine, die uns Schritt für Schritt die steigende Erkenntniss constructiver Tüchtig-



keit und räumlicher Grösse vergegenwärtigen, bis endlich die Baukunst des Orients diese Entwicklung zu einer zweiten Phase führt, um mit dem einen Elemente des Rundbaues, mit der Kuppel, das Höchste zu leisten, was überhaupt in diesem Sinne zu erreichen war. Die Sophienkirche in Constantinopel, ein Bau, den Justinian in den Jahren 532 bis 537 errichten liess, ist das erste Denkmal der sogen. byzantinischen Architectur. Von da an trennen sich für immer die Wege des Orients und des Abendlandes.

Zwar sind auch hier im Abendlande noch Rundbauten in grosser Zahl errichtet worden, allein ihr Gebrauch beschränkte sich fast ausschliesslich für gewisse mehr nebensächliche Cultuszwecke; sie dienten als Taufkirchen, Grabkapellen und Schlosskirchen, und ihre Form blieb auch bei grösserem Massstabe, wie in der Aachner Pfalzkapelle, dieselbe, die sich schon seit Jahrhunderten in S. Constanza ausgebildet hatte.

Um so glänzendere Resultate erzeugte dagegen die Thätigkeit, die sich der Entwicklung der Basilica zugewendet hatte. Seit dem XI. Jahrhundert sehen wir die Säule in den Pfeiler verwandelt, oder diese beiden Stützenformen in rhythmischem Wechsel neben einander angewendet. Kreuzgewölbe bedecken erst die Abseiten und sodann in kühner Ueberspannung auch das Mittelschiff. Den Kreuzpunkt zwischen dem Langhaus und dem Querschiffe bezeichnet die Kuppel oder der Thurmbau, das Chorrund erweitert sich, ein reicher Aufbau vom Kapellenkranz zum Umgange und von da zum Chorhaupte vertritt die Stelle des Apsis. Die Gothik löst endlich die Massen, die Mauern verschwinden, ein leichtes Gerüste von Pfeilern und von Bögen ragt stolz und durchsichtig empor, an dem ganzen Bau fast keine Fläche, an der sich die Sculptur und die Malerei nicht ver-



sucht hätten und dies alles verhüllt in ein feierliches Halbdunkel, das spielend in hundert Farben durch die Pracht der Glasfenster zittert. Wer erkennt in diesen Domen mit ihren Thürmen, ihren Streben und der Ueberfülle bildnerischen Schmuckes jene antiken Festsäle wieder? Und doch war es die Antike allein, die solche Massen zu thürmen und zu bannen lehrte.

So ist die Antike eine ewig sich verjüngende Cultur, die immer wieder die Welt mit ihren Anregungen erfüllt. Das alte Rom geht unter, aber erst nachdem es dem Occidente zum künstlerischen Vorbilde geworden. Und abermals naht sich der Verfall, die Kunst, ein morsches, gothisches Gerüste, geht zu Grabe, weil sie Wahrheit und Leben und die stets verjüngende Rücksicht auf die Natur vergisst. Aber das Gute besteht. Es war in derselben Zeit, wo jenseits der Alpen Künste und Wissenschaften auf's neue erwachten, und wo sich an den gefeierten Namen der Renaissance zum zweiten Male der Triumph der Antike im Abendlande knüpft.

Rom blieb die Mutter der Künste und sie ist es noch, ein geweihtes Stück Erde, das wir nur mit Ehrfurcht betreten und dem noch heute das Beste unserer gesammten Bildung entstammt.

---

DIE  
FREMDEN WÖRTER

IN DER  
DEUTSCHEN SPRACHE.

---

VORTRAG

von

**Prof. Dr. Tobler.**

---

**BASEL.**  
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Benno Schwabe.)

1872.

~~~~~  
Schweighauserische Buchdruckerei.

Aus dem Gebiete der Sprachwissenschaft den Gegenstand eines Vortrages für gemischtes Publikum wählen und ihn in ansprechender Weise behandeln ist keine leichte Aufgabe. Durch Abbildungen und Experimente könnte ein solcher Vortrag nur dann unterstützt und belebt werden, wenn er die leiblich-sinnliche, physiologische Seite der Sprache in Behandlung zöge, die Beschaffenheit und Thätigkeit der Sprachorgane; dann könnte allerdings einiges Interesse erweckt werden für den Nachweis, dass bei'm Sprechen so gut wie bei'm Hören und Sehen ein kunstreicher Mechanismus dem zu Grunde liegt, was wir sonst, als einfach, selbstverständlich und angeboren, einer näheren Betrachtung kaum bedürftig oder würdig fanden. In der That hat die Sprachwissenschaft einen physiologischen Theil, der gerade in neuester Zeit auch von den Sprachforschern mit steigendem Interesse und Erfolg bearbeitet worden ist; da aber der Sprachforscher auf diesem Gebiet immerhin die Hülfe des Naturforschers in Anspruch nehmen muss, so thut er wohl besser, einen populären Vortrag darüber geradezu dem letzteren zu überlassen. Eher könnten wir uns veranlasst finden, auf die vielbestrittene und neuestens wieder in den schweizerischen Lehrervereinen lebhaft angeregte Reform der deutschen Orthographie einzugehen, da dieselbe in der That ein allgemeines practisches Interesse hat; aber sie ist leider mit grossen practischen Schwierigkeiten behaftet, deren Erörterung leicht ebenso unfruchtbar bleiben könnte, wie es mit

den wirklichen Versuchen einer Besserung der unbestreitbaren Uebelstände bisher leider grösstentheils der Fall gewesen ist. Ueberhaupt sind wir mit Recht geneigt, an der Sprache mehr ihre innere geistige Seite, den Bedeutungsgehalt der Wort- und Satzformen in Betracht zu ziehen; aber weil die Wichtigkeit des Verständnisses der Sprache unmittelbar einleuchtet, scheint es unnöthig oder gar unmöglich, sich darüber weitere Rechenschaft zu geben. Die Sprache als Trägerin der geselligen Unterhaltung, der schönen Literatur, als Mittel geschichtlicher Ueberlieferung und jeder anderen zusammenhängenden und erschöpfenden Darstellung geistiger Interessen lassen wir ohne weiteres gelten; aber die Sprache als ursprünglichstes Organ des Geistes selbst, vor allem besonderen Inhalt, der nachher durch die Sprache in den Geist eindringt und auch wieder aus ihm hervorquillt, — die Sprache in dieser Bedeutung ist in weiteren Kreisen wenig bekannt und gewürdigt. Das ist freilich begreiflich und wird wohl bleiben, denn die Sprache in diesem Sinne ist in der That einer der höchsten und schwersten Gegenstände menschlichen Erkennens, und wissenschaftliche Ergründung desselben erfordert ebenso tiefe Abstraction wie irgend ein philosophisches oder mathematisches Problem; es soll ja dabei der Geist dasjenige zum Gegenstand seines Nachdenkens machen, was zugleich unzertrennliches Mittel eben dieses Nachdenkens selbst ist, da wir fast ausschliesslich in Sprachformen denken: können wir uns nun wirklich gleichsam von uns selbst ablösen? müssen wir uns nicht fast unvermeidlich in einer solchen Untersuchung verwickeln oder in eine unfruchtbare Kreisbewegung verfallen? Aber die Wissenschaft scheut vor diesen Gefahren und Räthseln ebenso wenig zurück wie vor ähnlichen auf andern Gebieten: es gibt eine Sprachwissenschaft, und zwar im

Unterschied von der physiologischen einerseits, von welcher oben die Rede war, und andererseits von der philologischen, welche die einzelnen Sprachen hauptsächlich von Seite ihrer Litteratur, also eines in ihnen künstlerisch niedergelegten Inhaltes betrachtet, — es gibt eine allgemeine philosophische und zwar wesentlich psychologische Wissenschaft von der Sprache an sich selbst als reiner Form des Geistes. In das Gebiet dieser Wissenschaft fällt unter anderem die vielbesprochene Frage nach dem Ursprung der Sprache und der Sprachen, welche allerdings schwer, aber nicht unmöglich zu lösen ist, wenn man alle Hülfsmittel zusammenfasst und benutzt, welche uns dazu gegeben sind, in der Beobachtung der Sprachversuche von Kindern und Taubstummen, des Sprachlebens halbwilder Naturvölker und der Geschichte der Cultursprachen. Wie auf dem Gebiete der Natur, erscheint bei tieferer Forschung der Ursprung oder die sogenannte Schöpfung auch hier nicht als ein einmaliger, in grauer Vorzeit geschehener Act, sondern als eine Reihe von Entwicklungen aus einfachen Elementen, und der heutige Bestand nicht als ein blosses Fortbestehen eines auf immer gleich räthselhafte Weise einst ein für alle Mal Geschaffenen, sondern als ein Erzeugniss von Vorgängen, welche zum Theil noch heute, nur in kleinerem Masse, fort dauern. Wie wir aus der Schichtung und Verschiebung der Gesteine und aus versteinerten Resten von Pflanzen und Thieren Perioden der Naturgeschichte herauslesen, welche Jahrtausende vor dem Dasein der Menschheit abgelaufen sind und nicht wiederkehren, so werden allerdings heutzutage auch keine absolut neue Sprachen und Wörter mehr geschaffen, aber das Interesse gebildeter Laien insbesondere, da es sich ohnehin weniger auf die Urzeit der Sprache und die bereits abgestorbenen sogenannten „todten“

Sprachen des Alterthums richten kann, findet um so' mehr Nahrung an Erscheinungen, welche in den lebenden Sprachen vorkommen und nicht die Grundlagen des Wort- und Satzbaues oder den Grundstoff des Sprachschatzes betreffen, sondern einzelne Bestandtheile derselben, die in der That, wie bei lebendigen organischen Wesen, einer beständigen Erneuerung und Umbildung unterworfen sind. Aus diesem Theile der Sprachwissenschaft ist denn auch unser Thema entnommen, und einige besondere Gründe mögen die Wahl desselben noch rechtfertigen helfen.

Auch wer nicht besondere Zeit und Lust hat, Betrachtungen über sprachliche Erscheinungen anzustellen, und auch wer nicht durch Erlernung fremder Sprachen seinen Sprachsinn einigermassen geschärft hat, findet im alltäglichen Umgang, in seinem eigenen Munde oder im Munde Anderer, noch öfter freilich in Zeitungen und Büchern, manche Wörter, von welchen ihm ein mehr oder weniger deutliches Gefühl sagt, dass sie nicht seiner Muttersprache angehören; er wird einen Augenblick stutzig über irgend eine fremdartige Beimischung im Klange, in der Schreibart oder Form solcher Wörter, oder auch eine ihm nicht ganz klare Bedeutung derselben. Wenn eigenes Nachdenken oder Nachfrage nicht hilft, greift man dann wohl nach einem jener Hilfsmittel, die unter dem Namen „Fremdwörterbücher“ in deutschen Landen bekannt und in häuslichen oder öffentlichen Bibliotheken aufgestellt, den nöthigsten Aufschluss in ziemlich genügender Weise gewähren. Das Dasein und die Nothwendigkeit solcher Fremdwörterbücher bestätigt aber zunächst nur die nicht eben angenehme und oft bedauerte Thatsache, dass eine Menge fremder Wortstoffe in der deutschen Sprache mitenthaltten oder neben derselben in unserem Gebrauche sind, erklärt aber nicht, wie dieselben in solcher

Masse eindringen konnten und wie wir uns gegen sie eigentlich zu verhalten haben. Es lohnt sich um so mehr der Mühe, diesen Fragen nachzugehen, da im geselligen, geschäftlichen und litterarischen Leben zuweilen schädliche, oft wenigstens lächerliche Missverständnisse und Schwierigkeiten aus jener leidigen Thatsache entspringen. Jeder Gebildete, der bestrebt ist, genau zu wissen, was er selbst sagt, und genau zu verstehen, was Andere sagen, hat ein Interesse, sich über Ursprung und Gebrauch der fremden Wörter aufzuklären. Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, der gerade in gegenwärtiger Zeit ein solches Interesse uns noch näher rückt. Ein grosser Theil der fremden Wörter in der deutschen Sprache ist bekanntlich französischen Ursprungs und gerade das ist von deutscher Seite oft genug beklagt worden; es wird aber vollends jetzt geschehen, nachdem ein furchtbarer Krieg die alte Spannung zwischen den beiden Nationen zunächst eher gesteigert als gelöst und einen freundlichen Verkehr vielleicht für lange gestört hat. Da in Sachen des Sprachgebrauchs Regierungsmassregeln unmöglich sind, so werden wir nicht etwa Verordnungen des neuen deutschen Reiches gegen den Gebrauch französischer Wörter zu erwarten haben, sondern es wird dies, sowie die fernere Annahme französischer Kleider-Moden, Sache der Freiwilligkeit sein; dagegen ist bekanntlich für die Bestimmung der Grenzen des von Frankreich abzutretenden Gebietes neben militärischen Rücksichten das sprachliche Moment wesentlich geltend gemacht und dadurch ohne Zweifel das nationale Gefühl auch nach dieser Seite verschärft worden. Wir Schweizer fühlen uns auch in diesem Punkte etwas kühler neutral, aber abgesehen davon sind gerade die sprachlichen Verhältnisse der Stadt und des Kantons Bern geeignet, einiges Nachdenken über

die Berührungen der beiden Sprachen zu wecken. Eine Stadt wie Bern, ihrem Ursprung und dem Charakter der Mehrzahl ihrer Einwohner nach durchaus deutsch, aber an der Grenze des deutschen Sprachgebietes gegen das französische gelegen und durch mannigfache geschichtliche Einflüsse seit Jahrhunderten auch nach dieser Seite gezogen, nimmt in der That sprachlich eine eigenthümliche Stellung ein; nur daraus sind nicht bloß manche Eigenthümlichkeiten der berndeutschen Mundart, z. B. in der Wortstellung, zu erklären, sondern auch die Thatsache, dass neben eben dieser Mundart, welche sogar in den Verhandlungen der obersten Behörden gilt, die deutsche Schriftsprache hier kaum geläufiger ist, als die französische, und dass man im geselligen Gespräche dieselben Personen, zuweilen in demselben Satze, aus der einen Sprache in die andere übergehen hören kann. Bei so naher Berührung der beiden, sollte man meinen, müssten auch Wörter aus der einen in die andere mit besonderer Leichtigkeit übergehen. Wenn dies nicht in auffallendem Masse geschieht, so kann der Grund nur darin liegen, dass gerade in Grenzorten, wo beide Sprachen im Ganzen einigermassen geläufig sind, die Entlehnung einzelner Wörter weniger nöthig wird. Da wir aber nicht bloß von den fremden Wörtern in unserer nächsten Umgebung reden wollen, so müssen allgemeinere Betrachtungen über die Berührungen der Sprachen im grossen Zusammenhang ihrer Geschichte angestellt werden. —

Eine Sprache verbindet zunächst die Glieder eines Volkes als solche unter einander und sondert sie eben dadurch zugleich von benachbarten Sprachgenossenschaften ab; aber unter allen Sprachen der Erde ist wohl keine, in welcher nicht neben jenem Triebe nach Absonderung auch das Bedürfniss allgemein menschlicher Verständigung irgendwie

zur Erscheinung käme, sei es auch nur in der Gestalt, dass jede Sprache aus einer oder mehreren benachbarten einzelne Wörter in sich aufnimmt. Selbst Völkerschaften des stillen Oceans, welche grossentheils einsam auf ihren Inseln leben, besitzen einzelne Wörter, welche sie von nächstgelegenen Inseln durch eigene Schifffahrt oder von europäischen Weltumseglern, die bei ihnen einkehrten, entlehnt haben.¹⁾ Von den Culturvölkern, welche in Asien und Europa seit alter Zeit auf engeren Verkehr mit einander angewiesen waren und in neuerer Zeit auch nach der westlichen Halbkugel hinüber gezogen sind, gilt jener Austausch natürlich in höherem Grade. Einige Beispiele mögen zeigen, dass der Besitz und Gebrauch von fremden Wörtern, wenn er ein Uebel ist, zu denen gehört, welche in der Menschheit sehr alt und weit verbreitet sind! In der hebräischen Sprache des Alten Testaments begegnen manche persische und sogar einige indische Wörter, letztere in Namen von Gegenständen, welche zur Zeit König Salomo's durch phönizische Handelsleute zunächst von den Küsten des persischen Meerbusens importirt wurden.²⁾ Mehr indische Einflüsse verräth in südöstlicher Richtung schon die alte Sprache von Java, während die Inder selbst nicht umhin konnten, von den Urbewohnern, die sie bei ihrer Einwanderung von Nordwest am Ganges antrafen, Manches in ihre Sprache aufzunehmen. Sprache und Schrift von Japan zeigen reichliche Entlehnung aus dem benachbarten, wohl schon früher cultivirten China. Persisches drang auf kriegerischen und friedlichen Wegen — welche beide von jeher zur Verbreitung der Cultur gleich sehr gedient haben — in's alte Griechenland, Griechisches dann bekanntlich in noch viel grösserem Masse nach Italien, dessen Sprache übrigens auch Elemente der nördlichen Nachbarn, der Kelten, in sich aufnahm. In das spätere Grie-

chenland drangen massenhaft slavische und türkische Wörter, von welchen sich die Sprache erst in neuester Zeit durch Rückkehr zu der alt-hellenischen zu reinigen sucht. Arabisches drang stromweise in's Persische, Türkische und in die Sprachen von Nordafrika bis hinunter an die Grenze der Neger, aber auch nach Spanien, während die andern abendländischen Nationen auf den Kreuzzügen manches Product des Orientes sammt dem betreffenden Worte selbst von dort holten. In der neuen Welt mischte sich Portugiesisches mit den Ursprachen von Brasilien, während in Nordamerika das Englische zwar nicht mehr zu den aussterbenden Rothhäuten übergeht, wohl aber die Sprache der eingewanderten Deutschen, besonders in Pennsylvanien, überwuchert und in westindischen Colonien die Eingebornen ein seltsam verquicktes Französisch ausgebildet haben.³⁾ Aus dem Deutschen endlich schöpfte vielfach das Holländische, Dänische⁴⁾ und Lettische⁵⁾ (die Sprache der ländlichen Bevölkerung in Kurland und Liefland).

Aus diesen Angaben lässt sich vorläufig entnehmen, dass keine Sprache sich der Entlehnung von Wörtern als einer seltenen Ausnahme oder Neuerung zu schämen braucht; das Mass derselben ist allerdings bei den einzelnen Sprachen sehr verschieden. Was insbesondere die deutsche betrifft, so wollen wir gleich hier erinnern, dass sich die Entlehnung nicht immer auf ganze Wörter erstreckt oder nicht auf solche beschränkt, sondern oft auch blosse Ableitungs- oder Bildungssilben betrifft. Dahin gehört die Endung *-ei*, welche in Wörtern wie *Bäcker-ei*, *Brauer-ei* an echt deutsche Stämme gefügt, selbst aber romanischen Ursprunges ist, gleich dem französischen *-ie* in *brasser-ie* u. a. In der Mundart einiger Kantone, besonders der innern Schweiz, lautet die Endung *-î*, nicht *-ei*, so wie wir, wenn wir heute

französische Wörter jener Art entlehnen, ihre Endung unverändert lassen, z. B. *Oranger-ie*, während sie früher in *-ei* umgesetzt wurde. Besonders fruchtbar erscheint diese Art von Entlehnung in den zahlreichen, nur allzu bekannten und bequemen Zeitwörtern mit der Endung *-i(e)ren*, welche nicht nur an lateinische Stämme, wie in *conscrib-ieren*, *prob-ieren* (franz. *prouver*), sondern wiederum auch an deutsche Stämme gehängt wird, z. B. in *stolz-ieren*, selbst aber eine Verbindung der französischen Infinitiv-Endung *-(i)er* oder *-ir* mit der deutschen *-en*, übrigens schon seit dem zwölften Jahrhundert, d. h. seit überhaupt französischer Einfluss auf die deutsche Literatur begann, eingewurzelt ist.⁶⁾ Ferner muss hier beigefügt werden, dass wir diese und andere fremde Endungen auch solchen fremden Stämmen geben, denen sie in der fremden Sprache selbst nicht zukommt, und dass wir zuweilen mit entlehnten Wörtern auch eine Bedeutung verbinden, welche der fremden Sprache selbst fremd ist, z. B. mit *blamieren* den Begriff des Beschämens, der im französischen *blâmer* nicht liegt, sowie wir von eben diesem Verbum das Substantiv *Blam-age* bilden, nur nach Analogie vieler ähnlicher Bildungen im Französischen, während gerade dieses Beispiel dort nicht vorkommt. So bilden wir auch von franz. *abonner* mit lateinischer Endung des Particip præsens *Abonn-ent*, wofür die Franzosen das Participe passé *abonné* gebrauchen.⁷⁾ Eine feinere Art von Entlehnung hat, oft schon in älterer Zeit, stattgefunden, wenn einzelne Wortbildungen oder auch Redensarten, besonders aus dem Lateinischen und Französischen, zwar nicht mit dem Wortlaute dieser Sprachen herübergenommen, aber in ziemlich genauer Uebersetzung nachgeahmt wurden, welche von der einheimischen Gebrauchsweise der betreffenden Wörter mehr oder weniger fühlbar abweicht. Da in-

dessen solche Latinismen oder Gallicismen in unserm Stil meist nur versteckt, dem allgemeinen Sprachgefühl unbewusst und nicht in störender Weise vorkommen, so wollen wir uns begnügen, die Thatsache in diesem Zusammenhang nur kurz erwähnt zu haben.⁸⁾

Weit häufiger als alle diese nur halben Entlehnungen ist auch wirklich die offene Entlehnung ganzer Wörter. Dass diese meist Substantive sind, seltener Verben und Adjective, erklärt sich wohl daraus, dass sinnliche Gegenstände, besonders Natur- und Kunstproducte, schon an sich mannigfaltiger und mit sammt ihren Namen auch durch äusserlichen Verkehr leichter mittheilbar sind, als die Begriffe von Thätigkeiten und Eigenschaften, welche schon an sich weniger zahlreich sind und bei den verschiedensten Völkern gleichmässiger vorkommen müssen, oder weniger leicht verpflanzt werden können, je mehr geistiger Art sie sind. Wichtiger ist aber die Behandlung, welche den einmal aufgenommenen fremden Wörtern zu Theil geworden ist, und hauptsächlich in dieser Beziehung haben wir überhaupt zwei Hauptarten derselben zu unterscheiden, zwischen denen freilich kein schroffer Gegensatz, sondern mancher Uebergang stattfindet.

Unter der besondern Benennung Lehnwörter, d. h. entlehnte im engeren Sinn, können wir — und wollen wir von nun an — diejenigen fremden Wörter begreifen, welche schon ziemlich früh in eine Sprache eingedrungen, daher in derselben auch schon ziemlich festgewurzelt, gleichsam eingebürgert, „naturalisirt“ oder „nationalisirt“ sind, also auch das Gepräge ihrer ursprünglichen Fremdheit meistens fast verloren haben, so dass nur die geschichtliche Sprachwissenschaft, nicht aber das allgemeine Sprachgefühl, ein Bewusstsein von der Herkunft solcher Wörter mit sich führt. Diese

Lehnwörter bilden eben darum einen der interessantesten Theile des gesammten Sprachschatzes, weil die einzelnen meist eine längere, oft noch wechsellvollere und lehrreichere Lebensgeschichte hinter sich haben, als alt-einheimische Wörter.

Manche Sprache hat vielleicht ebenso viele Lehnwörter aufgenommen wie die deutsche, aber wohl keine hat dieselben im Durchschnitt so kräftig und innig sich angeeignet durch Umformung der fremden Stoffe und Formen, welche übrigens so wenig als andere grössere Erscheinungen im Leben der Sprachen nach reiner Willkür oder Zufälligkeit geschah, sondern im Ganzen nach bestimmten Regeln der Lautveränderung, deren Erkenntniss für die Sprachwissenschaft möglich und wichtig ist. Man hat dieses Verfahren passend „Umdeutschung“ genannt; es gibt aber davon verschiedene Grade, deren höchster Umdeutung heissen mag und dann eingetreten ist, wenn einem fremden Worte, gleich bei seiner Aufnahme oder im Verlauf längeren Gebrauches, eine Bedeutung beigelegt oder untergeschoben wurde, welche ihm eigentlich nicht zukam, aber zugesprochen und zugeschrieben werden konnte, weil es in seiner Gestalt und Aussprache, und dann auch in seinem vermeintlichen Begriff, irgend eine Aehnlichkeit mit einem deutschen Worte darbot, an welchem die neue Gestalt und Bedeutung im Sprachgefühl sich anlehnen und befestigen konnte. Diese merkwürdige, aber besonders bei zusammengesetzten Wörtern gar nicht seltene, oft auch recht sinnige und lustige Art, fremde Wörter umzubilden, sie gleichsam mund- und sinngerecht zu machen, ist um so weniger auffallend, weil mit veralteten und halb oder ganz unverständlich gewordenen Wörtern der eigenen Sprache ganz dasselbe Verfahren eingeschlagen wurde. Es ist dies eine Art Uebersetzung,

aber verschieden von der oben angeführten Nachahmung fremder Wortbildungen und Redensarten, und wenn Uebersetzung im strengsten Sinne überhaupt zwischen Sprachen unmöglich ist, sogar bei gewissenhafter, wissenschaftlicher und künstlerischer Bemühung, — weil sich die Elemente des Sprachgeistes verschiedener Nationen gegen einander principiell undurchdringlich oder incommensurabel verhalten und nur Grade möglicher Annäherung erreichbar sind, — so sind vollends jene „Uebersetzungen“, welche sich das Sprachgefühl des Volkes erlaubt, getrieben von unbewusstem Drang nach Verständniss, oft aber auch von bewusstem Humor, immer von einer gewissen Entstellung des eigentlichen Sachverhaltes begleitet und es geschieht dabei nicht selten auch der eigenen Sprache einige Gewalt; das Deutsch, das bei der Umdeutung herauskam, ist oft kein reines, nur ein halbes, aber es galt, um jeden Preis dem fremden Worte wenigstens einen oberflächlichen Anflug oder Anschein von Deutsch und Deutlichkeit zu geben, welche beiden Wörter eben ursprünglich dasselbe besagen: volksthümliche Verständlichkeit. Ein bekanntes Beispiel von Umdeutung eines veralteten einheimischen Wortes ist *Sündflut*, welches noch bei Luther *Sindflut*, alt-deutsch *Sinfluot* lautete und nur eine weitverbreitete und lange andauernde, aber nicht eine als göttliche Strafe für menschliche Sündhaftigkeit eingetretene Ueberschwemmung bedeutete. Da aber nach der allgemein bekannten biblischen Darstellung allerdings jener ursächliche Zusammenhang stattfand und da überdies in manchen deutschen (sowie auch in schweizerischen) Mundarten die Laute *i* und *ü* verwechselt werden, so kam die Umdeutung in Aufnahme und wird jetzt wohl nicht mehr rückgängig. Aehnlich verhält es sich mit dem zweiten Theile des Wortes *Eichhorn*, dessen ursprüng-

liche Gestalt schon früh muss entstellt worden sein und nun allerdings eine nur scheinbare, fast sinnlose Umdeutung erfahren hat, neben welcher die schweizerische Form des Wortes „*der Eicher*“, als unmittelbare Ableitung von *Eiche* und männlichen Geschlechtes wohl den Vorzug verdient.⁹⁾ Ein Beispiel von Umdeutung beider Theile ist der Name des Vogels *Bachstelze*, nicht von *stolziren* am *Bache*, sondern aus *Wacksterz*, von der beständigen Bewegung des Schweifes, wovon dieser Vogel auch in andern Sprachen benannt ist. Beispiele von Umdeutschung fremder Wörter in ähnlicher Art sind nun: *Jubel* in den Zusammensetzungen *Jubeljahr*, *Jubelfeier* u. s. w., wo es bekanntlich nicht gerade laute Aeussierung von Freude, sondern einen periodisch wiederkehrenden Festtermin bedeutet, welcher beim jüdischen Volke alle fünfzig Jahre eintrat und *Jobel* hiess, weil er mit *Posaunenschall* verkündigt wurde, daher noch Luther an der betreffenden Stelle des Alten Testaments (3. Buch Mosis, 25, 9 ff.) „*Halljahr*“ übersetzte; das hebräische Wort *Jobel* konnte aber bei etwas dunkler Aussprache des *o* leicht mit dem lateinisch-deutschen *Jubel* zusammenfliessen und dann auch begrifflich mit demselben vereinigt werden. — *Karfunkel*, aus lat. *carbunculus* von *carbo* (franz. *charbon*) Kohle, mit Anklang an das deutsche *funkeln*. — *Felleisen* aus franz. *valise* mit Aussprache des *v = f* und Umlautung des *a* vor *i* in *e* umgedeutet, aber ohne recht passenden Sinn, besonders des zweiten Theiles. — *Armbrust*, ebenfalls ziemlich sinnlos, aus lat. *arcubalista* (Bogenwurfmaschine), alt-franz. *arbaleste*, alt-deutsch *armbrüst*. Bei diesem Anlass kann beigelegt werden, dass die in unsern Zeughäusern neben den Armbrüsten aufgestellten *Hakenbüchsen* einen deutschen Namen tragen, der nun diesmal umgekehrt von den Romanen in ihre Sprachen um-

gedeutet wurde: franz. *arquebuse*, ital. *archibuso*, *arcobugio*, indem durch (häufig vorkommende) Einschlebung eines *r* dem ersten Theile des Wortes der dem deutschen *Haken* einigermaßen entsprechende Sinn von lat. *arcus*, Bogen, beigelegt wurde. — Viele Beispiele von Umdeutschung kommen besonders auch in Ortsnamen vor, doch erwähnen wir hier nur *Mailand*, ital. *Milano*, aus lat. *Mediolanum*, während im Namen des Dorfes *Meilen* am Zürichsee, welches im zehnten Jahrhundert urkundlich *Meiolano*, also ursprünglich ohne Zweifel ebenfalls *Mediolanum* hiess, keine Umdeutung stattfand. Dass Sprachphantasie und Witz des Volkes mit Ortsnamen, auch mit einheimischen, zu spielen liebt, zeigt die scherzhafte Umdeutung des Namens der am Wallenstadtersee, an der alten Strasse nach *Chur*, sich erhebenden sieben Bergspitzen, der „*Churfürsten*“, einerseits in *Kurfürsten*, anderseits in *Kuhfürsten*!

Ein eigenthümlicher Fall von Gebrauch eines Lehnwortes, ohne eigentliche Umformung desselben, findet statt in der Redensart: in die *Schanze* schlagen. Dieselbe bedeutet bekanntlich so viel als „auf's Spiel setzen“, und das Wort *Schanze* darin ist das französische *chance*, welches besonders vom Würfelspiel gebraucht wurde, dann auch von anderen Glücksfällen und Wagnissen. Es wurde in dieser Bedeutung schon im Mittelalter aufgenommen, jedoch mit der Aussprache und Schreibung *z* statt *c*, während wir heutzutage dasselbe als wirkliches Fremdwort in seiner französischen Form *chance* im Sinne von „Aussicht auf Gelingen“ u. s. w. gebrauchen. Nun haben wir aber noch ein zweites, gleich lautendes und gleich geschriebenes Wort *Schanze*, im Sinne von „Wall, Befestigung“, ebenfalls aus der Fremde aufgenommen, wahrscheinlich aus dem ital. *scancia*, Gestell. Auch dieses Wort gilt längst als ein deutsches, waltet aber

im Sprachgebrauch vor dem veralteten andern so vor, dass bei der Redensart „in die Schanze schlagen z. B. das Leben“, wohl den Meisten die bildliche Anschauung von der lebensgefährlichen Erstürmung einer Schanze vorschwebt. Um aber eine richtige Vorstellung vom Wesen und Werthe der Lehnwörter zu erwecken, ist es besser, statt einzelne Beispiele zu häufen, eine geschichtliche Uebersicht davon zu geben, wie zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten grössere Massen solcher Wörter, durch bestimmte Veranlassungen und vorzugsweise für einzelne Gebiete des Lebens, in die deutsche Sprache eingedrungen sind.

Der Grundstock des deutschen Sprachschatzes sind diejenigen Bestandtheile, welche unsere Vorfahren grossentheils mit den zur selben Familie gehörenden Hauptvölkern von Europa (Griechen, Römer, Kelten und Slaven), auch noch mit den persischen und indischen Verwandten, in ältester Zeit gemein hatten und aus dem in Hochasien gelegenen gemeinsamen Stammsitz mitbrachten. Was die Germanen schon aus diesem ältesten Erbe als ihr ausschliessliches Eigenthum empfangen oder auf ihrer Wanderung nach Europa noch selbst erst ausgebildet hatten, kann als „germanisch“ im engeren Sinne von dem gemeinsam *Indogermanischen* unterschieden werden. Aus dieser ältesten Quelle flossen die meisten Benennungen für die einfachsten Anschauungen in der Sphäre der äussern Natur, des sinnlichen Lebens, der Familie, und auch schon die Benennungen für die ersten Erzeugnisse der Cultur und des geselligen Lebens. Als die Germanen ihre Wohnsitze im Osten von Europa einnahmen, war das ihnen verbrüderete, aber vorausgeeilte Volk der Kelten bereits im Besitz des westlichen Europa; im Osten fanden sie ihnen unverwandte finnische Stämme vor, mit denen sie doch ebenfalls in Berührung und sprachlichen Austausch

treten mussten. Da sie jedoch den Finnen an Begabung, Bildung und auch an kriegerischer Macht ohne Zweifel überlegen waren, so konnten sie nicht bedeutende Einflüsse von ihnen erfahren, sondern eine Einwirkung musste eher in umgekehrter Richtung erfolgen;¹⁰⁾ doch finden sich schon (oder noch) in dem ältesten Schriftdenkmale germanischer Sprache, der gothischen Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila, einige finnische Wörter. Mächtiger und gebildeter waren im Westen die keltischen Nachbarn; sie hatten vor allem schon feste Wohnsitze, und daher sind manche von den ältesten Ortsnamen, besonders in Süddeutschland und der Schweiz, keltischen Ursprungs, ebenso Namen von Bergen und Flüssen. Im nordöstlichen Deutschland rückten unmittelbar nach den Germanen, oder zum Theil schon mit ihnen, slavische Völker ein, welche mit den Germanen am nächsten verwandt waren, aber erst nach manchen Kämpfen im Lauf des Mittelalters wirklich germanisirt wurden. Slavischen Ursprungs sind daher nicht nur viele Ortsnamen in jenen Gegenden, sondern auch andere Wörter, welche von den unterworfenen, oder von den in freiem Verkehr mit den Deutschen gebliebenen Slaven (Böhmen, Polen) entlehnt in die allgemeine deutsche Schriftsprache gedrungen sind; z. B. *Petschaft*, *Peitsche*, vielleicht auch *Pflug*, womit übrigens nicht bewiesen wäre, dass die Deutschen den Ackerbau erst von den Slaven gelernt, sondern höchstens, dass sie dieselben (als „Sclaven“) zu dieser Arbeit häufig gebraucht haben.

Unterdessen, und schon viel früher, war aber auch Berührung Deutschlands mit dem südlichen Europa eröffnet worden, zunächst feindliche, indem die Germanen am Rhein und an der Donau schon im Anfang unserer Zeitrechnung mit der römischen Macht zusammenstiessen, der sie zwar

widerstanden und immer näher rückten, doch nicht ohne dass Schaaren germanischer Söldner im römischen Heere selbst dienten. Hiemit war also bereits Anlass geboten, lateinische Wörter und — da die Sprache der Römer längst eine Menge griechischer Wörter aufgenommen hatte, überdies die Germanen im Südosten auch unmittelbar mit den Griechen in Berührung kamen — auch griechische Wörter, zum Theil in latinisirter Form, in die deutsche Sprache einzuführen.¹¹⁾ Diese Entlehnungen von Seite der zwei grössten Culturvölker des Alterthums betrafen natürlich auch meistens Gegenstände der höheren Cultur, der militärischen, politischen, litterarischen, dann auch Kleidung, Hauswesen, Landbau, Handwerk und Kunstgewerbe, alles Dinge, in welchen die Germanen von den Römern nur lernen konnten, auch nachdem sie das Weltreich derselben zertrümmert hatten.

Mit der römisch-griechischen Cultur kam aber bekanntlich auch das Christenthum an die Deutschen und hiemit öffnete sich eine überaus reiche, nachhaltige Quelle von Lehnwörtern für die wichtigsten Begriffe geistiger Cultur. „Strassen“ und „Märkte“ anzulegen hatten die Deutschen schon von den heidnischen Römern lernen können, aber nun kam die römische Kirche mit allen ihren gottesdienstlichen Gebräuchen und Geräthen, ihren Glaubenslehren und Sittenregeln, dann die mit der Kirchenverfassung durchaus zusammenhangende Schulordnung und Wissenschaft, auch die Dichtkunst, soweit sie der Kirche diente und von ihr in gelehrten schriftlichen Formen gepflegt wurde. Ein grosser Theil der Wörter, mit denen wir noch heute die Hauptgegenstände der genannten, seither freilich weit fortgeschrittenen, Gebiete unseres geistigen Lebens bezeichnen, sind also aus dem Mittelalter stammende, daher längst einge-

bürgerte und kaum noch als fremd erkennbare Lehnwörter, aus dem Lateinischen mit mehr oder weniger Anbequemung an die deutsche Zunge herübergenommen.¹²⁾ Einzelne Beispiele anzuführen, ist hier unfruchtbar: nur wer die Masse derselben, in einiger sachlicher Ordnung zusammengestellt,¹³⁾ überblickt, kann die Bedeutung der geistigen Erbschaft ermessen, welche damals an uns gekommen ist; er wird dann aber auch auf das Mittelalter nicht mehr als auf eine barbarische Zeit herabsehen, welche erst durch die Renaissance und Reformation abgethan worden sei.

Aber noch von einer anderen Seite hat die deutsche Sprache im Mittelalter Zuwachs empfangen, von der romanischen im Unterschied von der römischen, und zwar wesentlich schon damals aus Frankreich,¹⁴⁾ nur nicht so umfangreich, tief greifend und nachhaltig wie später. Frankreich war schon seit dem zwölften Jahrhundert das in der Cultur am meisten vorgeschrittene, am vielseitigsten schöpferische und darum für die benachbarten Völker tonangebende Land, und zwar nicht bloß in äusserer Weltbildung wie später, sondern auch in Kunst und Wissenschaft, wie das Aufkommen der sogenannten gothischen Baukunst im nördlichen Frankreich um jene Zeit, die Blüthe der scholastischen Philosophie auf der Universität Paris und die Poesie der Troubadours im Süden des Landes beweist, welcher bald eine noch vielseitigere Entfaltung der Poesie in Nordfrankreich folgte. Gerade dieses Aufblühen der Poesie stand aber im Zusammenhang mit dem ebenfalls in Frankreich aufgekommenen Ritterwesen, dessen Formen nun, sociale und poetische, auch nach Deutschland herüberdrangen, besonders seit den ebenfalls von Frankreich ausgegangenen Kreuzzügen. Es ist weniger bekannt und darf daher wohl hier hervorgehoben werden, — weil es zur Erklärung der

von Frankreich lange mit Recht erhobenen, nur in neuester Zeit überspannten und verlorenen Ansprüche auf die Führerschaft der Civilisation in Europa mithilft — wie schon im dreizehnten Jahrhundert französischer Einfluss, hauptsächlich durch Vermittlung von Flandern, deutsche Sitte und Sprache ergriffen hatte und von den höheren Ständen selbst zu den unteren herabzudringen begann. Adelige Kinder wurden zur Erziehung in höfischer Sitte nach Frankreich gebracht, auf dessen hohen Schulen auch viele Jünger des gelehrten Standes ihre Bildung holten; Kleidertrachten, Speisen, Spiele, Tänze, musikalische Instrumente, besonders aber eben die Regeln des Ritterwesens kamen aus Frankreich, alles dies mit den entsprechenden Kunstaussdrücken der dortigen Sprache, so dass schon damals einzelne Dichter mit einer Fülle französischer Fremdwörter prunkten. Dass dieser Einfluss nicht tiefer griff, sondern als Mode einzelner Kreise und Personen nach einiger Zeit vorüberging, erklärt sich wohl zum Theil daraus, dass derselbe damals nicht wie später durch französische Heere, welche Deutschland überzogen, getragen und gesteigert wurde. Dagegen war schon früher das Umgekehrte geschehen, indem in der sogenannten Völkerwanderung die germanischen Stämme der Gothen, Burgunder und Franken die römische Provinz Gallien überfluthet und zum Theil für die Dauer in Besitz genommen hatten. Eben daher rührt nun eine nicht unbedeutende Einwirkung der deutschen Sprache auf die altfranzösische oder vielmehr auf die damals noch in ihrer ersten Bildung begriffene römische Volkssprache in Gallien, eine Einwirkung, welche kaum schwächer war, als die spätere des Französischen auf das Deutsche, aber weniger empfindlich, eben weil die Sprache Frankreichs selbst erst im Werden, daher noch flüssiger und weicher zur Aufnahme fremder

Stoffe, überdies durch den früher durchgemachten Uebergang vom Gallischen in's Lateinische zu Veränderungen überhaupt geschmeidiger war; darum brauchten auch damals aufgenommene deutsche Wörter nicht so vielfachen und zum Theil gewaltsamen Umwandlungen unterworfen zu werden wie französische und andere im deutschen Munde, der zwar auch keine unwandelbare, aber doch eine angestammte und bereits angebaute Sprachgestalt besass. Die Zahl der damals aufgenommenen germanischen Lehnwörter, und zwar ungerechnet die aus Stammwörtern auf französischem Boden und nach französischer Weise abgeleiteten Sprossformen, wird sich ungefähr auf 500 belaufen, mehr als in irgend einer andern romanischen Sprache, ungefähr ebenso viel wie die gesammten Lehnwörter im Neuhochdeutschen, welche aber nur zu einem kleinen Theile aus dem Französischen geschöpft sind.¹⁵⁾

Natürlich weiss das französische Volk nichts davon, dass seine Sprache viele deutsche Elemente in sich enthält, eben weil dieselben längst eingewachsen sind. Am merkwürdigsten, obwohl aus den damaligen Verhältnissen leicht erklärlich, ist aber, dass gerade im Kriegswesen, worin die Franzosen in neuerer Zeit am meisten Ruhm gefunden oder wenigstens gesucht und wo in der That auch die Deutschen eine Menge technischer Ausdrücke von ihnen nachher wieder entlehnt haben, eine beträchtliche Anzahl französischer Wörter echt altdeutschen Ursprungs sind! Deutsch ist vor allen das französische Wort für „Krieg“ selbst, *guerre*, unser *Wirre*, deutsch unter andern auch, wie schon das anlautende *h* verräth, das Wört *halte*, als Substantiv und Commandoruf, und es scheint fast, als habe der letzte Krieg die Franzosen erinnern sollen, dass eigentlich die Deutschen von Alters her ihre Lehrmeister auf diesem

Felde gewesen, und als habe deutsche Kriegs-zucht auch jetzt wieder der französischen Kriegs-sucht Halt! gebieten müssen. Uebrigens wäre es unfruchtbar, wenn etwa Franzosen und Deutsche einander ihre Lehnwörter vorhalten wollten, da die Rechnung am Ende sich doch ziemlich ausgleiche; eher könnten sie gemeinsam sich gegen die (wegen ihrer neutralen Haltung verdächtigen) Engländer wenden, deren Sprache wohl mehr Lehnwörter aufgenommen hat als irgend eine andere, aber freilich dadurch auch alle modernen Cultursprachen an Reichthum übertrifft. Sie hat der Reihe nach aus dem Keltischen, Lateinischen, Dänischen und Französischen so reichlich geschöpft, dass der Begriff blosser Wortentlehnung dadurch fast aufgehoben und der Begriff einer principiellen Misch-sprache erzeugt würde, wenn nicht das germanische Element im Grunde doch noch immer vorwöge und seine Kernhaftigkeit gerade dadurch bewiese, dass es so viele Zuflüsse aufzunehmen wusste, ohne doch sich selbst aufzulösen.

Uebrigens wäre gerade beim Englischen die Frage aufzuwerfen und nicht leicht zu beantworten, in welchem Grade die aufgenommenen fremden Wörter der Sprache angeeignet und ob sie demnach alle wirklich als Lehnwörter zu zählen seien, oder ob nicht vielmehr wenigstens ein Theil von ihnen zu der andern Classe gehöre, welche wir als „Fremdwörter“, im engern und gewöhnlichen Sinne, von jenen möglichst unterscheiden und zum Hauptgegenstand unserer folgenden Betrachtung machen wollen.

Jener Unterschied der natürlich auch innerhalb der andern Sprachen, besonders der modernen, geltend zu machen ist, besteht gemäss den oben über die Lehnwörter vorausgeschickten Bestimmungen hauptsächlich darin, dass die „Fremdwörter“ als fremde Wörter noch mehr gefühlt

werden, schon weil sie erst seit kürzerer Zeit in Gebrauch gekommen sind und hauptsächlich eben darum auch äußerlich ihr fremdes Gepräge weniger bereits abgelegt oder abgeschliffen haben als die schon länger im Curs gewesenen Lehnwörter; auch kann noch beigefügt werden, — was damit einigermassen zusammenhängt, — dass die Fremdwörter nicht ebenso allgemeine Geltung in allen Schichten des Volkes haben, wie die meisten Lehnwörter, sondern manche von ihnen nur in den höheren Ständen als Kennzeichen feinerer Bildung, andere nur in einzelnen Berufskreisen als technische oder wissenschaftliche Kunstausrücke bei den Fachleuten gangbar sind. Jedoch ist bekannt genug, und bewährt sich jeden Tag von Neuem, dass bei dem gesteigerten Verkehr und bei der zunehmenden Ausgleichung socialer Unterschiede heutzutage Fremdwörter leicht aus den höheren Kreisen auch in die unteren und von den Fachmännern auch zu den Laien gelangen, obwohl sie von diesen oft nicht gleich oder nicht richtig verstanden und dann auch oft falsch wieder gebraucht werden.

Dass eine scharfe Grenze zwischen Lehn- und Fremdwörtern nicht leicht zu ziehen ist, zeigen Beispiele wie etwa *Natur* und *Charakter*. Das erstere ist schon seit dem Mittelalter im Gebrauch, verräth aber durch seinen Accent noch immer fremden Ursprung; das letztere, neueren Datums, kann in der Mehrzahl seinen Accent sogar noch weiter rücken: *Charaktére*, ist aber im Uebrigen ebenso gebräuchlich und verständlich wie *Natur*, nur dass beide beim Landvolk, soweit es nicht Schulbildung besitzt, nicht eben häufig vorkommen werden, während z. B. *Spiegel* und *Uhr* zwar beide ebenfalls fremd, aber alte Lehnwörter und freilich auch darum geläufiger sind, weil ihnen einfache sinnliche und alltägliche Anschauung zu Hülfe kommt.

Im Grunde kann man sagen, Fremdwörter und Lehnwörter seien nicht so fast verschiedene Arten, sondern eher nur verschiedene Grade oder Perioden derselben Erscheinung, womit jedoch nicht gesagt ist, dass alle Fremdwörter im Laufe der Zeit von selber zu Lehnwörtern werden, (weil die Einwirkung anderer Factoren, wie wir sehen werden, dazwischen treten kann), während allerdings die letzteren einst wohl alle zunächst Fremdwörter gewesen sein müssen. So wird denn auch das A u f k o m m e n der Fremdwörter durch dieselben mannigfaltigen geschichtlichen Ereignisse und geselligen Verhältnisse veranlasst und begünstigt sein wie das der Lehnwörter. Es konnte und kann noch stattfinden im Begleit von grossartigen Völkerwanderungen, wie von kleinen persönlichen Berührungen, getragen durch kriegerische Gewalt oder durch friedlichen Verkehr, oft verbunden mit Mittheilung ganz neuer Gegenstände von einer Nation an die andere, oft aber auch blos mit Entdeckung irgend einer neuen Seite an einem bereits bekannt gewesenen Gegenstand, für welche dann die ausländische Benennung passender erschien als eine einheimische. Auch können wir hier, wie bei Lehnwörtern, von unmittelbarer Mittheilung aus einer Sprache an die andere eine mittelbare unterscheiden, wo ein drittes Volk mit seiner Sprache die Brücke bildete; während jedoch z. B. griechische Wörter früher fast nur durch Vermittlung der Römer in's Deutsche kamen, schöpfen unsere Gelehrten jetzt zur Bezeichnung neu entdeckter Naturgegenstände oder neuer Erfindungen griechischen Namenstoff unmittelbar aus der Quelle, freilich einer längst „todten“ Sprache, und auch oft ohne rechte Kenntniss oder Beachtung der Gesetze griechischer Wortbildung.

Zwei Erscheinungen, welche übrigens mehr rein

sprachliches, als zugleich sachliches Interesse haben, aber die Aehnlichkeit und Verschiedenheit zwischen Lehn- und Fremdwörtern abermals in's Licht setzen helfen, verdienen hier zunächst noch besondere Erwähnung. Die eine besteht darin, dass ein und dasselbe fremde Wort in eine und dieselbe Sprache zwei Mal aufgenommen werden konnte, aber zu verschiedener Zeit und in verschiedener Gestalt und Bedeutung, so dass die Identität nur den Sprachforschern erkennbar ist. Das lateinische Wort *fragilis*, zerbrechlich, ging schon in das ältere Französisch über, nahm aber dabei die Gestalt *frêle* an, in welcher es noch fortlebt; später benutzte man dasselbe lateinische Wort nochmals, aber in der fast unveränderten Form *fragile* und auch mit einigem Unterschied der Bedeutung neben *frêle*. Die französischen Zeitwörter *acheter* und *accepter* sind beide das lateinische *acceptare*, an sich nehmen, aber jenes früher, dieses später aufgenommen. Dass *fragile* und *accepter*, obwohl später aufgenommen, ihren lateinischen Grundformen ähnlicher sind, als *frêle* und *acheter*, erklärt sich daraus, dass die letzteren ihre Gestalt durch die alte Volkssprache erhielten, während die ersteren direct aus der Büchersprache entnommen wurden. *Fragile* und *accepter* müssen daher auch streng genommen gegenüber *frêle* und *acheter* als Fremdwörter angesehen werden, nur folgt daraus nicht, dass die letzteren als Lehnwörter zu betrachten seien; denn wenn die gallischen Provinzialen lateinische Wörter überhaupt aufnahmen, so schöpften sie dabei nicht aus fremder Quelle, während hingegen den Franzosen des sechszehnten Jahrhunderts das Lateinische bereits eine fremde, todte Sprache geworden war, allerdings immer noch weit näher liegend als irgend eine andere Sprache. Dagegen gibt es nun im Deutschen allerdings Fälle, wo die zweimalige

Entlehnung eines lateinischen Wortes mit dem Unterschied von Lehn- und Fremdwort zusammentrifft. Die ursprünglich griechischen Wörter *Presbyter* und *Episcopus* nahmen als volksthümliche Lehnwörter in der deutschen Kirche schon früh die Gestalt *Priester* und *Bischof* an; das neuere Kirchenrecht aber hat mit Rückkehr zu den ursprünglichen Formen, die gelehrten Ausdrücke *Presbyterial-* und *Episcopalverfassung* gebildet. In anderen Fällen haben wir das lateinische Wort bei der zweiten Entlehnung in halb oder ganz französischer Form aufgenommen, wodurch seine Fremdheit gleichsam verdoppelt wird. Das lateinische *palatium* lautet als altes Lehnwort *Pfalz*, als modernes Fremdwort *Palais*; zwischen inne liegt noch die, ebenfalls schon aus franz. *palais*, mittelhochdeutsch *pálas*, entstandene Form *Palás-t*, mit angehängtem *-t*. Ein wegen der stark verschiedenen Bedeutung der beiden Formen interessantes Beispiel ist lat. *dictare*: *dichten* und *dict-ieren* (vgl. *tractare*: *trachten* und *tractieren*); ebenso aus lat. *offerre* (darbringen): *opfern* und *offerieren*; *ordinare*: *ordnen* und *ordinieren*.¹⁶⁾

Die andere Erscheinung kann eine eigenthümliche Art mittelbarer Entlehnung oder auch eine bloß scheinbare Entlehnung genannt werden; sie besteht nämlich darin, dass eine Sprache aus einer anderen Worte entlehnt, welche vorher von der letzteren aus der ersteren selbst schon entlehnt, aber unterdessen so verändert worden waren, dass man ihre ursprüngliche Heimath nicht mehr kannte. In diesem Falle ist also ein Wort zuerst als Lehnwort in eine andere Sprache übergegangen, um dann als Fremdwort in die eigene zurückzukehren. Dieser scheinbar seltsame Vorgang findet doch eine genaue Parallele in der Handelswelt, indem bekanntlich manche einheimische Pro-

ducte, und zwar nicht bloß Rohstoffe, zuerst in's Ausland gehen, um von dort wenig verändert, aber mit erhöhtem Preise und verschönertem Namen, als fremde Waare wieder eingeführt zu werden. Beispiele dieser Art, sachliche und sprachliche, sind gerade im Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich nicht selten gewesen und beweisen auf's Neue die vielfachen Beziehungen freundnachbarlicher Liebenswürdigkeit, welche zwischen diesen beiden Nationen von Alters her ausgetauscht worden sind! Von Seite der Sprache gehören hieher: *Balcon*, als französisches oder italienisches Fremdwort mit Accent auf der zweiten Sylbe ausgesprochen, aber nichts anderes als unser *Balken*; *Bresche* zunächst aus franz. *brèche*, dieses aber von *brechen*; *Panier* aus franz. *banière*, ital. *bandiera* von *Band*, in deutscher Gestalt und Betonung: *Banner*; (ital.) *Lotto*, (franz.) *Loterie* vom niederdeutschen *lôt* = *Loos*. *Marschall* aus dem altdeutschen *marchschalk*, Rossknecht, vgl. franz. *maréchal ferrant*, Hufschmied, also von einem bescheidenen Hofamt aufgestiegen bis zur höchsten Kriegswürde! *Fauteuil*, ital. *fauldistorio*, altfranz. *faudesteuil*, aus *Faltstuhl*, weil solche Stühle wirklich zusammengefaltet werden konnten; *Equipage*, *Equipirung*, ursprünglich mit s vor q geschrieben und gesprochen, vom niederdeutschen *skip* = *Schiff*, welches in der älteren Sprache „Ausrüstung“ überhaupt (allerdings besonders von Fahrzeugen) bedeutet, wie noch der schweizerische Bauer unter „Schiff und Geschirr“ sein sämtliches Acker- und Hausgeräthe versteht; *Bivouac*, franz. auch *bivac*, aus dem altdeutschen *bîwacht*, Beiwache, Nebenlager; *boulevard* aus *Bollwerk*; *Garde* von franz. *garder* gleich unserem *warten* im Sinne von *wachen*.¹⁷⁾ — Obwohl auf diesem Wege manches nur scheinbare Fremdwort, besonders aus dem Französischen, in's Deutsche gedrungen ist, bleibt die

Thatsache bestehen, dass eine sehr grosse, wohl in die Tausende gehende Zahl wirklicher, und gar nicht blos aus dem Französischen geschöpfter Fremdwörter aufgenommen worden ist und noch immer sich vermehrt, wenn gleich diese Zunahme nicht mehr in dem Masse stattfindet, wie zeitweise früher, und natürlich auch durch das Verschwinden manches älteren Fremdwortes einigermaßen ausgeglichen wird.

Die heute üblichen Fremdwörter sind meistens erst seit der Reformationszeit eingedrungen, welche ja unserer Sprache überhaupt erst ihre neuere Gestalt gab, und zwar zunächst aus den Kreisen der in den alten Sprachen Gelehrten (Humanisten), welche den ganzen damaligen Umschwung der deutschen Bildung hervorriefen und anführten, und obwohl sie wesentlich für die Ehre und Selbstständigkeit der deutschen Nation gegenüber der römisch-katholischen Macht kämpften, doch nicht umhin konnten, in ihrer eigenen Praxis, die Waffen der Feinde schwingend, zunächst noch das Lateinische vor dem Deutschen zu bevorzugen. Es waren also zunächst lateinische und latinisirte griechische Wörter, welche nun abermals eingeführt wurden, weniger mehr in der Kirche, welche ja nun wesentlich auf die volkstümliche Grundlage der deutschen Bibel gestellt wurde, aber in der Schule und im Staatswesen, wo das römische Recht das deutsche verdrängte und die Kanzleisprache in ihrem Wortvorrathe vielfach undeutsch wurde, während sie doch die Formen zur Gründung der neuhochdeutschen Schriftsprache hauptsächlich lieferte.¹⁸⁾ Nun wurden aber die fremden Wörter nicht mehr, wie im Mittelalter, eingebürgert durch umdeutschende Lautveränderung, sondern meist mit Beibehaltung ihrer antiken Gestalt, die man nun ja auch gründlicher kannte und, schon weil man die alten

Sprachen überhaupt als mustergültig verehrte, weniger mehr anzutasten wagte. Welchen Einfluss das Lateinische gewinnen musste, lässt sich ermessen, wenn man bedenkt, dass bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts die Vorträge auf den Universitäten in lateinischer Sprache gehalten wurden und daher auch an den vorbereitenden unteren Schulen das Hauptgewicht auf lateinisch Sprechen und Schreiben gelegt wurde.¹⁹⁾ Während aber jener Einfluss zunächst die gelehrten Stände traf und von ihnen weiter ausging, kam in der kaufmännischen Welt manches Italienische auf, weil der Grosshandel auf dem Mittelmeer noch immer in den Händen der italienischen Seestädte lag. Aus Italien drangen aber auch manche Ausdrücke der Musik und bildenden Kunst nach Deutschland, theils durch italienische Künstler, die an deutsche Höfe berufen wurden, theils durch Deutsche, welche in Italien selbst sich ausgebildet hatten, und wenn technische Ausdrücke zunächst allerdings nur innerhalb des betreffenden Faches Geltung gewinnen, so erstreckt sich diese doch leicht durch bildliche Uebertragung auch auf die allgemeine Sprache. — Französischer Einfluss kam nach Norddeutschland durch die flüchtigen Hugonotten, dann im dreissigjährigen Krieg und im Zeitalter Ludwigs XIV. durch die französischen Armeen, welche längere Zeit auf deutschem Gebiete lagerten, und durch die Diplomaten, welche die Verbreitung französischer Sitte und Sprache in der höheren Gesellschaft Deutschlands vervollständigten. Uebrigens hat dazu gewiss auch beigetragen die Lectüre der wirklich „classischen“ Litteratur, mit welcher Frankreich im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert abermals Deutschland vorausgeeilt und theilweise Muster geworden war, jedenfalls vielfach anregend und befruchtend auf die gebildeten Kreise Deutsch-

lands gewirkt hatte. Da übrigens bloss Lectüre nie genügt, um Fremdwörter einzuführen, so muss erinnert werden, dass in Folge der erstgenannten Einflüsse das Französische in höheren Kreisen wirklich gesprochen wurde und dass es von dort in die unteren Schichten durchsickerte. Die letzte Periode des französischen Einflusses war die napoleonische, im Anfang dieses Jahrhunderts bis zu den Befreiungskriegen, welche denselben doch auch nicht sofort und vollständig überwinden konnten. Das deutsche Nationalgefühl wurde seither durch wissenschaftliche Erforschung der Geschichte und Sprache immer mehr geklärt und gehoben, aber unvermeidlich bleibt trotzdem die Aufnahme neuer Fremdwörter, nur jetzt nicht mehr vorzugsweise aus der Sprache einzelner zeitweise tonangebender Nationen, sondern aus dem allgemeinen Weltverkehr. Der kosmopolitischen Strömung der ganzen heutigen Welt kann sich keine Nation entziehen, am wenigsten die deutsche, welche ziemlich im Mittelpunkt derselben lebt und von jeher eine nationale Eigenthümlichkeit gerade in der Fähigkeit und Neigung offenbarte, Fremdländisches vielseitig in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und zur Bereicherung ihres Eigenthums zu verwerthen. In diesem theoretischen Lerntrieb des deutschen Geistes, der durch die lange politische Ohnmacht des deutschen Staatswesens gefördert wurde, aber den Schaden derselben auch einigermassen aufwog und die politisch-practische Erhebung der Nation in neuester Zeit, eben auf Grundlage ihrer vielseitigen und vertieften Bildung, vorbereiten half, liegt ein Hauptgrund, warum die Zahl der Fremdwörter im Deutschen grösser ist, als in den romanischen Sprachen. Die Franzosen haben allerdings in den letzten Jahrhunderten wenige Wörter aus dem Deutschen aufgenommen, aber sie haben eben Deutschland über-

haupt kennen zu lernen sich wenig bemüht und nun diesen auf eitler Selbstüberschätzung beruhenden Mangel schwer genug büssen müssen. Reichliche Fremdwörter (übrigens wie bei uns zu einem grossen Theile erst neu gebildete) aus dem Lateinischen und Griechischen sind allerdings auch in die romanischen Sprachen seit den letzten Jahrhunderten aufgenommen, stechen aber dort weniger auffallend von dem übrigen Sprachstoff ab, weil dieser eben von Haus aus schon lateinisch war,²⁰⁾ und etwas Aehnliches gilt von den Fremdwörtern im Englischen, dessen Sprachschatz ohnehin schon bunt zusammengesetzt war.²¹⁾

Mit der grösseren Zahl der Fremdwörter im Deutschen hängt aber auch eine anderen Nationen fremde Art der Betrachtung und Behandlung derselben zusammen. Im practischen Gebrauche des täglichen Lebens wird zwar kein grosser Unterschied wahrzunehmen sein, indem man sich allenthalben ziemlich gedankenlos dem Bedürfniss oder der Bequemlichkeit des augenblicklichen Ausdrucks hingibt; aber in Deutschland gibt es neben dieser Praxis ein theoretisches Verhalten zu den Fremdwörtern, welches immer wieder die Reflexion wach ruft, dass diese beliebten und zum Theil verhätschelten Kinder des Auslandes eben als solche ein besonderes Augenmerk, einige Sorgfalt und Vorsicht im Gebrauche verlangen. Es ist mir nicht bekannt, dass andere Nationen Fremdwörterbücher besitzen und der Mangel derselben wird zum Theil die oben angedeuteten Gründe haben; in Deutschland aber sind sie — (verschieden von den Glossen und Vocabularien des Mittelalters, welche eher Vorläufer von Wörterbüchern der fremden Sprachen selbst waren) — schon seit dem sechszehnten Jahrhundert nöthig und üblich geworden, und zwar nicht als rein gelehrte Werke, sondern für das Bedürfniss jedes

gebildeten Geschäftsmannes. Das erste Werk dieser Art erschien im Jahr 1571 unter dem Titel: „Simon Rote's deutscher Dictionarius, d. i. Ausleger schwerer unbekannter deutscher, griechischer, lateinischer, hebräischer, welscher, französischer, auch anderer Wörter, so nach und nach in deutsche Sprache kommen sind“. ²²⁾ Das neueste und beste Fremdwörterbuch, von Heyse, hat vor Kurzem eine vierzehnte Auflage erlebt. Unsere Fremdwörterbücher beweisen aber eben nicht so fast, dass wir am meisten Fremdwörter besitzen und unter ihnen am meisten leiden, sondern zugleich auch, dass wir sie am besten als solche kennen, überhaupt aber, dass wir uns zu ihnen ausdrücklich in ein besonderes Verhältniss gesetzt haben, das sich gerade in ihrem Unterschied von Lehnwörtern am klarsten kennzeichnet. Es mag zwar sein, dass in unseren Fremdwörterbüchern, sowie schon in jenen ältesten, auch einzelne Lehnwörter mit aufgenommen wurden, aber sonst beruht der oben angegebene Unterschied zwischen Lehn- und Fremdwörtern wesentlich eben darauf, dass man früher darnach strebte (freilich nur unbewusst), fremde Wörter als solche möglichst unkenntlich zu machen, während man jetzt dieselben absichtlich als solche möglichst kenntlich zu erhalten oder zu machen sucht, indem man die Form, Aussprache und Bedeutung, in der man sie empfangen hat, erlernt und beibehält. Diesem Zwecke diente ja auch bis vor Kurzem der Gebrauch, in Schrift und Druck Fremdwörter durch lateinisch-französische Buchstaben auszuzeichnen, eine der vielen Pedanterien, unter denen die äussere Gestalt und Cultur unserer Sprache so viel gelitten hat, doch noch keine von den schlimmsten und jedenfalls mindestens so vernünftig wie die Auszeichnung der Hauptwörter durch grosse Anfangsbuchstaben! — Wie übrigens jenes

älteste Fremdwörterbuch auch von schweren unbekannten deutschen Wörtern spricht, deren Erklärung es geben wolle, so können auch neuere Fremdwörterbücher nicht umhin und machen sich kein Bedenken daraus, Wörter jener Art mit aufzunehmen; denn es gibt dergleichen in jeder lebendigen Sprache und zu jeder Zeit, theils durch Veralterung einzelner Bestandtheile des Wortschatzes, theils durch den Reichthum desselben für alle einzelnen Gebiete, den Niemand ganz kennt und beherrscht. In dieser letzteren Beziehung darf wohl die Thatsache hervorgehoben und gegenüber blindem Eifer wider Fremdwörter beherzigt werden, dass es recht viele und gute, althehrwürdige deutsche Wörter gibt, z. B. für Geräth und Verfahren einzelner Handwerke und Gewerbe, welche uns Gebildeten weit weniger bekannt und geläufig sind, als eine Menge moderner Fremdwörter, aber ohne Schuld der letzteren, so dass man also erst jene kennen lernen sollte, die uns in aller Nähe fremd geblieben sind, bevor man diese verfolgte, nur darum, weil sie aus der Fremde gekommen sind! —

Zurückblickend auf die bisherige Darstellung, wollen wir dieselbe mit einer Vergleichung abschliessen, welche uns das Aufkommen und die Geltung von Lehn- und Fremdwörtern vielleicht noch anschaulicher machen kann.

Die Bevölkerung eines cultivirten Landes, oder auch schon einer grösseren Stadt, besteht heutzutage meistens aus ziemlich verschiedenartigen Elementen, welche auch mit ungleicher Festigkeit und Geltung ihrem Wohnort angehören. Den ältesten Bestandtheil bilden natürlich die eingesessenen Altbürger, in der Schweiz noch da und dort im Unterschied von „Bürgern“ des Staates, „Burger“ genannt, wobei wir den Mangel des Umlautes auf das zähkere Festhalten dieser Classe an altem Brauch ausdeuten können.

Obwohl die Altbürger an vielen Orten bereits sehr zusammengeschmolzen sind und der Zahl nach von neuen Elementen der Bevölkerung übertroffen werden, müssen sie bei unserer Vergleichung den alteinheimischen Wörtern entsprechen, welche der Zahl nach in allen Sprachen überwiegen. Die nächstfolgende Classe, der Neubürger, welche gegenwärtig an den meisten Orten durch erleichterte Aufnahmebedingungen in erfreulicher Zunahme begriffen ist und von manchen Städten auch schon im Mittelalter gehegt wurde, besteht zunächst wohl aus Angehörigen der Umgegend und des weiteren Vaterlandes, doch werden auch schon ursprünglich Landesfremde darunter sein; sie alle mochten entweder wegen besonderer Verdienste mit dem Bürgerrechte beschenkt worden sein, oder sich freiwillig eingekauft haben, oder durch Noth zum Eintritt gezwungen worden sein. Im Sprachschatz entsprechen den ersteren neuere Wortbildungen aus einheimischem Stoff, den letzteren Lehnwörter, welche sich bereits eingelebt und ganz wie einheimische durch Ableitung und Zusammensetzung (entsprechend Eheverbindungen von Neubürgern mit Altbürgern) sich fruchtbar erwiesen haben. Einen anderen Theil der Lehnwörter müssen wir aufbehalten zur Vergleichung mit einer dritten Classe der Einwohner, den Ansässen (bei uns auch „Hintersässen“ genannt), welchen zwar für gewisse Leistungen auch gewisse Befugnisse im Gemeindehaushalt zukommen, aber das volle Bürgerrecht mangelt. In Wirklichkeit sind nun zwar nicht alle Ansässen Landesfremde, aber doch viele, und da sie im Uebrigen mit den Bürgern sich gut vertragen, befreunden und auch durch Heirath verbinden können, so mögen auch sie zum Theil noch Lehnwörtern verglichen werden; einen anderen Theil von ihnen aber, nämlich die erst seit kürzerer Zeit angesessenen, mit denen man zwar auch schon

verkehrt, aber sich nicht näher einlässt, bevor man sie einigermaßen kennen gelernt hat, und die wohl gelegentlich auch misskannt oder gar misshandelt werden — diese Ansässen werden wir bereits weniger günstig gestellten, mit einigem Misstrauen angesehenen Fremdwörtern vergleichen, welche auch, mit fertiger Bedeutung herübergenommen, weniger leicht neue Bildungen erzeugen. Für den Rest der Fremdwörter, der immer noch gross genug sein kann, bleibt uns dann noch die nicht einmal ansässige, sondern nur auf kürzere Zeit am Orte sich aufhaltende, die sogenannte „flottante“ Bevölkerung, aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt, seien es dürftige Arbeiter, die doch ihren redlichen Verdienst betreiben und zur Belebung der Stadt beitragen, oder vermöglichere Leute, die als „Kuristen“ oder Touristen ihr Geld bei uns verzehren, weitgereiste Handelsleute, Künstler oder Gelehrte, die irgend ein Geschäft bei uns einzukehren veranlasst, endlich wohl auch einige blosse Schwindler und Schmarotzer, welche wir gern wieder das Feld räumen sehen, nachdem sie es eine Weile abgeweidet oder für ihre Zwecke uneinträglich gefunden haben.

Diese ganze Vergleichung hat, wie jede ähnliche, wenn man sie in's Einzelne verfolgen will, ihre offenbaren Unzulänglichkeiten; indessen ist gerade das etwas Schwankende der Abtheilungen auf beiden Seiten im Wesen der Sache gegründet und dieses wird auch dadurch einigermaßen getroffen, dass fremde Wörter wirklich zum grossen Theil durch solche sociale Verhältnisse und Vorgänge, wie die eben skizzirten, eingeführt und getragen werden, so dass nach dieser Seite die Zusammenstellung mehr als blos bildliche Bedeutung hat.

Wer trotzdem mit derselben sich nicht befreunden oder begnügen kann, dem wollen wir noch eine andere Ver-

gleichung anbieten, welche zwar aus der Geschichte der Natur genommen ist, aber auch zeigt, wie diese mit der Cultur sich berührt.

Eine nicht unbeträchtliche Zahl von fremden Wörtern sind Namen von ausländischen Pflanzen und Thieren, welche zum Theil bei uns importirt oder acclimatisirt sind, zum Theil aber auch bloß in wissenschaftlichen Sammlungen durch einzelne Exemplare vertreten oder bloß aus Beschreibungen und Abbildungen bekannt. Dass man diesen Gegenständen, wenn sie an ihrem Fundort bereits einen Namen hatten, eben diesen fremden lässt, ist natürlich, zumal da die Wissenschaft durch immer neue Entdeckungen, denen ein Name noch fehlt, Anlass genug behält, selbst in Namensschöpfung sich zu versuchen, welche dann bekanntlich meist auf lateinisch-griechischen Wortstoff angewiesen ist und nicht immer nach den Regeln der Sprachwissenschaft verfährt. Es haben aber Pflanzen und Thiere nicht erst durch menschliches Eingreifen über ihre ursprüngliche Heimath hinaus sich verbreitet, sondern die geographische Geschichte derselben datirt schon aus einer Zeit, wo die Erde noch nicht ihre gegenwärtige Gestalt und auch noch keine menschlichen Bewohner hatte. Die bei uns so bekannten und geschätzten erratischen Blöcke und kleinere durch Gletscherbewegung verbreitete Gesteine beweisen aber, dass sogar das Steinreich seine Wanderungen erlebt hat, lange vor denen der Völker. Dennoch gleichen nun gerade diese Steinblöcke in ihrer seltsamen Verbreitung manchen ebenso auffallenden Wortbrocken, welche bei uns abgelagert sind und deren Herkunft eben auch nur die Wissenschaft zu enträthseln vermag, und auch jene Pflanzen und Thiere, die durch mancherlei zufällige Naturbedingungen, durch Luft- und Meerströmungen, zwischen Continenten

und Inseln hin und her geworfen wurden, als diese noch selbst erst im Werden waren, dann auch innerhalb der bereits festgestalteten Continente ihren Wohnort zwischen Ebene und Gebirg verschoben, gleichen in ihrer Lebensgeschichte den Wörtern, die durch wechselnde Geschicke ganzer Völker und einzelner Menschen herumgetragen wurden, um auf kürzere oder längere Zeit da und dort sich niederzulassen.

Die fremden Wörter für fremde Naturgegenstände sind verhältnissmässig nur ein kleiner Theil der Masse, überdies der unschuldigste, unschädlichste und auch am wenigsten angefochtene. Es ist aber überhaupt von Interesse, in welchen Theilen des gesammten Vorrathes von Begriffen sich am meisten fremde Wörter eingenistet haben. Die Sprachen sind auch darin von einander verschieden, und eine vergleichende Untersuchung derselben auf jenen Punkt hin lässt auf Ereignisse der politischen und Culturgeschichte schliessen, welche jenen thatsächlichen Bestand der ungleichen Vertheilung der fremden Wörter auf einzelne Lebensgebiete, innerhalb einer Sprache und zwischen mehreren, zu erklären geeignet sein mögen, oder sie dient wenigstens zu erwünschter Bestätigung anderweitig schon gefundener Thatsachen. Wir haben oben bei der Darstellung der zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten in's Deutsche eingedrungenen Lehn- und Fremdwörter solche Specialisirung bereits angedeutet und kommen im Folgenden darauf zurück; so viel ist schon jetzt klar, dass man die fremden Wörter, um ihnen Interesse abzugewinnen und um sie weder zu hoch noch zu gering zu schätzen, weder blos in ihrer Vereinzelung noch als wüste, wirre Gesamtmasse nehmen muss, sondern zusammengestellt und gesondert nach sachlichen Kategorien des wirklichen Lebens,

in welchem sie stehen, und der lebendigen Geschichte, aus der sie geflossen sind. Es ist einleuchtend, dass es nicht zufällig und gleichgültig sein kann, ob eine Nation für ganze Reihen oder Gruppen ihrer Lebensinteressen vorwiegend selbstgeschaffene oder aber entlehnte Benennungen habe; oder wenn es auch schliesslich practisch gleichgültig wäre, so bliebe es doch theoretisch ein anziehender und fruchtbarer Gegenstand geschichtlicher und psychologischer Forschung. Wir können und wollen aber diesen Punkt jetzt nur noch an den eigentlichen Fremdwörtern in Behandlung ziehen, und auch hier nur soweit er zusammenhängt oder sich verbinden lässt mit der practischen Frage (welche gegenüber den Lehnwörtern nicht mehr erhoben werden kann, weil diese im Gebrauche bereits feststehen oder nicht einmal kenntlich sind), wie wir uns selbst in Absicht auf Duldung und Anwendung von Fremdwörtern am besten zu verhalten haben. Unser Verhalten muss und kann nämlich offenbar nicht gegen alle Arten von Fremdwörtern ohne weiteres dasselbe sein, weil sie selbst von verschiedenem Ursprung und Werthe sind: es gibt unentbehrliche und unverfängliche, die auch bereits zu weit verbreitet und zu tief eingedrungen sind, als dass man sie wieder verbannen könnte; es gibt aber auch entbehrliche und ihrem Werthe nach zweideutige, die auch noch gar nicht alle fest gewurzelt sind, sondern zum Theil noch in dem wechselnden Luftzug der Mode schweben.

Zu der ersteren Art gehören vor allen die bereits angeführten Namen von ausländischen Natur- und Culturproducten, also von Dingen, die auch selbst erst durch den Weltverkehr aus der Fremde eingeführt sind und im Inland nicht ebenso gut oder gar nicht erzeugt werden konnten, benannt am Ende wohl auch, wenn sie es nicht schon

wären; hier haben wir also sachlich und sprachlich eine reine Bereicherung empfangen, gegen die sich Niemand sträubt. Nun darf man aber nicht etwa umgekehrt schliessen, alle Dinge, die fremde Namen tragen, seien auch wirklich aus der Fremde eingeführt und tragen ihren Namen mit unbedingtem Recht; denn das Wort *schreiben* z. B. ist lateinischen Ursprungs, beweist aber nicht, dass die alten Deutschen die Schrift überhaupt erst von den Römern gelernt haben, sondern höchstens eben die lateinische und deren Verbreitung in weitere Kreise, da die alteinheimische Runenschrift nur zu besonderen Zwecken und bei den betreffenden Ständen üblich gewesen war. Eine zweite und weitaus zahlreichere Art von Fremdwörtern sind also Benennungen von (mehr oder weniger) allgemein menschlichen Dingen, welche auch im Inland erzeugt und benannt werden konnten, aber da sie durch irgend eine besondere Fügung nun einmal zuerst durch fremde Hand, sammt ihren Namen aus fremdem Mund uns mitgetheilt wurden, und zwar in irgend einer besonderen Fassung, die uns vorthellhaft schien, zunächst für diese überlieferte Gestalt, dann wohl auch für einheimische Modificationen derselben, ihren fremden Namen beibehielten. Hier müssen nun aber wieder mehrere Unterarten gesondert werden, welche nicht dieselbe Behandlung verdienen und ertragen, und mit diesen feineren Unterscheidungen gewinnt die Frage nach der Berechtigung der Fremdwörter ein tieferes Interesse.

Hieher gehören vor allen die Fremdwörter der Wissenschaften und Künste, auch des Handels und der Gewerbe, jene meist aus dem classischen Alterthum überliefert oder überlieferten nachgebildet, diese mehr aus den neueren Sprachen geschöpft. Wir stehen hier auf wesentlich internationalem, kosmopolitischem Gebiet, denn die

meisten hieher gehörigen Dinge sind, nachdem sie einmal bei irgend einem Culturvolk aufgekommen, auch von anderen angenommen worden oder fähig, mit einigen Modificationen angeeignet zu werden. Daher ist denn auch die Masse der betreffenden Fremdwörter sehr gross und wird von der Laienwelt beklagt, weil sie die Zugänglichkeit und Gemeinverständlichkeit der betreffenden Gebiete erschwert; sie kann aber im Interesse der Sache selbst, d. h. der fortschreitenden Bildung nicht ohne weiteres beseitigt, sondern höchstens allmählig durch theilweise Uebersetzung in die Landessprachen vermindert werden. Solche Uebersetzung ist übrigens viel weniger leicht und unbedingt nützlich, als sich Laien wohl vorstellen, denn es entsteht dadurch die Gefahr, entweder von der nöthigen Schärfe der wissenschaftlichen und technischen Bezeichnungen etwas nachzulassen, indem man die spezifischen fremden Ausdrücke durch einheimische von allgemeinerer Bedeutung ersetzt, oder die Reinheit und Deutlichkeit der Landessprache selbst zu verkümmern, indem man einheimischen Wörtern neben ihren oft bereits sehr vielfachen Bedeutungen noch andere aufbürdet, welche sich mit den bisherigen leicht verwirren oder den Gebrauch der Wörter für andere Zwecke, z. B. rhetorische oder poetische, durch die ihnen angehängten Nebenbeziehungen beeinträchtigen: es entsteht also die Gefahr, indem man mit denselben Mitteln zwei Zwecken dienen will, den einen oder alle beide zu schädigen. Wünschbar ist natürlich, dass man die Menge der fremdartigen Kunstausrücke nicht ohne Noth, d. h. aus blosser Bequemlichkeit oder Gewohnheit, vermehre, wenn sich ein passendes einheimisches Wort finden oder schaffen liesse; aber auch dann kann ja der Fall eintreten, dass ein solches Wort, trotz seines einheimischen Klanges und Scheines, für

den betreffenden Zweck doch erst wieder eine Erklärung bedarf, so gut wie ein fremdes, also die Schwierigkeit nicht umgangen ist, sondern nur in anderer Gestalt wiederkehrt. Oder es kann das fremde Wort zwar leicht verständlich übersetzt werden, aber nur durch eine schwerfällige weitläufige Umschreibung, unter welcher die ebenso wünschbare Kürze des Ausdrucks leidet. — Wer rechten Eifer hat, sich eine Wissenschaft oder Kunst berufsmässig anzueignen, darf und wird auch die Schwierigkeiten nicht scheuen, die den Zugang zu derselben von Seite der Sprache umgeben; wer aber blos als Laie einen Blick in ein solches Gebiet thun will, kann nicht den Anspruch erheben, dass seiner Person zu Liebe das Interesse der Sache gefährdet werde. Natürlich kann von Seite der Fachmänner die Fremdheit der Kunstausrücke gelegentlich missbraucht werden, um dem Publikum Dinge geheim zu halten, deren Kenntniss ihm erwünscht und unschädlich wäre, oder durch Umschwerfen mit hochklingenden Phrasen sich ein falsches Ansehen zu geben; aber von der anderen Seite liegt ebenso nahe die Gefahr, ungenügend übersetzte Kunstausrücke eben auch nur halb zu verstehen und so weiter zu geben. Wer ehrlich Aufklärung sucht, wird sie aus litterarischen Hilfsmitteln oder aus dem lebendigen Munde von Fachmännern immer finden, soweit sie ihm überhaupt gegeben werden kann.

Am ehesten auf dem Gebiete des Rechts- und Staatswesens sollte man von Seite der Fachmänner grössere Verständlichkeit, resp. Uebersetzung mancher Ausdrücke, anstreben, weil jeder Gebildete als Bürger in den Fall kommt, sich in privaten und öffentlichen Angelegenheiten ein eigenes Urtheil in diesen Dingen bilden zu müssen und weil Gesetze und Verordnungen, die für das ganze Volk bestimmt sind,

vor allem müssen verstanden werden, um befolgt werden zu können. Hier berühren wir einen wirklichen Uebelstand, über den vielfach mit Recht geklagt wird. Den Fachmännern ist natürlich nicht zuzumuthen, dass sie bei Verhandlungen unter sich der hergebrachten, überdies auch hier vielfach vortheilhaften und unvermeidlichen Fremdwörter sich enthalten; aber schon die Praxis der Geschwornengerichte zeigt oft die Nothwendigkeit, über wichtige Begriffe des Strafrechts z. B. *Affect*, Aufklärung zu ertheilen, und wenn das Volk bei uns vollends in Zukunft über alle Gesetze selbst abstimmen soll, wenigstens so, dass ihm neue Hauptgrundsätze derselben zur Annahme vorgelegt werden, so dürfen diese entweder keine fremdartigen Ausdrücke enthalten oder es müssen solche durch beigegebene schriftliche und mündliche Erklärung verständlich gemacht werden. Uebrigens wissen wir wohl, dass die Schwierigkeiten solcher Erklärung keineswegs bloß sprachlicher, sondern auch sachlicher Art sind und dass engere Kreise auf diesem Gebiete nicht von sich allein aus mit Verbesserungen und Neuerungen vorgehen können, weil dasselbe, wie die Orthographie, Sache der ganzen Nation ist und nur durch allmähliche Vorbereitung und Einverständniss einer überwiegenden Mehrheit oder tonangebender Autoritäten umgestaltet werden kann. Vor Allem wäre es Aufgabe der Publizistik, der periodischen Presse, die Vermittlung der Wissenschaft mit dem Volksleben gerade auf diesem Gebiete zu übernehmen, und zwar dadurch, dass sie einerseits selbst einer möglichst verständlichen Sprache sich befasse und aller unnöthigen Fremdwörter sich enthielte, andererseits dadurch, dass sie darauf ausginge, bei der Behandlung jeweiligen herrschender Tagesfragen die dabei unvermeidlichen Kunstausrücke vor Allem förmlich zu erklären. Nirgends aber wuchert die Fremd-

wörtersucht stärker und schlimmer, als gerade in der politischen Presse, welche dadurch eines guten Theiles ihrer sonst möglichen und so sehr nöthigen und fruchtbaren Einwirkung auf weitere und weiteste Kreise beraubt wird. Und zwar haben sich gerade hier nicht blos eigentlich wissenschaftliche, richtig gebildete und scharf bezeichnende Ausdrücke eingeschlichen, die ohne weiteres als bekannt vorausgesetzt und hingenommen werden, sondern auch manche unrichtige, unklare, zwitterhaft gebildete Wörter aus sehr verschiedenen Quellen. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche in den Zeitungen oft nur vorübergehend und möglichst schnell nach den Bedürfnissen des Augenblicks zur Behandlung kommen müssen, auch der zunehmend internationale Charakter eines Theiles derselben, überdies die ungleichen Bildungsstufen der Leser, entschuldigen zwar jene Uebelstände einigermaßen und erschweren jedenfalls das Streben nach Besserung, aber immerhin könnte ohne Zweifel mehr geschehen als auch nur versucht wird; es ist im Allgemeinen ein ansteckender verderblicher Schlenldrian eingerissen, von dem sich der Einzelne sogar bei gutem Willen schwer losreißt.

Eine andere, ebenfalls sehr zahlreiche und wohl am meisten angefochtene Classe von Fremdwörtern sind diejenigen, welche nicht zunächst nur bei einzelnen Ständen und Berufsarten, sondern ziemlich allgemein im Gebrauche sind, meistens in die Sphäre des häuslichen und geselligen Lebens, jedoch nur der Aussenseite desselben, gehören und zu einem grossen Theile aus Frankreich stammen.²³⁾ Aber auch hier müssen Unterschiede gemacht werden. Dass wir eine Menge französischer Namen von Speisen, Kleidungsstücken und Geräthen haben, ist bekannt und begreiflich, aber auch ganz unverfänglich und gar nicht anders zu beurtheilen

als die zuerst angeführten Namen von Natur- und Culturproducten aus anderen Ländern. Da die Franzosen einmal anerkanntermassen auf dem Gebiete des Luxus erfinderischen Geist und ansprechenden Geschmack haben, warum sollen wir ihnen nicht durch Beibehaltung auch der ihren Erfindungen gegebenen Namen gebührende Ehre erweisen und bekennen, dass wir auf diesem Gebiete von ihnen mancherlei empfangen und gelernt haben, was zu erlaubter Verschönerung des Lebens dient? Dann soll aber auch, was Uebertriebenes, Ausgelassenes, Eitles, Lächerliches, zum Theil erst durch oberflächliche, leichtfertige oder ungeschickte Nachahmung bei uns, sich daran gehängt hat, französischen Namen behalten und dadurch seinen Ursprung verrathen; was hingegen durch unser Zuthun an jenen Dingen etwa verbessert und theilweise in deutschem Geiste umgestaltet worden ist, braucht nicht immer noch französisch benannt zu werden, als ob auch dies nur entlehnt wäre. Vollends verwerflich ist die Gewohnheit, Dingen, die gar nicht einmal aus Frankreich gekommen, sondern überhaupt Gemeingut der natürlichen oder gebildeten Menschheit sind, nur darum einen französischen Namen zu lassen, weil ein solcher einmal in der Zeit französischer Oberherrschaft über Europa auch zu uns gedrungen und hangen geblieben ist, ganz zufällig, ohne allen tieferen Anspruch auf Beibehaltung und nur auf den kindischen Aberglauben gestützt, dass alles, was man fremd benenne, eben dadurch vornehmer klinge und auch mehr werth sei oder wenigstens scheine, weil es mit seiner Herkunft aus der Ferne feinere Gestalt der Sache selbst und feinere Bildung des Sprechenden verrathe. — Im Uebrigen muss besonders hier das Princip gelten, dass Fremdwörter, so lange man sie als solche kennt und kennzeichnet, etwas von der Gefährlichkeit und

Widrigkeit verlieren, die ihnen sonst anhaften würde; je mehr man sich ihrer bewusst ist und sich innerlich frei von ihnen weiss, um so ruhiger darf man sich ihren Gebrauch gelegentlich gestatten. Für bestimmte Zwecke muss er ohnehin erlaubt oder geradezu geboten sein, nämlich um zur Darstellung gewisser Charaktere und Sitten, die wirklich zur Fremde neigen, die natürlichen Farbentöne zu liefern. Der belletristische Schriftsteller, der nicht französische, aber fransösirende Elemente in der deutschen Gesellschaft schildern will, darf sich also dieses Mittels ohne Scheu bedienen. Dagegen trifft verdienter Tadel manche Verfasser von Romanen, Novellen und Feuilleton-Kritiken, welche ohne besondere Zwecke, nur aus Nachlässigkeit oder Anbequemung an gewisse Leserkreise, durchgängig den Gebrauch zahlreicher, obendrein oft nur phrasenhafter Fremdwörter sich angewöhnt haben und wohl gar für ein Kennzeichen oder Ideal eines guten Salonstiles halten.

Wenn übrigens die Fremdwörter in der Umgangssprache und in der leichten Unterhaltungslitteratur unläugbar überhand genommen haben und nicht mehr leicht zu vertreiben sein werden, so bleibt dem nationalen und moralischen Gefühl der Trost, dass die innerste Gemüthssphäre des Ernsten und Heiligen von ihnen frei geblieben ist und der Natur der Sache nach auch frei bleiben wird. So schliessen denn auch die höheren und höchsten Gattungen der Poesie und Beredsamkeit den Gebrauch von Fremdwörtern unwillkürlich fast ganz aus, was immerhin für beide Theile charakteristisch ist. Im ernsten Epos und Drama, sowie im echten Liede, in der Predigt und anderen feierlichen Redeformen würden Fremdwörter unser Gefühl entweder unmittelbar beleidigen, oder zum Lachen reizen, während sie im niedrigeren, komischen und satyrischen Stil ganz am Platze sein

und treffliche Wirkung thun können. Es ist aber überhaupt bemerkenswerth, dass Fremdwörter auch in der gewöhnlichen Umgangssprache oft entweder geradezu zweideutige und komische Erscheinungen bezeichnen oder leicht Nebengriffe jener Art annehmen, und zwar nicht bloß wenn sie falsch gebraucht werden. Es wäre übereilt, dies daraus erklären zu wollen, dass jede Nation von Natur geneigt sei, an einer anderen vorherrschend Schwächen und Fehler zu finden, was freilich wahr ist, aber durch die unwillkürliche Achtung auch manches Guten an ihr ziemlich wieder aufgewogen wird; überdies könnte jene Neigung, auch wenn sie noch so stark wäre, ihre Rechtfertigung nicht gerade aus der an sich indifferenten Sprache der anderen Nation schöpfen; aber dass von zwei sonst synonymen Ausdrücken der einheimische leichter einen günstigen Begriff behält oder erhält als der fremde, ist Thatsache, scheint auch nicht unbillig und bewährt sich sogar an längst aufgenommenen und sonst harmlosen Lehnwörtern: *Haupt* ist edler als *Kopf*, *Ross* edler als *Pferd*, und das Wort *edel* selbst sagt mehr als *nobel*, was nicht viel über *vornehm* hinausreicht. Es liegt wohl darin ein unbewusstes Gefühl davon, dass jede Sprache im Stande sein muss, alles Wesentliche aus eigenen Mitteln zu benennen, so dass Entlehnung nur als Ergänzung für Nebengriffe Raum und Recht behält; und in der That gesteht, wer für Benennung von Wesentlichem in die Fremde betteln geht, dadurch nicht so fast einen Mangel seiner Sprache, sondern seiner Kenntniss und Beherrschung derselben.

Jede bildsame und gebildete Sprache enthält in sich den Keim unendlicher Ausdrucksfähigkeit, gleichsam einen Keim des ganzen menschlichen Sprachvermögens; aber keine Sprache hat zu irgend einer bestimmten Zeit jenes Vermö-

gen in Gestalt ihres wirklichen Wortvorrathes bereits erschöpft, und eben darum war sie darauf angewiesen, von anderen zu borgen, was diese zufällig frühzeitiger an treffenden Ausdrücken erzeugt hatten. Solche Ausdrücke empfehlen sich oft nicht bloß durch ihre Kürze im Vergleich mit einheimischen, sondern auch durch einen in derselben gleichsam verdichtet enthaltenen Reichthum von geschichtlichen und anderen Beziehungen, welche nur auf Umwegen auseinander gelegt, aber durch neue einheimische Wörter nie eigentlich übersetzt oder ersetzt werden könnten. Die bloße Nennung einiger Beispiele muss hier genügen, denn die Begründung derselben würde eben schon zu weitläufig werden. Man prüfe Wörter wie: *Instinct, Krisis, Constellation, confisciren, fatal, Transport, Maschine* und *mechanisch, classisch* und *romantisch, naiv* und *sentimental, ironisch, blasirt*; von Wörtern wie die oben schon angeführten *Natur, Charakter*, und solchen wie *Person, Religion*, sehen wir hier ab, da sie bereits mehr Lehnwörter als Fremdwörter sein mögen. Aber auch letztere geborgt zu haben und zu gebrauchen, ist weder Schaden noch Schande, sondern Vortheil und Ehre, kein eitler Luxus, sondern wirkliches Bedürfniss, keine Entstellung, sondern unter Umständen eine Zierde, nicht ein Zeugniß von Armuth, sondern von Reichthum, nicht barbarische Rohheit, sondern ein Zeichen feinerer Cultur. Fremdwörter beweisen nämlich nicht nur regen und fruchtbaren Verkehr des betreffenden Volkes mit anderen, auch mit bereits ausgestorbenen auf rein geistigem Wege, also überhaupt gesteigertes geistiges Leben, und sie dienen uns auch nicht bloß unmittelbar zu möglichst vielseitigem und gewandtem Ausdruck, sondern es wird durch sie mittelbar auch unsere eigene Sprache in sich selbst bereichert, indem die aufgenommenen Fremdwörter

einen Reiz auf die einheimische Sprachthätigkeit üben, der sie durch jene Entlehnung keineswegs erschaffen lässt: es wird vielmehr in der aufnehmenden Sprache eine wetteifernde, selbstschöpferische Gegenwirkung erzeugt, nicht etwa das Aufgenommene wieder auszustossen, sondern es zu verdauen und weiter zu ergänzen. Dies geschieht zum Theil durch eine Art von Uebersetzung, welche, freilich verschieden von jener früher erwähnten unbewussten Neubildung ausländischer Redensarten, nur von gelehrten Kreisen ausgehen kann, denen der etymologische Sinn der Fremdwörter bekannt ist, und auch nicht den Zweck hat, dieselben zu ersetzen, sondern nur zu erklären, aber eben dadurch deutsche Synonyme der Fremdwörter in Aufnahme bringt. Ausbildung der Synonymik kann aber auch stattfinden ohne Neubildung deutscher Wörter, nur indem bereits vorhandene zu den fremden in ein Verhältniss synonyme Ergänzung und Abstufung gesetzt und dadurch Paare oder Gruppen von Begriffen als feinere Unterschiede gegeneinander abgeklärt und zugeschliffen werden, wodurch die Sprache im Ganzen intensiv, qualitativ bereichert wird.²⁴⁾ Beispiele können auch hier nur angeführt, nicht ausgeführt werden. *Volksherrschaft* ist offenbar zunächst Uebersetzung des fremden Wortes *Demokratie*, hat aber dieses nicht verdrängt, sondern neben ihm eine verschiedene, etwas allgemeinere Bedeutung gewonnen; *Freistaat* ist zwar nicht wörtliche, aber freie Uebersetzung von *Republik* und kann um so eher von diesem auch wieder unterschieden werden. Im Uebrigen vergleiche man etwa: Asyl, Zuflucht, Freistatt; perfid, stärker und schlimmer als: treulos; moralisch, sittlich; Skizze, Entwurf; Temperament, Naturell, Gemüthsart; Talent, Anlage; Photographie, Lichtbild; Genius, Genie, Geist; Nation, Volk; Cultur, Bildung; magisch, zauberisch; com-

plicirt, verwickelt; ähnliches in anderen Sprachen, z. B. englisch *liberty* neben *freedom*; *equitable*, *fair* (feinere „Nuancen“ des einfachen deutschen „billig“).²⁵⁾

Die Vortheile, welche einer Sprache aus mässiger Aufnahme und Anwendung von Fremdwörtern erwachsen, springen vielleicht weniger in die Augen als manche Nachtheile, die mit dem Uebermass derselben verbunden sind; wir werden uns aber schliesslich der Ansicht zuneigen, dass die Fremdwörter an sich indifferent seien und dass es hier, wie bei so vielen ähnlichen Dingen, eben nur darauf ankomme, was wir selbst aus ihnen machen. Jedenfalls darf hier so wenig als anderswo der mögliche Missbrauch den Gebrauch überhaupt aufheben, und thöricht wäre blinder Eifer gegen Aufnahme und Gebrauch von Fremdwörtern auch schon darum, weil der Versuch einer gänzlichen Ausrottung derselben, besonders in kürzerer Frist, ohne Erfolg bleiben müsste. Wer glaubt, dieselben durch irgend welche Vorsätze und Massregeln leicht vertreiben zu können, weiss nicht oder vergisst, auf welchen Wegen sie meistens eingedrungen sind, nämlich nicht blos durch Angewöhnung und Nachahmungssucht einzelner Personen im Kleinen, sondern durch grossartige geschichtliche Constellationen und Berührungen, welchen das ganze Volksleben zu Zeiten unterworfen war und sich nicht entziehen konnte. Nur auf eben diesen Wegen können Uebermass und Missbrauch der Fremdwörter, wenn sie sich wirklich eingeschlichen haben, allmählig auch wieder abgestellt werden. Es muss eine tief innerliche Erstarkung des Nationalgefühls in weitesten Kreisen, es muss vielleicht sogar eine Umkehrung der politischen Machtverhältnisse stattgefunden haben, wenn eine Rückwirkung davon auch auf die Sprache in gründlicher und nachhaltiger Weise erfolgen soll. Denn im Leben der

Sprache geschehen alle Veränderungen höchst langsam, durch allmähliche Umstimmung; es müssen mittelbare Wege eröffnet werden, auf denen die Heilkraft der Natur aus eigenem Antrieb wieder austossen kann, was der Organismus zu viel aufgenommen hat, ebenso unbewusst wie es hinein gekommen, und erst nachdem, oder wenigstens während zugleich für einen Ersatz des aufgegebenen Fremden durch vermehrtes Eigenes gesorgt ist. Natürlich ist die Betheiligung der Einzelnen an der Gesamtwirkung durch persönliche Einsicht und Bemühung, und wohl auch durch Verbindungen, unerlässlich, denn die grössten Wirkungen vollziehen sich am Ende doch alle nur im Kleinen; aber eben diese Wechselwirkung muss man stets im Auge behalten, hier wie bei den Bestrebungen für Reform der Orthographie, welche wir nochmals als gleichzeitige Parallele anführen.

Im alten Rom eiferten Männer, wie der Censor Cato, gegen das Ueberhandnehmen des griechischen Einflusses auch in der Sprache; in neuester Zeit suchen die Griechen die türkischen Elemente, die Rumänen die slavischen aus ihrer Sprache auszumerzen. Auch in Deutschland sind schon mehrmals Anläufe gegen die Fremdwörter gemacht worden, natürlich besonders in Zeiten, wo sie in gefährlichem Masse zugenommen und Herrschaft gewonnen hatten. Schon im Mittelalter klagten einzelne Dichter gegen übertriebene Vorliebe für französische oder flämische Redeweise, während dagegen der berühmte und volksthümliche Prediger Berthold (der auch in der Schweiz unter grossem Zulauf sich hören liess) gelegentlich in sehr bemerkenswerther Weise den Gebrauch lateinischer Wörter wegen ihrer vortheilhaften Kürze gegenüber deutschen Umschreibungen in Schutz nahm.²⁶⁾ Im siebzehnten Jahrhundert, wo die fremden Einflüsse ihren

höchsten Grad erreicht hatten, erhoben sich dagegen die eben damals gestifteten Gesellschaften deutscher Gelehrten und Dichter, welche ihre Bemühungen um Hebung vaterländischen Wesens und Sinnes insbesondere auch auf Reinigung der deutschen Sprache richteten.²⁷⁾ Diese Bestrebungen waren gut gemeint und auch nicht ohne allen Erfolg, wenigstens in der Poesie, wo die fremden Elemente doppelt störend empfunden werden, weil sie die natürliche Sprache des Herzens sein soll. Aber im Streben nach Ersatz der Fremdwörter durch deutsche kamen auch Missgriffe vor, geschmacklose und schwerfällige Neubildungen, und Opitz, der an der Spitze der damaligen Erneuerung der deutschen Poesie stand und auch selbst zu den Mitgliedern der sogenannten „fruchtbringenden Gesellschaft“ (des Palmordens) gehörte, war unbefangen genug, einzusehen, dass die deutsche Sprache der fremden Wörter doch nicht leicht entbehren könnte, weil sie, besonders für gewisse Gattungen der Prosa, wirklich noch arm und unausgebildet war.

Seit dem viel mächtigeren Aufblühen der deutschen Litteratur im vorigen Jahrhundert haben sich „puristische“ Bestrebungen wohl zeitweise erneuert,²⁸⁾ aber dass sie eben bei der glänzend errungenen Selbstständigkeit der neuen Litteratur auch weniger mehr nothwendig waren, geht daraus hervor, dass gerade die classischen Schöpfer und Träger derselben, Lessing und Herder, Goethe und Schiller, keineswegs für Sprachreinigung um jeden Preis sich ereiferten, und, je mehr sie einerseits die deutsche Sprache in reinstem Glanze erscheinen liessen, sich um so weniger Bedenken machten, in der Prosa besonders und vollends im vertrauteren und freieren Stil ihrer Briefe die zahlreichen Fremdwörter zu gebrauchen, die bei den Zeitgenossen eben noch üblich waren. Goethe sagt, die Muttersprache reinigen und

bereichern sei das Geschäft der besten Köpfe, Reinigung ohne Bereicherung aber sei oft geistlos wie die Urtheile von Halbkennern über Kunstwerke, an denen sie irgend eine kleine Verzeichnung rügen, vom Verdienste des Ganzen aber nichts verstehen.

Die sogenannte romantische Schule war zwar zunächst noch mehr als die classische auf Wiederherstellung rein deutschen Geistes und Geschmacks gerichtet, und Männer wie Fichte, Arndt, Jahn waren nicht bloß von der Herrlichkeit der deutschen Sprache begeistert, sondern haben auch in ihrer Handhabung derselben das Streben nach rein deutschem Ausdrucke gelegentlich mit einiger Kühnheit bis auf die Spitze getrieben; auch ist ja eben damals die Wissenschaft der deutschen Philologie entsprungen, welche am ehesten berufen und fähig war, Mass und Ziel der deutschen Sprachreinheit zu weisen: aber die romantische Schule blieb bei ziemlicher Vielseitigkeit ihrer Antriebe und Bestrebungen bekanntlich nicht ausschliesslich national und J. Grimm, der Gründer der deutschen Philologie, war zwar in seinem persönlichen Stil wie in seinen wissenschaftlichen Forschungen auf Reinheit des deutschen Ausdruckes und Ausbeutung des reichen Schatzes der heimischen Sprache mit ebenso stetem Eifer wie feinem Sinne bedacht, aber doch war gerade er bei seiner tiefen Einsicht in das natürliche Leben der Sprache weit entfernt, einem einseitigen, starren Purismus zu huldigen, wie er ja auch in der Reform der Orthographie nicht allzu kühn vorgehen wollte, weil wahrhaft geschichtlicher Sinn eben nicht bloß das Ursprüngliche, sondern auch das Gewordene und immerfort werdende in seiner relativen Berechtigung anzuerkennen weiss.

In neuester Zeit ist wohl Zunahme der Fremdwörter

in der „schönen“ Litteratur (soweit sie diesen Namen verdient!) nicht zu bemerken, eher eine allmähliche Abnahme, und auch die Wissenschaft, je mehr sie überhaupt den Beruf erkennt, möglichst verständlich auch für weitere Kreise zu reden und auf die Form ihrer Darstellung mehr als früher einige Sorgfalt zu verwenden, bestrebt sich zusehends, Reinheit des deutschen Ausdrucks zu pflegen, wovon sogar in der Philosophie, die eine Zeit lang besonders berüchtigt für das Gegentheil war, Schopenhauer und Lotze ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben haben.

Im Uebrigen geht der Zug unserer Zeit, trotz der starken Betonung des Nationalitätsprincipes in der grossen Politik, nicht auf eine schroffe Durchführung desselben in der Sprache, und wir werden uns schliesslich für unseren Hausgebrauch mit dem Grundsatz begnügen dürfen, Fremdwörter auch fernerhin zu gebrauchen, nur nicht ohne Noth, oder wenigstens nicht ohne bestimmten Grund und Zweck, und wenn wir es thun, sie möglichst rein und richtig zu gebrauchen, damit sie eben als solche uns bewusst und dann auch unschädlich bleiben.

Anmerkungen.

- 1) August Boltz, das Fremdwort in seiner culturhistorischen Entstehung und Bedeutung. Berlin 1870. S. 6. I. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1868. S. 286. In diesem Buche wird S. 275—298 und in den dazu gehörigen Anmerkungen S. 445—469 von Fremdwörtern aller Art in den verschiedensten Sprachen mit grosser Gelehrsamkeit gehandelt.
- 2) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1863. I. Band S. 170.
- 3) Magazin für Litteratur des Auslandes. 1870. Nr. 12. Globus XVII, Nr. 5.
- 4) Ueber das Eindringen des Deutschen in das Dänische s. Germania, Jahrgang XV, S. 112 ff.
- 5) Die deutschen Bestandtheile des lettischen Wortschatzes, v. Carl Baumgärtel. Leipzig 1868.
- 6) Kleinere Schriften von J. Grimm. I. 343, 354, 372. W. Wackernagel, die Umdeutung fremder Wörter. 2te Ausg. Basel 1863. S. 50.
- 7) Vgl. darüber noch: Franz Scholle, über den Begriff Tochttersprache. Berlin 1869. S. 32. Wackernagel a. a. O. S. 49, 52. Es gehört dahin auch die doppelte, fremde und einheimische, Endung von Adjectiven wie: mor-al-isch, itali-en-isch, milit-är-isch.
- 8) Beispiele davon sehe man bei Geiger a. a. O. S. 283. 449 ff. (wo auch das Wort deutsch als blosse Uebersetzung des kirchlich-biblischen *ἑθνικός* gentilis, im Sinn von „heidnisch“ [nach jüdischem Standpunkt und Sprachgebrauch] erklärt wird); Herrig, Archiv, Band 43, 129: Die neuesten Gallicismen in unserer Litteratur, von Brandstätter. — Die von M. Müller (a. a. O. II., 261—263, und in der Zeitschrift von Kuhn, V. 11—24) und auch von Du Méril aufgestellte Ansicht, dass umgekehrt bei der Bildung der romanischen Sprachen das Lateinische vielfach nach deutschem Sprachgebrauch behandelt worden sei, wird mit Recht eingeschränkt von Littré und Atzler, s. des letzteren Schrift: Die germanischen Elemente in der franz. Sprache. Cöthen 1867. S. XI. XL—XLVII.
- 9) Gewöhnlich wird auch der erste Theil dieses Wortes als blosse Umdeutung erklärt und das Ganze auf das lateinisch-griechische *sciurus* franz. *écureuil* zurückgeführt; aber wie daraus die deutsche Form entstehen konnte, bleibt unklar. Jedenfalls muss die Umdeutung des ersten Theiles, wenn ihm wirklich ein fremdes Wort zu Grunde liegt, schon sehr alt sein; für die des zweiten, und zwar aus einer blossen Bildungssilbe, ist eine zutreffende Parallele *Ahorn* aus lat. *acernus*; (vgl. franz. *chêne* aus lat. *quercinus*).
- 10) Dies hat nachgewiesen Wilh. Thomsen in einer 1869 zu Kopenhagen erschienenen Schrift, deren Hauptinhalt sich angegeben findet in der Zeitschrift für deutsche Philologie II., 221 ff.
- 11) Die Schrift von Dr. E. Laubert: Die griechischen Fremdwörter, Berlin 1869, handelt ihrem Titel gemäss mehr von den in neuerer Zeit aus dem Griechischen aufgenommenen oder neugebildeten Wörtern, unterscheidet aber dieselben zu wenig von den älteren.
- 12) „Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache“ bestand freilich nach der Darstellung R. v. Raumers, in seinem unter jenem Titel erschienenen Buche (Stuttgart 1845), nicht so fast in Entlehnung lateinisch-griechischer Wörter

für kirchliche Lehre und Verfassung als in Neubildung und Umdeutung deutscher Wörter für jenen Zweck.

- 13) Vgl. Zusammenstellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutschen nach sachlichen Kategorien, von W. Wendler. Programm des Gymnasiums in Zwickau 1865.
- 14) Vgl. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur, Basel 1848, S. 100. 127.
- 15) Man vergleiche für diese Schätzungen, welche natürlich nicht leicht und auch nicht mit völliger Sicherheit vorzunehmen sind, Atzler a. a. O. S. XXXIX. Scholle a. a. O. S. 29.
- 16) Vgl. darüber noch Wackernagel, Umdeutschung, S. 52; über Doppelformen (doublets, Dittologien) in den romanischen Sprachen: Fuchs, die romanischen Sprachen, Halle 1849, S. 125 ff.; im Französischen insbesondere: *Recueil de travaux relatifs à la philologie etc.* II. Paris 1868. *Mémoires de la société linguistique* I., 2; im Englischen: M. Müller, a. a. O. II., 254 ff. Mätzner, engl. Grammatik S. 204 ff.
- 17) Weitere Beispiele s. Fuchs (a. a. O. S. 180 ff.), welcher aber mit der Aufzählung den ungerechten Vorwurf verbindet, dass die Deutschen ihr Gut zum Schaden ihrer Sprache dahin gegeben und wieder empfangen haben.
- 18) Vgl. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur S. 386. 388.
- 19) Vgl. R. v. Raumer, Geschichte der deutschen Philologie. München 1870. S. 71. 204 ff.
- 20) Vgl. Fuchs, a. a. O. S. 174.
- 21) Scheinbar schlagend, aber doch unrichtig, hat Klopstock (Sprachw. Schriften II. S. 285 ff.) den stark gemischten Charakter der englischen Sprache dadurch anschaulich zu machen gesucht, dass er bei Uebersetzung der berühmten Stelle aus Milton's „verlorenem Paradies“ (Anfang des dritten Buches) die dort vorkommenden Wörter lateinischen Ursprungs als Fremdwörter im Deutschen wiedergab; die dabei herauskommende Entstellung der Poesie fällt nicht der englischen Sprache, sondern dem Uebersetzer zur Last! Vgl. L. Geiger, über deutsche Schriftsprache. Frankfurt 1870. S. 19.
- 22) Wackernagel, Geschichte der Litteratur. S. 390 (Anm. 36).
- 23) Dr. Laubert, die französischen Fremdwörter in unserem heutigen Verkehr. Schulprogramm. Danzig 1866.
- 24) Vgl. Bacmeister, Germanistische Kleinigkeiten. Stuttgart 1870. S. 56.
- 25) Vgl. Dr. C. Abel, Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. Berlin 1869. S. 9 ff.
- 26) Bertholds Predigten, herausgegeben von C. F. Kling. Berlin 1824. S. 320: „Wir haben vil wort in der latine, diu wir in diutsche niemer üz können gelegen wan mit gar viel umberede.“ —
- 27) v. Raumer, Gesch. d. Phil. S. 74. Gervinus, Gesch. d. deutsch. Dichtung. IV. 189 ff.
- 28) v. Raumer, a. a. O. S. 487. 489.

Ueber das

Verhältniss der Christen

zur

bildenden Kunst .

während der ersten vier Jahrhunderte.

VORTRAG,

gehalten im Rathhaussaale zu Zürich

am 26. April 1871

von

Salomon Vögelin,
Professor für Cultur- und Kunstgeschichte.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Benno Schwabe.)
1872.

V o r b e m e r k u n g.

Im Winter 1870/71 vereinigten sich die Docenten der Kunstgeschichte an der Hochschule und am Polytechnicum zu Zürich zu einem Cyclus von Vorträgen über die antike Kunst und ihre Ausläufer. Für den zweiten Theil dieses Vortrages muss der Verfasser auf seinen Aufsatz: „Ueber die neuentdeckte Katakombe San Calisto zu Rom“ im II. Band des Schweizerischen Museum verweisen, wo was hier nur angedeutet werden konnte weitläufiger ausgeführt ist. — Bei der Auswahl der Beispiele wurde in erster Linie auf Denkmäler in unsern Gegenden Rücksicht genommen.

In einer Reihe von Vorträgen sind Ihnen theils in allgemeinen Umrissen, theils in charakteristischen Parthien, die grossen Kunstepochen des Alterthums vorgeführt worden. Diesen geschlossenen und glänzenden Bildern eines entwickelten Kunstlebens gegenüber tritt dasjenige, was uns heute beschäftigen soll, unscheinbar zurück. Die altchristliche Kunst bezeichnet nicht, wie die aegyptische, die assyrische, die griechische und römische, eine volksthümliche, das Leben umfassende Kunstübung mit nationalem Gepräge, sondern eine solche von kosmopolitischem Charakter, die wesentlich einem Kreise religiöser Vorstellungen Ausdruck geben sollte. Die einzelnen Werke aber, die dieser Kunstthätigkeit entspringen, sind im Ganzen und Grossen von so bescheidenem und untergeordnetem Kunstwerthe, dass man sich fragen kann, ob hier von Kunstwerken und von einer Kunst im eigentlichen Sinne überhaupt noch zu reden sei. Jedenfalls haben sie ihren wesentlichen Werth nicht für die kunstgeschichtliche, sondern für die culturgeschichtliche Betrachtung; hier aber sind sie Denkmäler von grosser und tiefgreifender Bedeutung.

I.

Die Geschichte der neueren Kunst pflegte bis vor Kurzem regelmässig zu beginnen mit dem Kapitel: „vom Kunsthass der alten Christen“, unter welchem Kunsthass man ein Doppeltes verstand, einmal die innere Unlust und äussere Unfähigkeit, Kunstwerke irgend welcher Art herzustellen, sodann die Lust und das Bemühen, die vor-

handenen zu zerstören. Diesem dem ganzen christlichen Alterthum innewohnenden Kunsthass schrieb man denn theils den Untergang der übergrossen Anzahl der Kunstwerke des Alterthums und die grausame Verstümmelung der erhaltenen zu, anderseits das völlige Aufhören der Kunstübung in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche.

Diese Vorstellung vom Kunsthass der alten Christen entstammt philosophischen Betrachtungen und stützt sich auf litterarische Zeugnisse. Die ersten Christen — sagt man — in ihrer düsteren Lebensansicht befangen, stets in der Erwartung des Weltunterganges schwebend, hatten von Hause aus kein Verhältniss zur Natur und kein Verständniss für ihre schöne Tochter, die Kunst. Der Herrlichkeit der Welt und ihren Genüssen feindlich abgewandt, erblickten sie in der Kunst nur eine Dienerin des Luxus und des Götzendienstes; und sündlichen Zwecken dienend, war diese selbst ein sündliches, einem Christen unerlaubtes Gewerbe. Dazu kamen noch ausdrückliche Bestimmungen ihrer Religionsschriften. Schon die mosaische Gesetzgebung untersagte auf's Strengste jede Ausübung bildender Kunst, und zahlreiche Bibelstellen forderten rücksichtslose Zerstörung der Götzenbilder und alles dessen, was mit dem Götzendienste zusammenhing. Eine lange Reihe von Aussprüchen der Kirchenväter beweist, dass in der That die Kirche diese alttestamentlichen Grundsätze auf die Gegenwart und ihre Verhältnisse anwandte, und die Kirchengeschichte lehrt, dass sie sie durch Zerstörung von Kunstwerken und durch Ausschluss der Künstler (Bildhauer und Schauspieler) aus der christlichen Gemeinschaft practisch verwirklichte.

Die neuere Geschichtsforschung hat indess nachgewiesen, dass Zerstörungen heidnischer Tempel und ihrer Götzenbilder allerdings stattfanden, theils durch fanatische

Volkshaufen, theils auf Anordnung der Behörden, dies letztere aber nur bei eigentlich provocirenden und bei unsittlichen Culten; dass die Tempel und ihre Schätze bei'm Untergang der alten Religion und bei'm Eingehen der Corporationen, die sie gestiftet, keineswegs, wie man sich vorstellte, herrenloses Gut, sondern vielmehr Staatseigenthum wurden; und daher unter staatlicher Aufsicht, zum Theil unter eigens hiefür bestimmten Behörden standen, — von Constantin bis Theodorich finden wir einen Centurio rerum nitentium, Aufseher der öffentlichen Zierden; — endlich dass die römischen Kaiser und nach ihnen die fremden Eroberer zahlreiche Bildwerke raubten, und, was Kunstwerth hatte, verschleppten, was von Metallwerth war, einschmolzen; dass dagegen ein Bildersturm, wie ihn im achten Jahrhundert der Orient, im sechszehnten das Abendland sah, im vierten Jahrhundert, in Rom wenigstens, nicht stattfand.

Nicht minder wäre es eine hübsche Aufgabe der Kunstgeschichte, im Einzelnen zu untersuchen, von welchen Ursachen die Verstümmelungen der auf uns gekommenen antiken Bildwerke herrühren. Es würde sich aus zahlreichen Anhaltspunkten ergeben, dass viele, von Hause aus auf schwachen Füßen stehend, im Lauf der Jahrhunderte in sich selbst zusammengesunken sind, dass andere bei Belagerungen in alter und mittlerer Zeit Schaden litten, wohl auch von ihrem erhöhten Standpunkt auf stürmende Feinde heruntergeworfen wurden; dass man endlich die Götter- und Portraitstatuen meist in gewaltsamer Weise ihres Schmuckes von Gold, Silber und Edelsteinen beraubte: daher die auffallend zahlreichen Verletzungen der Ohren, aus denen man die Ohrgehänge ausbrach, der Haare, um die sich ein Diadem schlang, der Arme und Hände und des Halses, von

denen Armspangen, Bracelets und kostbarer Halsschmuck weggerissen wurden. Wenn Serena, die Gattin des Stilicho, in den Tempel der Rhea eintrat und öffentlich der Göttin die Kette vom Hals nahm und sich selbst umhängte, so werden Andere diesem Beispiel gefolgt sein, und wo der Schmuck an den Bildwerken festgenagelt war, letztere selbst nicht geschont haben. Dieses Raubsystem hatte aber mit dem Christenthum Nichts zu thun, und nicht der Kunst-hass, sondern die Geldgier brachte den Kunstwerken ihren Untergang.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass die ersten Christen, d. h. die Judenchristen, aus dem Judenthum der Kunst eine feindselige, mindestens gleichgültige Stimmung entgegenbrachten. Aber schon der grosse Heidenapostel dachte hierin freier. Er wandte sich an die Heiden, nicht um sie zu Juden zu machen, sondern um ihnen von ihrem eigenthümlichen Standpunkt aus den Zutritt zum Gottesreich zu eröffnen. Er wollte ihr Leben nicht in sein Gegentheil umkehren, sondern durch das Evangelium es weihen, und nach dem Grundsatz „Alles ist Euer“ die von Gott den Menschen gegebenen Güter erst in ihrer Fülle eröffnen. Daher schloss er sich auf's Innigste an die Denk- und Gefühlsweise der Gebildeten an, und verschmähte es nicht, obwohl er die griechische Litteratur offenbar nicht selbst kannte, gelegentlich an ein bekanntes Dichterwort anzuknüpfen. Seine ganze Denkart aber bezeichnet sein Wahlspruch, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche zu sein — eine Maxime, bei der von einem Hass gegen die Kunst, d. h. einem Hass gegen das den Griechen eigenthümliche und unentbehrliche Lebenselement von vornherein keine Rede sein konnte. Und diese Richtung, nicht das Juden-

christenthum, war es, was die antike Welt dem Christenthum gewann, d. h. assimilirte.

Von den vielfachen Zeugnissen, dass das Heidenchristenthum weit entfernt war, die engherzige Abkehr der Judenchristen von der Kunst zu theilen, will ich nur Eines, eine bisher übersehene Stelle aus den Clementinen, anführen. Auf seiner durch die Irrlehren des Simon Magus veranlassten Reise kommt Petrus mit seinen Gefährten nach der Küstenstadt Antarados (an der alten Grenze von Syrien und Phönizien). „Da nahm sich einer der Unsern den Muth, „und bat im Namen Aller den Petrus, dass wir am folgenden Morgen früh nach Aaradus, einer vorüberliegenden, „nicht volle dreissig Stadien entfernten Insel fahren dürften, um die dort befindlichen zwei gewaltigen Säulen aus „Holz von Weinreben (*ἀμπέλιναι στῦλοι*) zu betrachten. „Petrus nun gestattete dies nachgiebig und sprach: Wenn „Ihr ausgestiegen seid, so gehet nur nicht Alle zugleich „zur Besichtigung dessen, was Ihr zu sehen wünschet. Denn „ich will nicht, dass es ein Zusammenlaufen der Bürger „zu Euch hin gebe. Und so fuhren wir hin und kamen nach „Verfluss einer Stunde nach der Insel. Und nachdem wir „aus dem Fahrzeug ausgestiegen, gingen wir dorthin, wo „die Säulen aus Weinrebenholz standen; zugleich betrachtete der eine dieses, der andere ein anderes der Werke „des Phidias. Nur Petrus hielt nicht für nöthig, zur Betrachtung des dort Vorhandenen zu gehen, sondern fasste „ein ausserhalb vor der Thüre sitzendes und um ihren Lebensunterhalt bettelndes Weib in's Auge und sprach zu „ihr“ u. s. w. (Homil. XII, 12. 13.) Etwas verschieden Recogn. VII, 12. 13: „Als wir daher am folgenden Tage „in Zeit einer Stunde zu der Insel gekommen waren, eilten „wir ohne Aufenthalt zu dem Ort, wo die wunderbaren Säu-

„len waren. Sie waren aber in einem Hause aufgestellt, „in welchem überaus herrliche Werke des Phidias bewahrt „wurden, bei deren Anblick Jeder von uns gefesselt gehalten „wurde. Petrus aber, nachdem er die Säulen aus Wein- „rebenholz (*columnæ viteæ*) allein gesehen und sich keines- „wegs von der Malerei hatte hinreissen lassen, schritt heraus „und sah vor der Thüre ein Weiblein“ u. s. w. Bekanntlich ist die Anlage des clementinischen Romanes die, dass Petrus das strenge Judenthum repräsentirt, seine Gefährten aber, Clemens, Aquilas und Nicetas, sind da, um die ihm fehlende griechische Bildung, deren er im Kampfe mit den heidnischen Philosophen bedarf, zu ergänzen. (Recogn. X, 42.) Zu dieser Bildung nun, will die angeführte Episode sagen, gehört auch die Kunst.

So füllte denn in der That die Kunst das Privatleben der alten Christen so vollständig aus, wie das Privatleben des Alterthums überhaupt. Die Vornehmen trugen — wie wir aus den Porträten in den Katakomben und auf den Glastellern sehen — kostbare, mit Edelsteinen verzierte Gewänder und reichen Schmuck. Ist dieses Costüm allerdings schon ziemlich barbarisch, so ist es eben das in Farbe und Schmuck baroke Costüm der Zeit. Wir finden ferner, dass nicht blos die silbernen Gürtelschnallen,¹⁾ die Ringe und Gemmen,²⁾ die zum Schmucke der alten Christen gehörten, sondern dass auch ihre Geräthschaften durchaus mit Bildwerk verziert waren. So die Gefässe aller Art, Krüge, Vasen, Becken und Lampen — die gewiss nicht blos zum Zweck der Bestattung gefertigt wurden, sondern dem Verstorbenen im Leben gedient hatten und eben deswegen in's Grab mitgegeben wurden³⁾ — namentlich aber die Glasteller mit goldenen Figuren, eine Mode, wie es scheint namentlich des dritten oder vierten Jahrhunderts,

welche die Christen von den Heiden angenommen hatten. Hier sehen wir neben den bekannten christlichen Emblemen, den biblischen Personen und Geschichten, Bilder aus dem Leben, z. B. eine Hirsch- und Waldeseljagd, die Geräthe des Töpferhandwerkes mit dem Genius desselben, eine Schreinerwerkstätte mit dem Meister, seiner Frau und sechs Gesellen, einen Kleiderhändler, in dessen Laden sich eben einer neu gekleidet hat, und entschieden heidnische Sujets, wie z. B. die Toilette der Venus, Hercules, Achill, Minerva, die drei Parzen oder einen Schauspieler mit Flöten und Maske, dabei die Inschrift INVICTA ROM ILIORVM, und auf der Säule ILIA CAPITOLIA, oder anderswo: ORFITVS ET CONSTANTIA IN NOMINE HERCVLIS — Darstellungen und Inschriften also, die, aus den Katakomben gezogen, beweisen, dass die Christen kein Arg an denselben hatten, weder für den Gebrauch im Leben, noch als Begleitung in's Grab.¹⁾

Ja wir haben noch — allerdings erst aus dem vierten oder fünften Jahrhundert — den vollständigen Toilettenbedarf einer römischen Dame: ein grosser Kasten, eine Büchse für Salben, verschiedene Vasen, Schüsselchen, Löffelchen u. a. — Alles aus Silber und mit heitern, dem Gebrauch des Geräthes entsprechenden Darstellungen geschmückt. Da sieht man neben den Musen Clio und Melpomene zweimal die Toilette der dem Meer entsteigenden Venus, das eine Mal hält ihr ein Triton, das andere Mal ein junger Liebesgott den Spiegel vor. Die Porträts der beiden Ehegatten, von Liebesgöttern getragen, die Vorstellung, wie die Neuvermählte in's Haus ihres Gatten geführt wird, und wie sie sich schmückt (indem eine Dienerin ihr den Spiegel, die andere aber eine brennende Fackel hält), bezeichnen den grossen silbernen Kasten als ein Hochzeitsgeschenk, und die

Inscription SECVNDE ET PROIECTA VIVATIS IN.. CHRL..., die Dame, die es empfangt, als Christin.⁵⁾

Wir sehen aus diesen Beispielen, dass die Christen vor den Bildern heidnischer Gottheiten durchaus nicht zurückschreckten, sobald diese nur nicht, wie z. B. die Victoria im Senatspalaste oder die Feldzeichen der Standarten, eine cultische Bedeutung beanspruchten. Als weiteren Beleg für diese Beobachtung lassen Sie mich noch ein besonders frappantes Zeugniß anführen. Eine alte Legende,⁶⁾ deren Grundstock man glaubt bis in's vierte Jahrhundert hinaufrücken zu dürfen, erzählt Folgendes:

In den Steinbrüchen der Fruschka-Gora in Pannonien, bei Sirmium nahe der Donau, lässt Diocletian (wahrscheinlich durch Christen, die zum Bergwerk verurtheilt waren) thasischen und proconesischen Marmor brechen, und, nach einem im Alterthum constanten Gebrauche, gleich an Ort und Stelle verarbeiten. Zuerst eine Statue des Sonnengottes auf einem Viergespann, fünfundzwanzig Fuss hoch oder lang (*Simulacrum Solis cum quadriga ex lapide Thaso, cum omni argumento [Zuthat] currum et equos* — und: *Sculptura sigilli Solis in pedibus viginti quinque*). Das Bild wird, nachdem es vollendet ist, vergoldet und nahe bei den Steinbrüchen selbst in einem Tempel aufgerichtet, unter dessen Schutz das Bergwerk gestellt ward und der den Arbeitern als Cultstätte diente. Man kann also nach dem ganzen Zusammenhang nicht zweifeln, dass wir es hier mit einem Cultbilde zu thun haben. Bekannt ist die allgemeine Verbreitung des Cultus des Sonnengottes beim Ausgang des Heidenthums. Das römische Volk verehrte im Sol den Erhalter des Reiches, der Kaiser das himmlische Urbild und den Quell seiner Weltmacht. Diese wichtige Arbeit nun wurde, nachdem ein früherer Versuch der heidnischen

Künstler und Directoren misslungen war, von Claudius, Castorius, Symphorianus, Nicostratus, welche heimlich Christen waren, zur Zufriedenheit des Kaisers hergestellt. Dieser wird auf die vorzüglichen Arbeiter aufmerksam und vertraut ihnen — zum Aerger ihrer heidnischen Concurrenten — die Ausführung der weiteren Bestellungen an; und zwar werden nun diese nicht mehr aus Marmor, sondern aus Porphyr befohlen, d. h. aus dem härtesten Gestein, dessen Bearbeitung die Brecheisen und Meissel der Steinmetzen ganz unverhältnissmässig ruinirte, das eben deswegen das allertheuerste, und darum auch in der späteren Kaiserzeit das beliebteste Material war. Diese Gleichartigkeit des Materials und der Charakter der einzelnen Gegenstände lassen vermuthen, dass die nun folgenden Bestellungen sich sämmtlich auf Ein grosses Gebäude bezogen, und man denkt dabei unwillkürlich an die Diocletians-Thermen in Rom, deren Umfang der Menge der gelieferten Arbeiten wohl entsprechen würde, und von denen eine alte Sage meldet, sie seien von 40,000 Christen erbaut worden. Diocletian befiehlt also zunächst Säulen und Säulencapitelle (*columnas vel capitella columnarum*), dann wiederholt Badewannen, die in unklarer Verbindung mit Statuen, Früchten und Akanthusornamenten genannt werden (*concas cum sigillis, cum malis et harbacantis*), Wasserbehälter mit Springröhren, auch diese mit Statuen verziert oder verbunden (*lacus cum sigillis et cantharis*) — dann Säulen mit corinthischem Capitell (*columnas foliatas*) — endlich wasserspeiende Löwen, Adler, Hirsche, aller Arten Thiere (*leones fundentes aquam, et aquilas et cervos et gentium multarum similitudinem*), Victorien, Amoretten und namentlich einen Aesculap (*Victorias et Cupidines et maxime Asclepium*). Alle diese Aufträge nun vollziehen die Christen ohne Bedenken, bis auf den

Aesculap. Diesen weigern sie sich hartnäckig zu bilden. Dabei kommt ihr Christenthum an den Tag, und da sie sich offen zu demselben bekennen und in keiner Weise davon abstehen wollen, so wird dies Bekenntniss — ungeachtet aller versuchten Schonung abseits des Kaisers — die Ursache ihres Martyriums.

Im vierten Jahrhundert waren, wie Jedermann weiss, Victorien und Ercelen zu ganz inhaltlosen, rein decorativen Figuren verflüchtigt worden. Niemand dachte sich unter denselben etwas Anderes als ein Ornament; einen mythologischen Sinn hatten sie nicht mehr. Aesculap dagegen war zu einem Symbol aller jener magischen Natur- und Heilkräfte geworden, die sich durch Orakel und Wunder bethätigten, und durch das ganze römische Reich hin dem Christenthum und seinen Heilswirkungen in den Weg traten. Es ist also ebenso natürlich, dass christliche Künstler ohne Arg Victorien und Ercelen meisselten, wie dass sie sich weigerten, ein Idol zu fertigen, das als Ausdruck einer noch lebendigen heidnischen Glaubensvorstellung gelten musste. Um so grössere Bedenken erweckt dagegen der Umstand, dass diese selben Künstler das Cultbild der Sonne ausführten, und dies Bedenken ist für uns so stark, dass wir hier eine Verderbniss des Textes vermuthen, in der Art, dass die Namen der christlichen Künstler zu früh in die Erzählung eingeführt scheinen.

Sobald nur ein Denkmal des heidnischen Cultus seiner religiösen Bedeutung entkleidet war, hörte es den Christen auf, anstössig zu sein. Julians Nachfolger auf dem Kaiserthron traten entschieden gegen den heidnischen Cultus auf; aber sie unterschieden ausdrücklich zwischen diesem und den ihm geweihten Gebäuden und Kunstwerken. Theodosius gebot, dass der Tempel

zu Osdroena geöffnet bleiben solle, da die darin befindlichen Götterbilder als Kunst-, nicht als Cultusgegenstände zu beurtheilen seien. Honorius erliess geradezu ein Edict, die Tempel auf dem Lande, d. h. diejenigen ohne Kunstwerth sollten zerstört werden; und er interpretirte dieses Gesetz dahin: die Opfer habe er verboten, aber die Zierden des öffentlichen Lebens wolle er erhalten wissen. Das sprechendste Zeugniss endlich für diese Auffassung geben uns die Worte des Prudentius (geb. 348, starb 413), eines Bischofs, der, wo es auf Zerstörung heidnischer Altäre ankam, unter die Eifrigsten gehörte. Er betheiligte sich an dem berühmten Streite über die Victoriastatue im Senatspalaste zu Rom mit einem grossen, gegen den Stadtpräfekten und Jupiterspriester Symmachus, den Hauptvertheidiger des Standbildes, gerichteten Gedichte, und legt in demselben dem Kaiser Constantin folgende Anrede an den römischen Senat in den Mund:

„Waschet, o Väter, die Bilder aus Marmor von ekler
Besprengung;
„Lasset gereinigt bestehn die Statuen; sind sie doch Werke
„Grosser Künstler; sie sollen auch fürder zur köstlichsten
Zierde
„Unserer Stadt gereichen; nur dass kein schändlicher Miss-
brauch
„Je entweihe die Kunst und ihre Werke beflecke!“ 7)

Diese Aufforderung, vorgebracht im Zusammenhange einer Philippica gegen ein einzelnes heidnisches Götterbild, gerichtet an den streng orthodoxen Kaiser Theodosius, ist ein beredtes Zeugniss für die öffentliche Meinung in den christlichen Kreisen jener Zeit. Sie ging mit Bestimmtheit dahin, sobald man nur den alten Monumenten ihre cultische

Bedeutung nehme, und sie entsühne, seien sie auch für den Christen Gegenstand des Kunstgenusses.

Wie aber konnte man solche heidnische Denkmäler durchschlagender entsühnen, als indem man sie für den neuen Cultus in Anspruch nahm und zum Dienst Christi und seiner Gemeinde weihte? Es bedarf hier blos der Erinnerung, wie unzählige Tempel mit dem Kreuze bezeichnet und zu christlichen Kirchen umgewandelt; wie fast alle neubauten Kirchen mit dem Raube des Heidenthums geschmückt wurden. Säulen, Säulencapitelle und Friese, Vasen, Kandelaber wurden herbeigeschleppt, der Märtyrer Gebeine in kunstvolle heidnische Sarkophage gelegt, antike Statuen durch Beifügung eines Strahlenkranzes oder anderer Attribute zu Heiligen des neuen Kalenders umgetauft, und Gold und Silberschmuck der alten Tempel an die Basiliken verwendet. Treffend bezeichnet Kinkel den Charakter dieser ganzen Kunst mit dem Worte:

„Was den einigen Gott nun ehrt, Altar und Geräthe,
„Schmückte zu anderem Dienst einst der Olympier Haus.“^{s)}

Man sollte denken, diese Thatsachen wären ebenso viele Beweise, nicht für den Kunsthass, sondern umgekehrt für den Kunstsinn der alten Christen und für das Kunstbedürfniss einer Zeit, die, weil sie selbst nichts mehr zu produciren vermochte, sich wenigstens an das Vorhandene hielt, und es sich mit Hinwegsetzung über den früheren profanen Gebrauch dienstbar machte. Und so liegt denn auf der Hand, was, nach allem Angeführten, von den Reden der Väter gegen die Kunst zu halten ist, auf die wir, als auf das Hauptargument für den Kunsthass der alten Christen zum Schlusse dieser Betrachtung noch kurz kommen müssen.

Es ist kein Zweifel, dass es, wie zu allen Zeiten, so auch in den ersten Jahrhunderten Leute gab, denen die Kunst an sich gleichgültig oder widerwärtig, ja in ihrer Verbindung mit dem Cultus ein Gräuel war. Kein Zweifel auch, dass diese Richtung in der alten Kirche ihre besonders lauten und heftigen Vertreter hatte, und dass die Aeusserungen derselben durch den religiösen Charakter, den die Frage annahm, ein Gewicht erlangten, das man ihnen sonst kaum würde beigemessen haben. Wenn wir die Spitzfindigkeiten eines Athenagoras,⁹⁾ oder Arnobius,¹⁰⁾ die rohen Declamationen eines Tatian¹¹⁾ oder die Wuthausbrüche eines Firmicus¹²⁾ vernehmen, so mögen wir das immerhin für vereinzelte Stimmen halten. Wenn wir aber sehen, wie auch fast alle Kirchenlehrer mit innerer Abneigung von der Kunst sprechen, ja wie einige der bedeutendsten — und zwar Leute von ganz entgegengesetzter Richtung, Tertullian und Clemens von Alexandrien — sie geradezu verurtheilen; so können wir über die Bedeutung und das Gewicht einer solchen Stimmung nicht im Unklaren sein. Wir begegnen hier einem stetigen, bald anständigen, bald leidenschaftlichen, bald stillen, bald heftigen Protest des Clerus gegen die Kunst.

Aber was beweist denn dieser während drei Jahrhunderten nie unterbrochene Protest des Clerus gegen die Kunst? Doch gewiss nichts Anderes als eben ihre Existenz und allgemeine Verbreitung in der Kirche, welche die Kirchenlehrer ärgerte, wogegen sie eiferten, und zwar, wie die stete Wiederholung ihrer Reden beweist, umsonst eiferten. Wenn wir ein Mandat oder eine Predigt aus dem XVII. Jahrhundert gegen das Tabakrauchen, gegen den Kleiderluxus, oder ein Verbot der Hazardspiele lesen, so ziehen wir daraus den Schluss, dass eben diese Dinge damals im

Schwange gingen, dass sie der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit als Unsitte erschienen und eben durch die Predigt, durch das Mandat unterdrückt werden sollten. Auch über den Erfolg solcher Ansprachen sind wir völlig im Klaren.

Nicht anders ist es mit den Ansprachen der Kirchenväter. Und so beweist denn dasjenige Argument, auf das man sich am zuversichtlichsten zu berufen pflegt, wenn vom Kunsthass der alten Christen die Rede ist, gerade umgekehrt für die Kunstliebe und das Kunstbedürfniss der Gemeinde. Der Kunsthass dagegen blieb das Privilegium der Fanatiker und Theoretiker, d. h. mit wenigen Ausnahmen des Clerus, voraus der Mönche.

Es ist nun aber bemerkenswerth zu sehen, wie frühe schon diese theoretische, kunstfeindliche Richtung den Boden in der Kirche verlor. Tatian war ein Glied, nach Einigen sogar der Stifter der streng judaistischen Enkratitensekte, die die Kirche von sich abwies. Tertullian, der heftigste aller Eiferer gegen die Kunst, ward zur Kirche hinaus und in die Sekte der Montanisten gedrängt. Clemens sah sich gezwungen, anstatt der heidnischen Bilder eine Anzahl christlicher Symbole aufzustellen und zum Gebrauch im täglichen Leben, z. B. auf Siegelringen u. dgl. zu empfehlen. Und Origenes, sein grösster Schüler und sein Nachfolger im Lehramt an der alexandrinischen Schule, sprach den tiefsinnigen Gedanken aus, dass sich alles Erkennen des Ewigen dem Menschen nur durch Symbole vermittle; daher er durch sichtbare Bilder zum Unsichtbaren aufsteigen müsse — ein Satz, durch den die Kunst offenbar principiell gerechtfertigt, ja gefordert ist, und zwar unter dem höchsten theologischen Gesichtspunkte.

II.

Nachdem wir uns über den Standpunkt orientirt, den die Christen in den ersten Jahrhunderten der bildenden Kunst gegenüber einnahmen, wollen wir dasjenige Denkmal, das uns ihre eigene älteste Kunstübung zeigt, noch etwas eingehender betrachten, die Katakomben, d. h. die christlichen Grabstätten jener Periode.

Die Thatsache, dass die alten Christen ihre Todten in unterirdischen Räumen beizusetzen pflegten; dass diese Grabstätten, Katakomben genannt, im christlichen Alterthum in hohem Ansehen standen und das Ziel zahlreicher Wallfahrten waren — das war aus der Kirchengeschichte, aus den Martyrologien und aus Stellen der Kirchenväter längst bekannt. Nicht minder wusste Jedermann, dass die päpstliche Verwaltung ihren Bedarf an Heiligenleibern für das ganze Abendland und seit dem sechszehnten Jahrhundert auch für die neue Welt aus diesen unerschöpflichen Reservoirs bezog; wusste aber auch Jedermann, dass gegen diesen massenhaften Export seit dem siebenzehnten Jahrhundert wissenschaftliche Bedenken und Proteste erhoben wurden. Man kannte ferner aus Bosio's grossem Werke durch Pläne und Abbildungen Anlage und Gestalt dieser Katakomben im Allgemeinen. Man sah endlich zu Rom zu allen Zeiten einige unterirdische Gänge und Löcher, man stieg in dieselben hinunter und staunte sie, obgleich keine Spur einer Ausschmückung oder Bemalung mehr sichtbar war, als „die römischen Katakomben“ an. Aus diesem unzulänglichen Material bildeten sich dann die gangbaren Vorstellungen; und je weniger wirkliche Anhaltspunkte für die Beobachtung vorhanden waren, desto freieren Spielraum hatte die Phantasie, sich die einstige Einrichtung und Bestimmung dieser Räume auszumalen. Man hielt sie für

die ursprünglichen Cultstätten, wo die alten Christen ihre regelmässigen Gottesdienste feierten; wo sie von den Heiden überfallen, niedergemetzelt und Märtyrer geworden seien. Die römischen Schriftsteller verbreiteten diese Vorstellungen, und auf diesem Punkte gaben die Protestanten den Katholiken an Gläubigkeit Nichts nach. Man sah die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche mit ihrer „Wolke von Zeugen“, ihren Monumenten und ihrer Tradition als die unmittelbare Fortsetzung der apostolischen Zeit, und gleich dieser als die gemeinsame, über den Streit der Confessionen erhabene Grundlage des Christenthums an. Man war weit entfernt, die Erinnerungen jenes „Urchristenthums“ mit seinen Kirchenlehrern und Märtyrern der katholischen Kirche ausschliesslich zu überlassen. Im Gegentheil: Nicht die Katholiken, die Protestanten waren die Erben jener in den apostolischen Traditionen stehenden Kirche.

Wie diese Vorstellung im Ganzen und Grossen durch die wirklich geschichtliche Betrachtung verdrängt worden ist, so ist durch De Rossi's Entdeckungen auch das Bild der Katakomben ein anderes, einfacheres, geschichtliches geworden. Wir wissen nunmehr, dass die Katakomben eben die Grabstätten, und nicht die Kirchen der alten Christen waren, dass an Gedächtnisstagen der Märtyrer allerdings vor ihrer Gruft ein Gottesdienst gehalten wurde; und dass einzelne Christen, wenn sie sich zur Zeit der Verfolgung hieher flüchteten, durch's Schwert oder eher durch Erstickung ihren Tod finden mochten — dass man sich aber wohl hüten muss, solche vereinzelte Fälle als Regel anzusehen. Die Christen lebten, versammelten sich und starben, friedlich oder gewaltsam, über der Erde; und wenn sie ihre Gräber unter dem Boden anlegten, so war es, weil aller Platz über der Erde bereits besetzt war, und ihnen

als armen Leuten nichts Anderes übrig blieb, als sich ihre letzte Ruhestätte da zu kaufen, wo überhaupt noch Raum vorhanden war, nämlich eben unter dem Boden.

Die Entstehung und die Umrissse der Geschichte der Katakomben sind aus den Inschriften nunmehr wissenschaftlich festgestellt. Die ältesten datirten Inschriften sind aus den Jahren 107 und 110, beide in demjenigen Theil (Coemeterium) der Katakomben, wo nach der Tradition Paulus begraben und ihm zu Ehren die prachtvolle Basilica San Paolo errichtet wurde. Die Form der Buchstaben, der Name der Bestatteten, die Malereien und Decorationen der Wände und Decken weisen auch bei andern Katakombenanlagen auf die noch classische Zeit zurück, auf die Scheide des ersten und zweiten Jahrhunderts und die erste Hälfte dieses letzteren. In diesem Zeitraume waren die Katakomben oder Coemeterien wesentlich Familiengräber, d. h. Erweiterungen von Familiengräbern römischer Vornehmer, die sich zur Christengemeinde hielten und den Brüdern im Tode eine Ruhestätte in ihrem Grundbesitz gewährten. Es lässt sich nicht mehr bestimmen, von wie vielen solcher Familiengräber aus die spätern grossartigen Anlagen nach und nach zusammenwuchsen. Immerhin aber ist die geläufige, neulich wieder von Mommsen¹³⁾ und Gsell-Fels¹⁴⁾ aufgestellte Meinung zu berichtigen, wornach die antike, d. h. heidnische und jüdische, Welt es nur zu Familien- und Standes-Gräbern gebracht, und erst die christliche Kirche sich zum Begriff einer allgemeinen, von den Heiden scharf gesonderten Gemeindegabstätte erhoben hätte. Erstens thut man dem Alterthum Unrecht, wenn man das gemeinsame Begräbniss, wie es die Christen übten, als etwas vorher total Unbekanntes hinstellt. Es fand vielmehr sein Vorbild schon in den ägyptischen Nekropolen, und in den jüdischen Coemeterien, deren

eines im sechszehnten Jahrhundert zu Rom selbst an der Via Portuensis entdeckt wurde. Es entsprach auf's Genaueste den christlichen Coemeterien, war aber älter als jene. So ist es denn nicht anders denkbar, als dass die christliche Gemeinde, die in Lehre und Cultus vom Judenthum abhängig war, auch ihr Begräbnisswesen zunächst von dorthier entlehnt habe.

Anderseits aber schliessen sich ihre Grabstätten auch wieder ebenso unverkennbar an die damals üblichen römischen Gräber an. Sie sind in Wahrheit nichts Anderes als die Gräber dieser und jener, durch Bekannte und Freunde erweiterten Familie, und somit durchaus jenen heidnischen Familiengräbern, Columbarien, an die Seite zu setzen, wo neben den Herren auch die Diener und die Freigelassenen des Hauses, die Familia, ihren Platz fanden. Unter diesen Slaven und Freigelassenen nun gab es mit der Zeit aber auch Christen, und diese fanden unbeanstandet ihren Ruheplatz unter den übrigen Familiengenossen. Man kann in einzelnen Fällen den Zusammenhang dieser heidnisch-christlichen Familiengräber, und wie die christlichen aus den heidnischen herauswuchsen, nachweisen (z. B. bei den Metellern). Daraus folgt ein Weiteres. Wenn die christlichen Gräber sich um die Grabstätten ursprünglich heidnischer Familien herum sammelten, gleichsam in dieselben einbürgerten, so war an eine durchgeführte Sonderung christlicher und heidnischer Gräber, wie man sie sich vorstellt, nicht zu denken. Wirklich fand sich mitten in der Katakombe des Prätextatus das Grab eines Sabaspriesters wohl erhalten und mit unversehrten heidnischen Wandmalereien.¹⁵⁾

Erst seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts wurde das Begräbnisswesen Gemeindesache. Die christliche Gemeinde erwarb den für die Gräber nöthigen Grundbesitz. Sie or-

ganisirte die Bestattungen unter einem geistlichen Vorstande, so dass der Einzelne, der ein Grab anlegen wollte, es von ihr kaufen, und durch die bestellten Todtengräber, die Gemeindebeamte waren und ein eigenes Collegium bildeten, herstellen lassen musste. Endlich konnte die Gemeinde auch dem Staat gegenüber als Begräbnissverein auftreten und von ihm den gesetzlichen Schutz der Gräber verlangen. Eben hieraus erklärt sich wohl auch die Thatsache, dass in allen die Christen betreffenden Decreten des zweiten Jahrhunderts ihrer Begräbnissplätze keine Erwähnung geschieht. Sie standen, wie es scheint, ohne Weiteres gleich allen anderen unter dem Schutze des Gesetzes und der öffentlichen Religion. Selbst Decius, unter dem Bischof Fabian 250 den Märtyrertod erlitt, tastete die Katakomben nicht an. Valerian (253—260) untersagte alle Versammlungen der Christen und ausdrücklich auch die in den Katakomben, und liess den Bischof Sixtus II., der trotz dieses Verbotes dort Gottesdienst hielt, in der Gruft selbst niedermachen. Offenbar war dieses Gebot eine Polizeimassregel, und als solche wird der Kaiser auch die Hinrichtung des widerspenstigen Bischofs angesehen haben. Erst in der grossen Christenverfolgung unter Diocletian (in Rom 303—307) erstreckte sich der Eingriff der Staatsgewalt auch auf die Katakomben, die confiscirt, 311 aber der Kirche zurückgegeben wurden. Der damalige Bischof Miltiades oder Melchiades bemühte sich, durch Herbeiholung von Reliquien und Ausschmückung einer prächtigen Gruftkammer die Bedeutung der Coemeterien zu erhöhen. Man zählte damals ihrer 26, eines, das die Papstgruft enthielt und dem der Papst selbst vorstand, und 25 andere, den 25 Pfarrabtheilungen der Stadt entsprechend. Miltiades selbst, der erste Papst, der im Lateran seinen Sitz aufschlug, war der letzte in den

Katakomben bestattete Bischof. Von nun an nimmt das Begräbniss in den Katakomben zusehends ab. Nur Einmal noch erlebte der Cult dieser unterirdischen Grabstätten eine neue Steigerung. Es war unter Damasus (366—84), der für Auffindung und Ausschmückung der Heiligengräber einen Eifer entfaltete, wie vor und nach ihm kein Papst mehr. In allen Theilen der Katakomben fand und findet man noch grosse Gedenktafeln, die in den bekannten prachtvollen Charakteren die über das ganze unterirdische Rom sich erstreckende Restauration des Damasus melden. Jetzt plötzlich — nach vorhergegangener stetiger Abnahme — in Einem Jahre (370—71) wieder ein enormer Zudrang zu den Heiligengräbern. Um in die unmittelbare Nähe derselben zu kommen, wurden Wände und Zellen durchbrochen, die ganze alte Anlage gefährdet. Damasus selbst musste diesem Eifer steuern und das Begräbniss in den Katakomben beschränken. Er ging selbst mit dem Beispiel voran, und verzichtete auf eine Grabstätte an jenen geweihten Stätten, wie uns das seine bekannte Grabschrift sagt. Aber indem die Möglichkeit aufhörte, sich in unmittelbarer Nähe der Märtyrergäber beisetzen zu lassen, fiel auch das Interesse der Bestattung in den Katakomben überhaupt weg. Längst war ja die Gemeinde in Rom nicht mehr die geduldete, sondern die herrschende Partei, hatte herrliche Kirchen erbaut, und Nichts stand entgegen, sich in diesen selbst die Ruhestätte zu wählen. — Fünfundzwanzig Jahre nach Damasus Tode brachen die Gothen unter Alarich über Rom herein, und nun hatte man bei der herrschenden Verwirrung keine Gelegenheit mehr zum Cultus der Gräber vor den Thoren. Dieses Jahr 410 bezeichnet das völlige Aufhören der Benützung der Katakomben. 426 werden auch die Todtengräber, die Fossores, zum letzten Male er-

wähnt. Von nun an waren die Katakomben bloß noch ein Gegenstand der Ausbeutung. Die lange Geschichte dieser Ausleerung der Gräfte durch die siegreichen Barbaren, durch die päpstliche Verwaltung und durch einzelne Priester, die auf eigene Hand Todtengebeine erhoben und verkauften, ist bekannt.¹⁶⁾ Bekannt auch, wie im Mittelalter bei der allgemeinen Verödung der Campagna die Katakomben verwahrlost wurden, wie gefährlich ihr Besuch der drohenden Verirrung, der Verschüttung und der Räuber wegen wurde, so daß nur noch einzelne besonders andächtige Pilger sich in die unheimlichen Gänge hinunterwagten. Nicht bekannt dagegen und höchlich überraschend war es, zu erfahren, daß am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die römischen Humanisten es waren, die den Spuren des Alterthums selbst auf diesen unterirdischen Pfaden nachgingen. Von den zahlreichen Inschriften, in denen sie ihre Anwesenheit bezeugten, wollen wir nur Eine mittheilen, wie sie De Rossi gefunden.¹⁷⁾

1475 xv kt FEB.	1475 Januar 18.
PANTAGATHVS	Pantagathus
MAMMEIVS	Mammeius
PAPIRIVS	Papirius
MINICINVS	Minicinus
AEMILIVS	Aemilius
VNANIMES	Einmüthige
PERSCRVTATORES	Erforscher des
ANTIQVITATIS	Alterthums
REGNANTE	Unter der Regierung
POM. PONT. MAX.	des Oberpriesters Pomponius
MINVTIVS	Minutius
ROM. PVP. DELITIE	Der römischen Mädchen Lieb- ling.

Es ist also die römische Academie unter Pomponius Lætus, die sich hier, und zwar, wenn auch halb scherzhaft, mit ihrem officiellen Titel, verewigt hat.

Aber nicht die Humanisten, sondern die Männer des wieder aufwachenden Katholizismus unternahmen die wirkliche Erforschung der Katakomben; und wenn auch „der Columbus der Katakomben“, der Malteserritter Bosio, der die Kraft und alle Mittel eines unabhängigen Lebens diesem Unternehmen widmete (1593—1629), seine Arbeit rein wissenschaftlich betrieb, so bemächtigten sich derselben doch sofort die päpstlichen Angestellten. Dem Antiquar, der eine Gruft entdeckt hatte, folgte der Priester, der sie ausleerte, auf dem Fusse nach. So blieb der Werth jener gross-angelegten Studien doch immer ein sehr unvollständiger, weil den Spätern alle Mittel der Controlle fehlten. Von dem, was nach Bosio noch geschah, haben einzig d'Agincourt und die von Napoleon III. abgesandte Commission unter der Leitung Perrets 1851—1855 neue Entdeckungen — zwar nicht sehr belangreiche — gemacht. Alle Anderen, die über die Katakomben schrieben, haben sich darauf beschränkt, das vorhandene Material zu commentiren und zu classificiren. Eine wirkliche Bereicherung dagegen unserer Kenntniss der altchristlichen Katakomben brachte uns die hübsche Arbeit von Bellermann: Ueber die ältesten christlichen Begräbnisstätten und besonders die Katakomben zu Neapel (1839).

De Rossi's ebenso gelehrte, als geniale Forschungen erweckten so sehr die allgemeine Theilnahme, dass wir hier ihre Geschichte als bekannt voraussetzen dürfen. Der Entdecker der Calistusgruft hat darüber in seinem grossen Werke *Roma Sotteranea Christiana*, von dem bis jetzt zwei Bände 1866 und 1867 vorliegen, ausführliche Rechenschaft abgelegt, und wer sich auf das Studium dieser weitläufigen Nachweisungen nicht einlassen kann, findet die Hauptergebnisse genau und übersichtlich in den „Römischen Aus-

grabungen im letzten Decennium“ von Dr. Th. Gsell-Fels 1870, wie auch in dessen Reisehandbuch für Rom und Mittel-Italien zusammengestellt. Mit Uebergang so mancher anderen Resultate, die De Rossi's Erforschung der Katakomben gebracht,¹⁴⁾ beschränken wir uns hier auf die mit unserem Thema zusammenhängende Frage: Was lehren uns die Katakomben über die Ausübung der bildenden Kunst in den ersten vier Jahrhunderten?

De Rossi's neue Entdeckungen haben den Bilderkreis der Katakomben nicht erweitert. Die Calistuskatakomben bediente sich derselben Bildersprache, wie die frühern von Bosio aufgefundenen. Wir stehen vor einem im ganzen Grossen geschlossenen Cyclus von Vorstellungen. Dies ist nur darum möglich, weil sich diese Vorstellungen auf einen innerlich geschlossenen Gedankenkreis stützen. Die Kunst der Katakomben stellt sich nie und nirgends die Aufgabe, das Leben darzustellen. In diesem Fall hätte das Feld ihrer Darstellungen unbegrenzt sein müssen, wie das Leben selbst. Sie beschränkt sich mit bewusster Absicht darauf, gewisse Gedanken und Vorstellungen bildlich auszudrücken und in die Bildersprache zu übersetzen. Es sind die kirchlichen Lehren, die den Besuchern der Katakomben vor Augen gestellt werden sollen. Auf diese also hat Alles seinen Bezug, und zwar oft einen, wie uns scheint, etwas künstlichen, weither geholten.

Das Charakteristische dieser Kunst ist also, dass in den seltensten Fällen die Bilder einfache Bilder, dass sie vielmehr lediglich Symbole sind. Sie sind nicht um ihrer selbst, sie sind um einer Idee willen da. Sie sind nicht, was sie scheinen, sie bedeuten etwas Anderes. Wir sehen eine Taube, aber es ist nicht dieser Hausvogel, es ist die Seele gemeint. Sitzt sie auf den Aesten eines Bau-

mes, so ist es die Seele, die zum Baum des Lebens, in den Paradiesesgarten gelangt ist. Fliegt sie über einen umgestürzten Korb dahin, so hat sie die irdische Hülle verlassen und wendet sich heimwärts. Der Hahn erinnert an die Wachsamkeit und Busse, der Hirsch an die Sehnsucht nach Gott, die Palme an den ewigen Frieden u. s. w. Ebenso wie mit einzelnen Figuren ist es mit ganzen Szenen, zumal biblischen. Wir sehen ausführlich die Geschichte des Jonas dargestellt. Aber es ist nicht Jonas, sondern es ist Christus gemeint, der die Geschichte des Jonas zum Sinnbild seines eigenen Schicksals genommen. Wir sehen Abrahams Opfer. Aber es ist nicht Abraham, sondern Gott, der seines eigenen Sohnes nicht verschont hat. Daniel in der Löwengrube und die drei Jünglinge im Feuerofen versichern uns der unversehrten Erhaltung der Leiber im Grab, die Auferweckung des Lazarus unserer Erweckung vom Tode. Alle diese Bezüge sind keineswegs bloß von uns in die Bilder hineingelegt, sie sind in zahlreichen Stellen der Kirchenväter deutlich und bestimmt ausgesprochen. Besonders merkwürdig ist eine Stelle der apostolischen Constitutionen, die uns ganz unmittelbar in den Gedankengang jener typologischen und symbolischen Sprache hineinblicken lässt, und uns die authentische Erklärung der Bilder gibt:

„Derjenige, welcher Lazarus auferweckt hat, der seit vier Tagen todt war, der Jonas lebendig und unverletzt aus dem Leibe des Meerungeheuers, die drei Jünglinge aus dem Feuerofen zu Babylon, Daniel aus der Löwengrube hervorgehen liess, dem wird es nicht an Kraft gebrechen, auch uns aufzuwecken. Derjenige, welcher den Gichtbrüchigen laufen macht, und dem Blindgeborenen das Gesicht wieder gab, der wird uns zu neuem Leben rufen. Der mit fünf Broden und zwei Fischen 5000 Menschen sättigte und Was-

ser in Wein verwandelte, der wird uns dem Tode entreissen.“ Const. Apost. V. 10. Diese Bilder entsprachen also einer bestimmten, im Voraus bekannten und fertigen Bildersprache, und das war keine andere, als die Bildersprache der Kanzel und der Erbauungsschriften. Man kann die Katakombenbilder also als die Illustrationen oder auch als die Texte der altchristlichen Predigten auffassen.

Die Katakombenbilder sind aber nicht ausschliesslich der Bildersprache des Alten und Neuen Testamentes entlehnt. An die biblischen Sinnbilder aus dem gewöhnlichen Leben schliessen sich ungezwungen weitere Typen aus demselben Kreise an, an den Säemann der Schnitter, an den Weingärtner der Winzer, an den Hirten der Fischer, Alles leicht verständliche Bilder des vollendeten Tagewerks oder der Berufung zum ewigen Ziel. Von besonderem Interesse aber ist eine Darstellung aus den neapolitanischen Katakomben, die Bellermann bekannt gemacht und bereits richtig gedeutet hat. Wir sehen einen Thurm, der sich aus dem Wasser erhebt und von ungeflügelten Engeln aufgebaut wird. Zwar war die Vergleichung der Kirche mit einem Bau an sich schon naheliegend genug und kommt in den Schriften der Väter unzählige Male vor. Hier aber schwebte dem Maler vermuthlich eine Stelle aus dem Hirten des Hermas vor (liber I., visio III. und liber III., similitudo IX). Die Kirche wird hier ein Thurm genannt, der sich mitten im Wasser erhebt — Niemand, der nicht durch das Taufwasser hindurchgegangen, kann den Zugang zur Kirche finden. — Sie ist gegründet auf Christus den Felsen (der auch das Thor ist) und bewacht von zwölf heiligen Geistern, d. h. Tugenden, denen zwölf Untugenden entsprechen. Ohne Zweifel sind die Engel, die hier die Kirche bauen, die zwölf guten Geister. Die Vorstellung gibt einen neuen Beweis

für die hohe Schätzung des „Hirten“ in der alten Kirche. Das Buch entstand in der Mitte des zweiten Jahrhunderts zu Rom und wird von Irenäus und Clemens von Alexandrien als inspirierte Schrift mit hohem Lobe genannt.

Das wichtigste Resultat aber ergibt sich für den Bilderkreis der Katakomben aus der Vergleichung mit der heidnischen Kunst jener Zeit. Es ist schon längst festgestellt worden, dass die ältesten Wandmalereien der Katakomben im Styl und Arrangement den gleichzeitigen Malereien in den Columbarien und anderen heidnischen Monumenten auf's Genaueste entsprechen. Aber man kann noch viel weiter gehen und die Behauptung aufstellen — es ist hier natürlich nicht der Ort, den Nachweis dafür anzutreten — dass sich im ganzen altchristlichen Bildercyclus keine einzige Darstellung findet, die nicht in bekannten heidnischen Bildern ihr Vorbild hätte. Lamm, Hirsch, Vogel, Fisch sind — der Natur der Sache nach — die gewöhnlichen und ganz neutralen Embleme auch der römischen Grabkammern. Das Kreuz, das man für ein specifisch christliches Symbol hält, durfte Constantin nur darum bei seinem ganzen, aus Heiden und Christen zusammengesetzten Heere als Feldzeichen einführen, weil es auch unter den Heiden eine vielgebrauchte, ja kaum zu vermeidende, neutrale Decoration war. Die Vögel, die an Blumenkörben oder an Reben picken, die Weinlese sind sogar direct heidnische, auf antiken Sarkophagen und Wandmalereien unzählige Male wiederholte Grabsymbole.

Als die Sarkophage auch bei den Christen aufkamen — seit dem vierten Jahrhundert — nahmen sie meist genau die Gestalt der antiken Sarkophage auf. Die Bildhauer arbeiteten auf Lager nach der bekannten Schablone: in der Mitte das Bild des oder der beiden Verstorbenen, bekränzt,

und von den das Meer andeutenden Wellenlinien umgeben, weiter Genien, Früchte, Thiere aller Art. Wer dann noch ein besonderes Merkmal seiner christlichen Religion haben wollte, liess sich noch ein Kreuz dazu meisseln, in weitaus den meisten Fällen aber ist das Bekenntniss des Inhabers oder Bestellers eines Sarkophagen ganz unmöglich zu bestimmen. Was bei den bekannten Sarkophagen der Helena und der Constantia, der Mutter und der Tochter Constantins, geschichtlich bewiesen ist — dass nämlich Sarkophage ohne das leiseste christliche Emblem, die Gebeine entschiedener Christen umschlossen — das fand tausendmal statt, ohne dass wir darüber ein ausdrückliches Zeugniss besitzen.

Aber mehr noch. Auch die specifisch christlichen Vorstellungen auf Wandmalereien und Sarkophagen aus den Katakomben sind entweder in unmittelbarem Anschluss an antike Vorbilder entstanden oder sie sind überhaupt nichts Anderes, als eine Uebertragung solcher in den neuen Ideenkreis. Eines der beliebtesten Sarkophagbilder, die Himmelfahrt des Elias, ist der alte Sonnenwagen des Helios (den man sich gern als eine Travestie des Elias dachte); Jonas, dem Meerungeheuer in den Rachen geworfen und von demselben wieder ausgespien, hat sein Vorbild in Jason und Hercules; Moses, der die Schuhe auszieht und an den Felsen schlägt, Noah im Kasten, und viele andere sind Zug für Zug nachweisbar auf antiken Bildwerken und Vasenbildern.

Den Römern galt der Pfau, dessen Fleisch man für unverweslich hielt, als Symbol der Unsterblichkeit. Als solches finden wir ihn häufig in den Katakomben verwendet. Auf entschieden christlichen Sarkophagen begegnen uns die Tritonen- und Nereiden-Züge, Amor und Psyche, und andere Genien, die damals eine etwas verblasste, aber entschiedene Beziehung auf den Heidenhimmel hatten; nicht

minder Masken, Weinreben und andere ausschliesslich bacchische Symbole, endlich Kampfszenen und Kampfspiele ganz nach antiker Uebung.

Und was ist denn endlich die beliebteste und lange Zeit einzige Darstellung Christi, der gute Hirte, Anderes, als eine Uebertragung des Apollo mit dem Lamm, dessen Statuetten zwar nicht häufig, aber doch bekannt genug waren?¹⁸⁾ Und wenn diese Vorstellung neben dem Vorbild der antiken Kunst zunächst doch in einem neutestamentlichen Gleichnissworte ihren Ursprung hatte — so führt uns dagegen Orpheus unmittelbar und ohne biblischen Hintergrund in die Mythologie ein. Gerade in den ältesten Katakomben begegnen wir mehrfach der Figur jenes alten Sängers, dessen Leier mit Zaubergewalt die wilden Bestien zähmte und zum friedlichen Verein sammelte. Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung verehrte man in Orpheus den Stifter der alten Religion, den Träger einer göttlichen Offenbarung, und er begegnet uns in zahlreichen Darstellungen dieser späten Zeit, besonders gern auf Mosaikböden.¹⁹⁾ Aber nicht dieser alte, — der neue Orpheus ist in den Katakomben gemeint — Christus, der die wilden Triebe im Menschen zähmt, der die sonst wilden Bestien vergleichbaren Heiden sittigt und zur Gemeinschaft der Kirche sammelt. Unverkennbar haben wir hier ein heidenchristliches Gegenstück zum guten Hirten, den wir als das jüdenchristliche Symbol Christi auffassen können. Eine ähnliche Parallele überrascht uns noch aus späterer Zeit. Auf dem Fussboden der Kirche S. Michael zu Pavia sehen wir in Mosaiken David, der den Goliath, Theseus, der den Minotauros (und Perseus, der das Meerungethüm?) erlegt.²⁰⁾

Aus diesen Beispielen — und sie lassen sich reichlich vermehren — ergibt sich nicht zwar für die Kunst-, wohl

aber für die Culturgeschichte ein gesichertes und bedeutungsvolles Resultat: Wenn der erste Theil unserer Betrachtung uns zeigte, dass die alte christliche Gemeinde, weit entfernt vom Kunsthass, vielmehr Kunstsinn und Kunstbedürfniss empfand — so lehren die Monumente, die diesem Kunstbedürfniss entsprungen, dass man ihm in möglichstem Anschluss an die antike Kunst zu genügen suchte. Nicht durch Abweisen und Zerstören, sondern durch Aufnehmen und Weiterbilden der künstlerischen Ueberlieferungen vollzog sich der Uebergang von der alten in die neue Welt.

Nachweisungen.

1) Solche wurden z. B. in Lausanne gefunden. F. Troyon, *Bracelets et agrafes antiques*. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. II.

2) Eine Anzahl im Berliner Museum. Die Uebersicht aller in den Katakomben gefundenen Ringe und Gemmen bei Perret, *Catacombes de Rome*. Vol. IV. Tav. 16.

3) Fünfundvierzig solcher Thonlampen aus den Katakomben bewahrt die mittelalterliche Sammlung zu Basel. Man findet hier neben den bekannten Emblemen, dem Kreuz, dem Monogramm Christi, dem Fisch, der Taube, dem Hahn, dem Pfauen, dem Löwen u. s. w. viele andere, die keinerlei symbolischen Bezug haben, so den Eber, den Bären, den Hund, den Hasen, das Kameel u. a. — Bisweilen finden sich auch Lampen nicht mit dem Bilde, sondern in Gestalt eines Fisches, was schon eine vorchristliche Form war. Vgl. *Niederrheinische Jahrbücher* XXII. 140 Tafel 113.

4) Perret IV. — *Vetri ornati di figure in oro trovati nei cimiteri dei cristiani primitivi di Roma*, raccolti e spiegati da Raffaele Garrucci, Roma 1858. Die Zahl der ganz oder theilweise erhaltenen Teller beträgt nicht ganz 350, von denen 30 entschieden heidnische, die andern theils heidnische, theils neutrale Ornamente zeigen — wodurch sich Garrucci's Meinung, dass diese Glasteller eine eigenthümlich christliche Erfindung seien, von selbst widerlegt. Einen Anhalt für die Zeitbestimmung geben das Costüm und der überaus elende Styl der Figuren, die Orthographie, die Form der Buchstaben und namentlich die Heiligen- und Märtyrernamen: neben Maria und den Aposteln ANNE — AGNES — CALLISTVS — CASTVS — CIPRIANVS — PASTOR DAMAS — FELIX — FLORVS — IPPOLITVS oder EPOLITVS — ISTE FANVS — IVLIVS ELECTVS — IVSTVS — LAVRENTIVS — MARCELLINVS — PROTIVS — SILVANVS — SVSTIVS — TIMOTEVVS — ZESVS —.

5) Sämmtliche Gegenstände wurden in Rom 1793 zusammen gefunden auf dem Esquilin neben der Kirche San Silvestro e Martino ai monti. Siehe Lettera di Ennio Quirino Visconti su di una argenteria etc. Roma 1793, ohne Abbildungen. Diese gab zuerst d'Agincourt *Scultura* Tav. IX. Dann findet man sie auch in dem Wiederabdruck des Briefes in den *œuvres diverses italiennes et françaises d'E. Q. V. recueillies et publiées par Jean Labus* Tome I, Tab. XVII. Vgl. Piper, *Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst* I. 188 — 193.

6) *Passio Sanctorum Quatuor Coronatorum*, nach einem Gothaer Codex herausgege-

ben von Wattenbach und mit Erläuterungen begleitet von Karjan in den Sitzungsberichten der Wiener Academie 1853, philologisch-historische Classe X. — Neu herausgegeben nach älteren Handschriften von Wattenbach mit archäologischen Erläuterungen von Otto Benndorf und chronologischen Bemerkungen von Max Büdinger im III. Band von Büdingers „Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte“. 1870.

7) Prudentius contra Symmachum II. vv. 502. seqq.

8) Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, pag. 25. — Ein Inventar der ursprünglich heidnischen, zum christlichen Cultus verwendeten Gegenstände haben zusammenzustellen versucht Marangoni, Delle cose gentilesche e profane trasportate ad uso e ad ornamento delle chiese 1744; — und Piper, Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst I. 1847.

9) Athenagoras zählt in seiner an Marc Aurel gerichteten Apologie die antiken Kunstwerke zu Rom auf und beweist, dass es mit diesen Göttern doch gar Nichts sei da man ja von jedem den Verfertiger kenne, Legatio pro Christianis. C. 19. 20.

10) Arnobius sucht (um 303) die Götter durch Analyse des Inhaltes der oft hohlen und von einen Holz- oder Eisengerüst gestützten Elfenbeinstatuen lächerlich zu machen. Adversus gentes liber VI. p. 201.

11) Tatian, von Geburt ein Assyrier, ein Schüler des Justinus Martyr, erzählt in seiner „Rede gegen die Griechen“, wie er weit in der Welt herumgereist sei und vielerlei gesehen habe. So zählt er (Cap. 33–35) auch die berühmtesten Statuen von Göttern und Göttinnen, Helden und Heldinnen auf, namentlich die zu Rom befindlichen. Aber dieser ganze Katalog dient ihm nur zum Beweise, wie vielen Ehebrechern, Mördern und Buhlerinnen das Alterthum göttliche Ehre bewiesen habe. Contra Græcos Oratio, Cap. 33. 34.

12) Firmicus Maternus fordert kurz nach Constantins Tode seine Söhne zur Zerstörung der heidnischen Tempel auf: „Haut sie zusammen“ — ruft er ihnen zu — „mit dem Beil zusammen, diese Tempelzierden! Zur Schmelze, zur Münze mit diesen Göttern. Alle Weihgeschenke sind Euer, nehmt und braucht sie!“ Burkhardt, Constantin p. 406.

13) Die Katakomben Roms. Im neuen Reich I. 113 f.

14) Römische Ausgrabungen im letzten Decennium 1870, p. 5.

15) Perret, Catacombes de Rome I. 68. 69.

16) Wir können nicht umhin auf eine soeben erschienene Schrift aufmerksam zu machen: „Die Märtyrer der Katakomben und die römische Praxis von Paulinus. T. O. Weigel 1871.“ Mit einer zermalmenden Kritik weist der Verfasser — nicht mit eigenen Raisonnements, sondern durch den Verlauf der geschichtlichen Verhandlungen namentlich von Mabillons berühmter Controverse gegen die römische „Praxis“ — die wissenschaftliche Unzulänglichkeit jener angeblichen Merkmale der Märtyrerleiber nach, die der römische Stuhl 1668 aufgestellt und noch 1863 wieder feierlich bestätigt hat. Die Schrift führt auf's Lebendigste in jene frivole „Praxis“ bei Versendung von Heiligenleibern ein, und führt Beispiele des haarsträubendsten Betrug an, begangen von den höchsten Organen der kirchlichen Verwaltung.

17) La Roma Sotterranea cristiana descritta ed illustrata dal cav. G. B. De Rossi, vol. I. 6.

18) Vgl. Karl Friederichs Apollo mit dem Lamm. 21. Programm zum Winkelmannsfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin 1861.

19) Ein solcher wurde z. B. auch in unserer Nähe, zu Avenches, gefunden. Siehe Bursian, Aventicum Helvetiorum, Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Band XVI., Tafel XXIII.

20) Ciampini, Vet. Monim. P. II., Tab. II. Vgl. Piper, Mythologie u. Symbolik I. 137.

Die Frauenfrage.



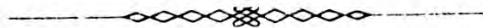
VORTRAG,

gehalten zu Basel am 15. Februar 1870

von

Dr. Gustav Schönberg,

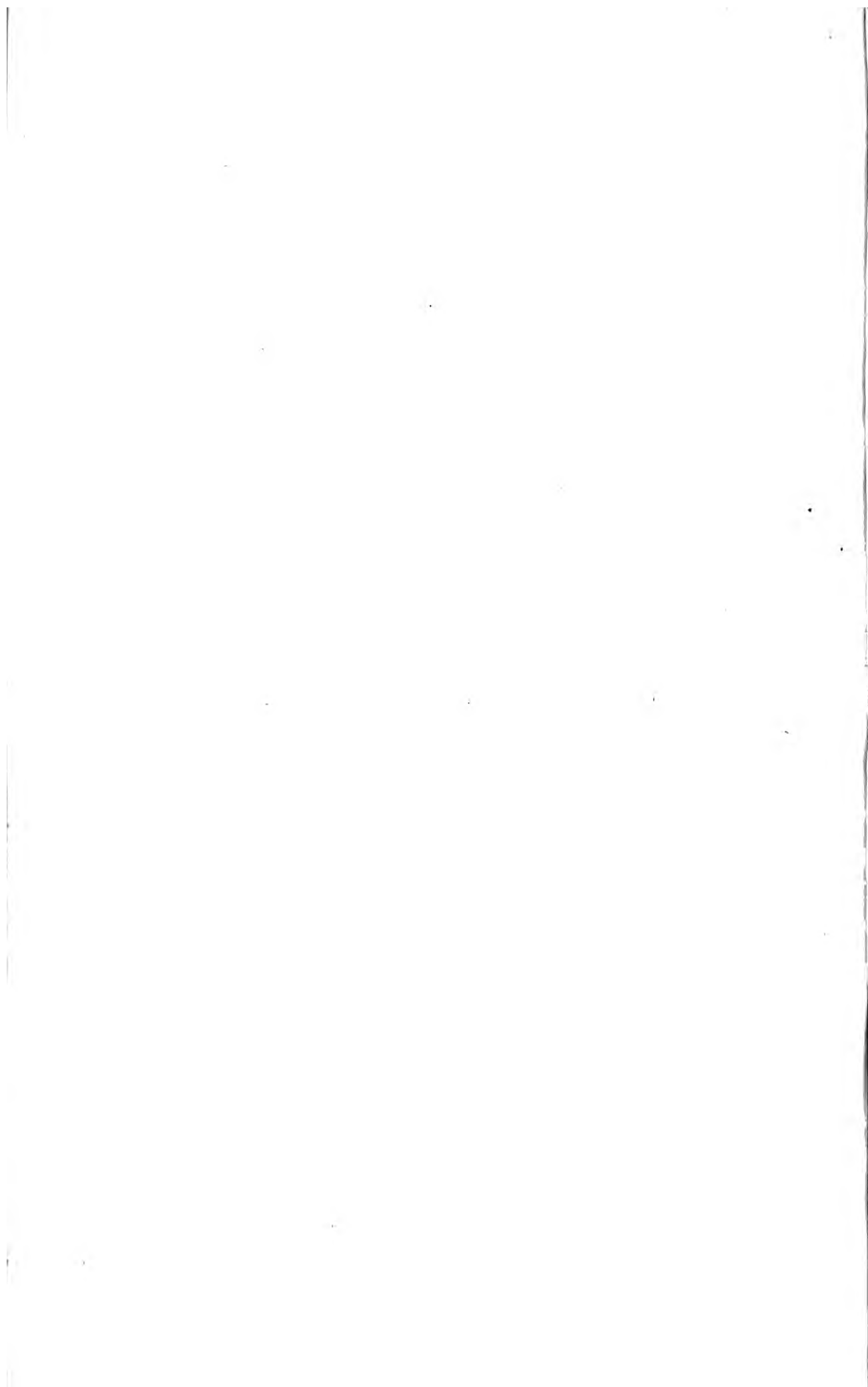
Prof. in Freiburg i. B.



BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Benno Schwabe.)

1872.



Mächtiger denn je drängen sich die wirthschaftlichen Verhältnisse und Fragen in den Vordergrund unseres öffentlichen Lebens. Wie keine Zeit vor ihr begreift die Gegenwart den engen Causalzusammenhang zwischen dem Wirthschaftsleben und der Culturentwicklung der Völker, und mit grösserer Einsicht und Energie bemühen wir uns die Volkswirthschaft, als eine der wesentlichsten Vorbedingungen des Völkerglücks und Völkerfortschritts, so zu gestalten, dass nicht nur das Volk im Ganzen und Grossen auf der Culturbahn fortschreite, sondern dass auch alle einzelnen Glieder desselben an den Segnungen der Gesamtcultur in immer höherem Grade sich erfreuen, alle Einzelnen auch in ihrer individuellen Sphäre an dem Fortschritt des Volksgeistes Theil nehmen. Frühere Jahrhunderte opferten dem Einzel- und Classeninteresse das Gesamtinteresse oder identificirten dieses mit jenem. Uns aber ist das Volk die Summe aller gleichberechtigten Einzelnen und Volkswohl identisch mit dem Wohl aller Einzelnen. Grösser ist daher heute für den Einzelnen wie für die Gesamtheit die Aufgabe geworden, deren Erfüllung die sittliche Pflicht ist. Ein menschenwürdiges Leben, ein Culturdasein Aller, gegründet auf das Recht der freien Persönlichkeit, ist das grosse Lösungswort unserer Tage und das sittlich ideale Ziel der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts! Wir haben gebrochen seit der Wende des Säculums mit einem Gesellschafts-

zustande, welcher auf Ständeunterschieden und persönlichen Herrschaftsverhältnissen, welcher auf der rechtlich anerkannten und thatsächlich verübten Ausbeutung einzelner Classen der Gesellschaft durch andere, privilegirte beruht. Freilich können wir bisher diesen Bruch als einen allgemeinen nur im Princip und in der Theorie constatiren — die Wirklichkeit zeigt ihn erst im formellen Recht. Erobert haben wir thatsächlich erst den formellen Rechtsstaat — noch steht nicht da der wirkliche Culturstaat, welcher jenes grosse und erhabene Ziel erreicht. Noch finden wir bei den civilisirten Völkern Millionen und aber Millionen, welche von einem eigentlichen Culturdasein weit entfernt sind, noch erblicken wir im socialen Leben persönliche Herrschaftsverhältnisse aller Art, noch sehen wir vielfach die flagranteste Verletzung des Rechts der freien Persönlichkeit. Aber wir sehen auch das ernste Bestreben, diese Zustände zu beseitigen, wir sehen Staat und Gesellschaft mit sittlicher Thatkraft ringen nach einer bessern Organisation des Staats und der Gesellschaft, in welcher die höhere Aufgabe, welche wir dem Staatswesen und der Gesellschaft stellen, realisirt werde. Und dies bewusste Wollen des Rechts- und Culturstaats in allen Schichten der Bevölkerung verbindet sich heute mit der zum Gemeingut gewordenen Erkenntniss, dass die Erreichung des Ziels in erster Reihe von einer Reform der Volkswirthschaft abhängt. Man weiss allgemein, dass es nur erreicht werden kann, wenn im Wirthschaftsleben das Recht der Arbeit, das Recht der freien Persönlichkeit, das sittliche Princip und das Postulat der grösseren sittlichen Pflicht Derer, die durch grösseren Besitz oder durch grössere geistige Begabung und Bildung zu den bevorzugten Personen und Classen der Gesellschaft gehören, zur Wahrheit werden; wenn auch im Wirthschaftsleben,

nicht nur in der Kirche und in der religiösen Gemeinschaft der erhabene Gedanke des Christenthums von der Brüderlichkeit der Menschen zur thatkräftigen Erscheinung kommt, wenn endlich für das traurig wirthschaftliche Loos hienieden wir nicht mehr einen grossen Theil des Volkes nur auf das bessere Loos im Jenseits zu vertrösten brauchen. Und daher — die Sorge für die bessere Gestaltung der Volkswirthschaft, wie wir sie in gleich ernster und intensiver Art zu keiner Zeit der Geschichte wahrnehmen.

Bei dieser Bedeutung des Wirthschaftslebens für die grosse Aufgabe unserer Zeit kann es nicht Wunder nehmen, dass eine Wissenschaft, welche, wie die unsrige (die National-ökonomik), nach ihrer practischen Richtung hin sich heute vorzugsweise mit jenem Problem beschäftigt, zu einer populären im eminenten Sinne geworden ist. Aber es ist hier wie mit der Popularität des Arztes, nach dem wir bang und bekümmert schicken, wenn er das schwer erkrankte Glied der Familie uns erhalten und heilen soll. Und wie in dem Beruf des Arztes verbindet sich auch hier mit jener Popularität ein trauriges und undankbares Loos. Wir, die Träger und Jünger dieser Wissenschaft, die Aerzte für die wirthschaftlichen und socialen Uebelstände und Krankheiten des Volks, haben die traurige Pflicht, diese Uebelstände und Krankheiten zu erforschen, und in Erfüllung dieser Pflicht weilt unser Blick meist auf den dunklen und trüben Seiten des Völkerlebens; wir haben andererseits die undankbare Aufgabe, den Menschen oft eine ihnen unliebsame Wahrheit zu verkünden, es ihnen überlassend, ob sie die Wahrheit annehmen und das von der Wissenschaft angegebene Heilmittel anwenden wollen oder nicht.

Auf einen solchen dunklen Punkt in dem socialen Leben der civilisirten Völker will ich auch heute Ihr Augen-

merk richten. Mit ihm berühre ich einen Theil der sog. socialen Frage, der, so sehr diese heute in aller Munde ist, gemeinhin weniger berücksichtigt wird, der aber wie nur irgend ein anderer Theil derselben die vollste Berücksichtigung der Gesellschaft verdient, ja kategorisch fordert. Denn es handelt sich hier um Gefahren, die, aus wirthschaftlichen Ursachen entstanden, in einem Theil der Gesellschaft die öffentliche Moral, das Familienleben und damit die gegenwärtige wie die kommende Generation auf das Ernsthafteste bedrohen; und es handelt sich für einen andern Theil der Gesellschaft um das höchste, das Unrecht der Persönlichkeit, um das gefährdete Recht der Existenz.

Das Gebiet der weiblichen Arbeit ist es, auf das wir mit ihm geführt werden. Die wirthschaftliche Stellung und Lage des weiblichen Geschlechts ist heute zu einer socialen Frage geworden.

Wenn ich mir erlaube, diese Frage, die sog. Frauenfrage, hier vor Ihnen zu behandeln, so brauche ich wohl kaum noch erst zu bemerken, dass ich natürlich die Frage nur, wie sie als solche den civilisirten Völkern überhaupt vorliegt, nicht wie sie etwa hier in Basel oder in der Schweiz zur concreten Erscheinung gelangt, erörtern werde.

Was ist es, das wir heute die wirthschaftliche Bedrängniss des weiblichen Geschlechts nennen? Was ist es, das den Inhalt dieser socialen Frage ausmacht? Einfach ist die Antwort. In zwei thatsächlichen Erscheinungen spricht sich ihr Inhalt aus. — Wir bemerken

1. dass die moderne Art der industriellen Arbeit, durch welche eine grosse Zahl von Frauen und Mädchen der lohnarbeitenden Classe in die Fabriken und Bergwerke getrieben wird, die verheiratheten Frauen ihrer Familie und ihren Pflichten als Hausfrau und Mutter entzieht, dass sie die

Mädchen des Familienschutzes enthebt und ausser der Gefährdung ihrer Moral völlig unvorbereitet für den Beruf der Hausfrau in die Ehe treten lässt. Wir bemerken

2. dass einer grossen Zahl von Mädchen aus den höheren und mittleren Gesellschaftsclassen, welche zur Ehelosigkeit und zum selbstständigen Erwerbe ihres Unterhaltes gezwungen sind, heute die Arbeitsfähigkeit und Arbeitsgelegenheit fehlen.

Dort ist die Arbeit und ihre Art, hier Arbeitsmangel die Quelle der Noth.

Ich verweile zunächst bei jener Seite unserer Frage.

1. Mit den Anfängen der modernen Industrie beginnt für die niederen Classen eine neue Aera wirthschaftlicher Frauenarbeit. Die Entwicklung der Industrie raubte ihnen vielfach die früher im Hause betriebene Arbeit: die Spinnmaschine ersetzte den Spinnrocken, der mechanische Webstuhl den Handwebstuhl, die Dampfkraft die weibliche Arbeitskraft. Aber die Anwendung der Maschinen, die Entwicklung der Arbeitstheilung und des industriellen Grossbetriebes ermöglichte andererseits in der neuen Production für ein grosses Gebiet nothwendiger Hilfsleistungen die Verwendung der physisch schwächeren und billigeren Frauenarbeit. Diese neue Arbeit war freilich eine Arbeit ausser dem Hause, aber Frauen und Mädchen eilten aus dem Hause und dieser neuen Arbeit nothgedrungen zu, weil die alte Erwerbsquelle versiegt war und der Lohn des männlichen Arbeiters für die nothwendigen Bedürfnisse der Familie kaum noch zureichte.

So hatte man wieder gefunden die Arbeit, aber um welchen Preis! Verzichten müssen die verheiratheten Frauen, welche den Tag über jahraus jahrein von ihrer Familie und ihrer Wohnung entfernt leben, in unendlich vielen

Fällen auf die ordentliche, das Wohl der Familie fördernde Erfüllung ihrer Pflichten als Hausfrau und Mutter. Andern müssen sie die Pflege und Bildung ihrer Kinder, Andern die Sorge für das Hauswesen überlassen! Entzogen ist ihnen persönlich damit die Quelle reinen und hohen individuellen Glückes — gefährdet ist aber auch das Glück des Familienlebens und das Wohl der künftigen Generation.

Den unverheiratheten Fabrikarbeiterinnen raubt die Arbeit zunächst die Gelegenheit, sich die für den Beruf der Hausfrau nothwendigen Eigenschaften und häuslichen Tugenden anzueignen. Und das ist ein sociales Uebel der stärksten Art. Denn für den guten Wirthschaftszustand des Arbeiters, für die sparsame Verwendung seines Einkommens, für die günstige Gestaltung seines ganzen socialen Lebens sind jene Eigenschaften der Frau von der höchsten Wichtigkeit und geradezu von entscheidender Bedeutung. Jeder Blick in diese Kreise zeigt uns die Wahrheit jenes Satzes, denn er zeigt uns, wie in ihnen wirthschaftliches Glück und Unglück bei gleichem Einkommen wesentlich von der Frau abhängen. Wie aber soll die Arbeiterfrau wirklich ihre Aufgabe erfüllen können, wenn sie nach dem Austritt aus der Schule nur der Arbeit in der Fabrik sich hingeben, wenn sie weder zu nähen noch zu flicken, weder zu waschen noch zu kochen gelernt, wenn sie weder den Sinn für Ordnung, Reinlichkeit, Wirthschaftlichkeit und behagliches Hauswesen, noch ein Verständniss für die liebevolle Pflege des Mannes und die moralische Erziehung ihrer Kinder gewonnen hat. Dürfen wir uns da wundern, dass, wie es tausendfach geschieht, die mangelhafte Bildung die Frau wieder in die Fabrik und die unbehagliche Häuslichkeit den Mann nach wie vor in's Wirthshaus treibt?

Ja — und wäre es nur das! Aber die weibliche Fabrik-

und Bergwerksarbeit zeigt auch in ihrer Wirkung auf Geist und Gemüth, auf den körperlichen Gesundheitszustand und gar erst auf den Zustand der Moral Erscheinungen der bedenklichsten Art. Blicken wir in die amtlichen Berichte, welche uns insbesondere aus belgischen und englischen Industriebezirken vorliegen, welcher bodenlose Abgrund von Schmutz, Gemeinheit und Lasterhaftigkeit starrt uns hier entgegen! Wir trauen oft unseren eigenen Augen nicht; amtlich constatirt werden hier Zustände unglaublicher, haarsträubender Art, Zustände, die einen solchen Grad von Rohheit und Unmoralität darthun, dass wir in ihnen kaum noch den Unterschied von Mensch und Thier zu finden vermögen. (S. Anh. Nr. 1.) Ich kann an dieser Stelle solche Zustände, von denen wir in unserer Stadt und in der Schweiz überhaupt glücklicherweise weit entfernt sind, nur mit beredtem Schweigen bedecken.

Ich schweige ebenso von anderen Uebelständen, die sonst noch im Gefolge jener Arbeit auftreten. Ein unsäglich trauriges Bild ist es, das hier dem Auge des Forschers sich entrollt, der mit schwerem Herzen in dieses Elend eindringt. Und wenn irgendwo muss solchen Bildern gegenüber ihm der Muth entsinken, mit einzustimmen in den üblichen, optimistischen Chorus zu Ehr und Preis der hohen Culturblüthe unseres Jahrhunderts.

Wie so oft berühren sich hier die Gebiete der Moral und der Wirthschaft. Die erwähnten Uebelstände sind ebenso sehr moralische als wirthschaftliche Missstände, ihre Beseitigung ist vorzugsweise eine Forderung der öffentlichen Moral. Ja, wenn wir heute endlich auch von einer sittlich religiösen Seite der socialen Frage sprechen, wenn wir damit sagen wollen, dass die vielventilirte sociale Frage nicht blos ein wirthschaftliches und durch wirth-

schaftliche Heilmittel zu lösendes Problem sei, sondern dass viele der thatsächlichen Uebelstände, welche ihren Inhalt bilden, zugleich unmoralischer Art seien, deren Beseitigung oder Besserung die bewusste, energische Aeussierung einer sittlichen Thatkraft erfordere, welche dem Christen durch seine Religion und jedem Menschen durch die allgemeine Morallehre vorgeschrieben werde, so gehören die hier hervortretenden Uebelstände in erster Reihe zu denjenigen, welche der socialen Frage jenen weiteren Charakter geben.

Die Uebelstände erheischen Abhülfe. Die vielgepriesene Selbsthülfe der Betheiligten zeigt sich hier als völlig ungenügend. Hier sind nicht einmal Coalitionen zur Erreichung einer humanen Arbeitszeit und Arbeitsart, zur Regulirung des Arbeitsangebots, zur Erzielung eines gerechten Arbeitslohns wie die Gewerkvereine männlicher Lohnarbeiter anwendbar. Den Bedrängten muss daher vom Staat und von der Gesellschaft geholfen werden. Und weil die Betheiligten keinen Einfluss auf die Arbeitszeit und Arbeitsart haben, weil mit der Zerrüttung des Familienlebens diese Basis eines gesunden Staatslebens in diesen Classen erschüttert wird, weil durch die Arbeit der Frauen Rechte der Kinder verletzt werden, so bedarf es hier einer andern und viel stärkern Intervention des Staates als für die Arbeit der männlichen Lohnarbeiter.

Es genügt aber nicht, dass der Staat, soweit es seine Pflicht ist, und seine Macht ohne Gefährdung berechtigter Interessen reicht, einschreite; dass er die Fabrikarbeit der verheiratheten Frauen, soweit es irgend zulässig, beschränke und jedenfalls unbedingt Frauen und Mädchen diejenige Arbeit verbiete, welche ihre Gesundheit und ihre Moral nothwendig untergraben; dass er Fabrikinspectoren einsetze und Enquêtes veranstalte, welche uns die klare

Einsicht in die wirklichen Zustände verschaffen, dass er den Schulzwang durchführe, die Arbeitsart und die Wohnung polizeilich beaufsichtige, dass er das Mass der Arbeitszeit dieser Personen regulire und hierbei auch das Recht der noch nicht gebornen Kinder wie das Recht der Wöchnerinnen wahre. Zu dieser Staatshülfe muss ergänzend die Gesellschaftshülfe d. h. die Hülfe der besser situirten Classen hinzutreten. Hier ist der Punkt, von dem aus der Appell auch an die Frauen der höheren Stände gerechtfertigt erscheint. Wie oft beklagen sich diese, dass nur dem Manne die öffentliche und sociale Thätigkeit beschieden sei, ihnen dagegen das bescheidene Loos im Hause und im Familienkreise zufalle! Nun wohl, hier ist ein Feld, auf dem recht eigentlich unsere Frauen eine ebenso nothwendige und segensreiche wie ihrem Wesen entsprechende Wirksamkeit entfalten können. Dies sich zu erobern, hier zu helfen, hier sich zur sittlichen That emporzuschwingen, das ist wahrlich ihrer Natur und ihrem Wesen entsprechender, als sich auf das dornenvolle Gebiet der eigentlichen Politik zu begeben, als die politische Emancipation anzustreben, um auf dem gefährlichen Boden in ungleichem Kampfe unter Aufopferung der Harmonie ihres Wesens einen kühnen Thatendurst zu stillen. Mögen sie Vereine bilden, welche die Sorge für die zweckentsprechende Wohnung, für die freien Stunden, für die weitere Ausbildung und Erziehung der unverheiratheten Fabrikarbeiterinnen übernehmen, mögen sie Vereine gründen, welche der Pflege der Kinder, deren Mütter gezwungen in die Fabrik gehen, sich unterziehen und der Wöchnerin die Lasten des Hausstandes abnehmen. Die Arbeitgeber aber müssen die wirksame Hülfe dieser Institutionen dadurch ermöglichen, dass sie ihre Arbeiterinnen zur Benutzung derselben zwingen.

Vermögen wir jene Frauenarbeit nicht zu beseitigen — und wir können und wollen auch zum Theil nicht daran denken — so kann die Besserung jener Zustände nur angebahnt werden, wenn die Gesellschaft in Erkenntniss und Erfüllung ihrer sittlichen Pflicht zu diesem Zwecke sich organisirt.

II. Wesentlich ändern Ursprungs und wesentlich anderer Art ist die zweite Seite der Frauenfrage. Entgegentritt uns hier als wirthschaftliche Nothwendigkeit die Thatsache, dass ein Theil des weiblichen Geschlechts heute nicht daran denken kann und darf, in der Ehe die selbstständige Berufsthätigkeit und das Mittel der unabhängigen wirthschaftlichen Existenz zu finden.

Die Ehelosigkeit eines Theils des weiblichen Geschlechts ist in dem monogamischen Gesellschaftszustande eine nicht zu beseitigende statistische Nothwendigkeit. Seltsam ist es, welche unklaren Vorstellungen über diese einfache und klare statistische Gesetz herrschen.

Zwar allgemein bekannt ist, dass alle Mädchen sich unmöglich verheirathen können: denn man kennt allgemein die Thatsache, dass mehr Knaben als Mädchen geboren werden, dass aber die Sterblichkeit im männlichen Geschlechte stärker ist und deshalb die Zahl der weiblichen Personen der Bevölkerung die der männlichen etwas übertrifft. Aber hierüber hinaus findet sich selten in den Kreisen der Laien eine bestimmtere Vorstellung über die Heirathswahrscheinlichkeit. Und doch ist diese so leicht zu erfassen.

Jene kleine Differenz zu Gunsten oder wenn man will zu Ungunsten des weiblichen Geschlechts in der Bevölkerungsziffer ist schon grösser, wenn nicht mehr die ganze Bevölkerung, sondern nur die erwachsenen Personen über 17 Jahren gezählt werden; aus ihr folgt, dass selbst bei

einem gesetzlichen Heirathszwange aller erwachsenen Personen ein grosser Theil des weiblichen Geschlechts unverheirathet bleiben müsste. Sie variirt in den verschiedenen Staaten, in Preussen betrug sie 1867 das Verhältniss von 1000:1043.

Doch erscheint immerhin die Differenz noch gering und die Heirathswahrscheinlichkeit viel grösser, als sie in Wirklichkeit ist, wenn nur die Zahl der männlichen und weiblichen Personen über 17 Jahren verglichen wird. Eine ganz andere Höhe erreicht sie und viel geringer wird die Heirathswahrscheinlichkeit, wenn man erwägt, dass thatsächlich, wie heute die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse liegen, das durchschnittliche heirathsfähige Alter des Mannes erheblich später, als das der Frauen beginnt, dass wir für die Berechnung als heirathsfähige Personen nur die männlichen Altersklassen vom 24. Jahre ab und die weiblichen Altersklassen vom 18. Jahre ab einander gegenüberstellen dürfen, wenn man ferner erwägt, dass ein Theil der Männer sich gar nicht verheirathet. Welches Zahlenverhältniss sich dann ergibt, mag die Volkszählung vom 3. December 1864 in unserem Nachbarlande Baden veranschaulichen, nach welcher betrug:

1. die Zahl der unverheiratheten Frauen über 18 Jahre 193123, die Zahl der unverheiratheten Männer über 24 Jahre (1840 und vorher geboren) 105881, die Differenz 87242, das Verhältniss 1000:1823;

2. die Zahl der Wittwer 27665, der Wittwen 52034, die Differenz 25369, das Verhältniss 1000:1891;

3. die Zahl der unverheiratheten Männer über 41 Jahre (geboren 1823 und früher) 25486.

Nimmt man für beide Geschlechter eine Heirathsgrenze an, so dürfte es nicht unrichtig sein, diese für die Männer

auf das Alter von 40, für die Frauen auf das Alter von 35 Jahren zu berechnen. Stellt man demgemäss in Baden einander gegenüber die Zahl der unverheiratheten Männer von 24 Jahren bis 40 Jahren (geb. 1840—1824) und die Zahl der unverheiratheten weiblichen Personen von 18—35 Jahren (geb. 1846—1829), so ergibt sich das Verhältniss von 80595:141736, oder von 1000:1733, das aber die Zahl der Heirathscandidaten um die Zahl der unverheirathet Bleibenden (unverheirathete Männer über 41 Jahre — 25486) verkürzt, sich zu dem viel ungünstigeren von 55109:141736 oder von 1000:2571 gestaltet.

Diese Berechnung zeigt, dass die Zahl der nothwendig Ehelosen in der heutigen Gesellschaft eine relativ sehr bedeutende ist. Die Heirathswahrscheinlichkeit wird noch sehr viel ungünstiger für die sog. höheren und mittleren Classen, in denen die Steigerung des Classenbedürfnisses nicht mit der Höhe und Sicherheit des Einkommens in gleichem Masse gestiegen, in denen ferner die später eintretende sociale Selbstständigkeit und Unabhängigkeit das heirathsfähige Alter des Mannes viel weiter hinausrückt, und die Zahl Derer, die sich gar nicht verheirathen, erheblich stärker ist.

In welchem Lichte muss nun diesen statistischen Zahlen, dieser unleugbaren Nothwendigkeit gegenüber eine Erziehung und Ausbildung des weiblichen Geschlechts in Schule und Haus erscheinen, welche wie die heute übliche principiell nur auf den künftigen Beruf als Hausfrau die Mädchen hinweist, welche auf die Eventualität, das Lebensglück ausserhalb der Ehe zu finden, welche auf die Eventualität einer wirthschaftlichen Selbstständigkeit nicht die mindeste Rücksicht nimmt! Welches Urtheil fordert jenem unbeugsamen Gesetze gegenüber die noch allgemein in unserer Gesellschaft herrschende Anschauung

heraus, dass die Frau nur in der Ehe und als Hausfrau ihren Beruf, ihr Lebensglück und die sie befriedigende Lebensaufgabe finden könne!

In der That, der Vorwurf, den Eltern, Staat und Gesellschaft auf sich laden, ist ein sehr schwerer.

Denn traurig rächt sich der Fehler der heutigen Erziehung und die ebenso beschränkte als unwahre Anschauung der Gesellschaft an den Opfern des Geschlechts.

Hingeleitet von Jugend auf einseitig auf den sog. „natürlichen Beruf“ der Hausfrau, muss ihnen, wenn nach Jahren vergeblichen Hoffens die Heirathsaussicht endlich schwindet, eheloses Leben vollkommen gleichbedeutend mit verfehltem Lebensberuf werden und dieser Gedanke verbittert ihnen natürlich in Zukunft die Existenz. Er macht es, dass selbst eine unglückliche Ehe ihnen noch als beneidenswerth und als ein erwünschter Zustand erscheint.

So widernatürlich und tief beklagenswerth dies ist, sind relativ glücklich doch noch diejenigen unter ihnen, die, vermögend genug, um unabhängig leben zu können, nur dies Gefühl zu empfinden brauchen. Ihnen ist nur ein schöner Lebenstraum vernichtet. Aber den meisten wird ein anderes und viel traurigeres Gefühl nicht erspart; ihnen gesellt sich noch die Noth, die bittere Noth hinzu. Erzogen zur wirthschaftlichen Unselbstständigkeit in einer Volkswirthschaft, die den Frauen der gebildeteren Classen nur ein beschränktes Arbeitsgebiet eröffnet, stehen die Unvermögenden rathlos da, wenn die Pflicht an sie herantritt, selbstständig sich die Mittel ihrer materiellen Existenz zu verschaffen. Wohl öffnet sich Manchen die gastliche Pforte einer befreundeten oder verwandten Familie, in der sie neben oder statt der Hausfrau wirkend jener herbsten Sorge überhoben werden: aber erfahrungsgemäss wird nur

sehr Wenigen dies Loos. Andere suchen als Erzieherinnen und Lehrerinnen die selbstständige Existenz: aber wie kann dieser eine Zweig die Vielen ernähren. Die Zahl der in dem Erziehungs- und Unterrichtsberufe thätigen weiblichen Personen betrug in Preussen nach der Volkszählung vom 3. December 1867 nur 14649. Das mögliche und wirkliche Angebot übersteigt nothwendig bei weitem die Nachfrage. Es ist daher die von Lette in der Denkschrift über die Eröffnung neuer Erwerbsquellen etc. (Arbeiterfreund 1865 S. 354) erwähnte Thatsache erklärlich, dass sich in Berlin zu einer vacant gewordenen Lehrerinnenstelle einer Mädchenschule innerhalb 8 Tagen nicht weniger als 114 Bewerberinnen meldeten. Der bei weitem grösste Theil muss sich nach andern Erwerbszweigen umsehen, und mit welchem Erfolge! Entweder — und das geschieht namentlich bei den Mädchen aus den mittleren Classen und in den grösseren Städten — erliegen sie der Versuchung, in der Prostitution die materiellen Existenzmittel zu finden und auf diese bequeme Weise die Noth, welche nicht ihre Schuld ist, zu beseitigen, oder gelingt es glücklich diese Klippe zu umschiffen, wollen und können sie arbeiten, so greifen sie, Dank dem unseligen Vorurtheil, dass öffentliche Arbeit die Frau aus den mittleren und höheren Ständen schände, zur feinen, heimlichen Nadelarbeit — der einzigen, die sie gelernt haben — und führen nun bei dieser anstrengenden Thätigkeit eine Existenz, die ebenso unwürdig als unendlich traurig ist. Ja, und die noch immer trauriger werden muss, je grösser die Zahl der Arbeitsuchenden und je geringer das Arbeitsquantum durch die Concurrenz der unerbittlichen Nähmaschine wird. Wie sollte die Hand mit ihren 23 Stichen in der Minute mit den 643 Stichen der Maschine concurren! Immer niedriger sinkt der Lohn, immer mehr ver-

siegt auch diese letzte Erwerbsquelle, bis sie sich Denen, die ohne anderes Einkommen nur von dieser Arbeit leben sollen, völlig verschliesst und damit die heute noch verschämte, künstlich verdeckte Armuth zur offenen wird. (S. Anh. Nr. 2.)

Die Nothwendigkeit, ausserhalb der Ehe durch eigene Arbeit sich die materiellen Existenzmittel zu schaffen, wird daher für diese Classen der Gesellschaft zu einem wirklichen Nothstande, wenn ihnen die Arbeitsfähigkeit und Arbeitsgelegenheit fehlen. Ein solcher Nothstand ist heute unzweifelhaft vorhanden und seine Dimensionen sind grösser, als man gemeinhin glaubt.

Liegt es auch in der Natur der Sache, dass wir Mass und Umfang desselben nicht in statistisch sicheren und genauen Zahlen bestimmen können, da diese Verhältnisse sich meist dem Licht der Oeffentlichkeit und der statistischen Feststellung entziehen, so lässt sich doch mit absoluter Sicherheit behaupten, dass diese Art wirthschaftlichen Nothstandes nicht bloß Hunderte oder einzelne Tausende umfasst. Nehmen wir beispielsweise die Zahlen für Preussen nach der Volkszählung von 1864. Wenn wir hier sehen, dass die Zahl der unverheiratheten Männer über 24 Jahren 976409, die der unverheiratheten weiblichen Personen über 16 Jahren 1827441 beträgt, wenn wir dazu erwägen, dass die Heirathswahrscheinlichkeit für die sog. höheren und mittleren Classen und für die grösseren Städte noch wieder relativ viel ungünstiger ist, wenn wir endlich noch berücksichtigen, dass dazu noch circa 700000 Wittwen gegen nur eine viertel Million Wittwer kommen, dann dürfte es wahrlich unwiderleglich sein, dass für jenen Staat die Zahl Derer, die sich in jenem Nothstande befinden oder ihm doch verfallen, vielleicht auf Hunderttausende steigt. Und ähnlich sind die Zahlenverhältnisse in anderen Staaten. Die absolute

und enorm anschwellende Zahl der Prostituirten beweist andererseits das bedenkliche Mass und die steigende Höhe des Nothstandes!

Immer stärker wird die Anklage, die wir bei so offenkundiger Sachlage gegen die Eltern, gegen den Staat und gegen die Gesellschaft erheben müssen, immer schwerer wird solchem Nothstande gegenüber die Schuld, die sie in dem heutigen Erziehungs- und Wirthschaftszustande auf sich laden.

Wenn nun von diesen Vielen, die bedrängt erscheinen, an die Gesellschaft und die Vertreterin der wirthschaftlichen Interessen, die Nationalöconomik, deren hohe Aufgabe es ist, Mittel und Wege zu finden, dem Einzelnen ein menschenwürdiges Dasein zu eröffnen, der Klageruf ergeht, wenn sie verlangen, dass auch ihnen in dem grossen und reichen Gebiet der Volkswirthschaft ein ihren natürlichen Fähigkeiten entsprechendes Gebiet freien und selbstständigen wirthschaftlichen Schaffens zugewiesen werde, wenn sie fordern, dass auch für sie das erste Recht der Persönlichkeit, das Recht auf Existenz anerkannt und zur Wahrheit werde — gehört nicht eine eherne Stirn, gehört nicht ein allen Forderungen der Humanität, des Rechts und Billigkeitsgefühls Hohn sprechender Sinn dazu, ihnen diese Forderung zu verweigern?

Und doch wie oft tritt uns eine solche Weigerung in den verschiedensten Formen und aus den verschiedensten Motiven entgegen.

Ich verwende kein Wort auf die Widerlegung jenes unsinnigen Vorurtheils, dass die wirthschaftliche Arbeit für Andere die Frau aus den höheren und mittleren Classen schände; ich verwende keine Minute auf die Abwehr der falschen und empörenden Sentimentalität, die lieber Tausende betteln oder der Prostitution in die Arme

eilen sieht, als sich den unwahren Traum einer der selbstständigen wirthschaftlichen Thätigkeit entzogenen Frauenexistenz zerstören lassen will. Ich widerlege auch nicht den Gegengrund, dass durch die Concurrrenz der Frauen die Männerwelt in ihrem Arbeitsgebiet beeinträchtigt werde. 1848 wollte wohl der in Frankfurt a. M. tagende Schneidercongress den internationalen und nationalen Schutz für sein Gewerbe festgestellt und die Frauen von jeder Theilnahme an dessen Arbeiten, an der Anfertigung nicht bloß der männlichen, sondern auch der weiblichen Kleidungsstücke ausgeschlossen wissen — und hin und wieder lassen sich auch heute noch ähnliche Stimmen vernehmen. Sie richten sich in sich selbst. Denn was in aller Welt gibt dem Manne ein Recht auf Existenz vor der Frau!

Eben unberechtigt ist auch ein weiterer Einwand. Allen Ernstes wenden sich Viele, selbst Nationalöconomen, gegen eine Erweiterung des Arbeitsgebietes des weiblichen Geschlechts: sie wollen die Frauen von der selbstständigen productiven Thätigkeit ausschliessen, weil die productive Arbeit nicht deren Beruf sei, nicht deren Natur entspreche; sie weigern sich gegen diese Art ihrer Beschäftigung, weil der Frauen natürliche und im Haushalt der Volkswirtschaft unabänderliche wirthschaftliche Stellung die sei, die Consumption der Familie zu überwachen, das vom Manne Erworbene zu verwalten und zu erhalten. Und selbst Philosophen bemühen sich mit dialectischer Feinheit und Schärfe, gerade darin einen psychologischen Unterschied beider Geschlechter zu kennzeichnen, dass die wirthschaftliche Production nicht Aufgabe der Frauen sei.

Wahres und Falsches drängt sich in diesen Sätzen zu einer unhaltbaren Forderung.

Wer möchte es leugnen, dass allerdings nach unserer

nationalen Anschauung die Aufgabe der verheiratheten Frau und ihre natürliche Stellung im Haushalt der Volkswirtschaft darin zu suchen, dass sie für die wirtschaftliche Consumption thätig sei, dass sie sparend und haushaltend, in richtiger reproductiver Verwendung des Einkommens, der Familien- und Volkswirtschaft entsprechend nütze. Und Niemand hat diese Aufgabe in wenigen Versen treffender besungen, als unser grosser Dichter in seinem ewigen Liede von der Glocke. Doch — gilt dies schon lediglich für die verheirathete Frau, so müssen wir uns ferner darüber klar sein, dass es selbst innerhalb dieser Schranke ein Postulat mehr idealer Art ist, dem wir nachstreben können und müssen, das aber die rauhe Wirklichkeit selten erfüllt, in vielen Fällen nicht erfüllen kann.

Aber dies zugegeben — was, müssen wir fragen, hat diese an sich ganz richtige, wenn auch oft wenig beherzigte Auffassung der wirtschaftlichen Stellung der Hausfrau mit der hier vorliegenden Frage zu thun? Welche Logik! Wenn man Denen, die einem ehernen Gesetze gehorchend, sich nie verheirathen können, welche auf ihre Arbeit und den selbstständigen Erwerb angewiesen sind, zuruft: „du sollst nur für die Consumption in der Ehe thätig sein“ und ihnen aus diesem Grunde die Erweiterung ihres Arbeitsgebietes versagt, wo bleibt da der logische Causalzusammenhang? Heisst das nicht vielmehr Hohn und Spott mit der Noth treiben? Heisst das nicht den Hungernden statt des Brodes den Stein reichen?

Und wenn man weiter die allgemeine Behauptung aufstellt, dass die Frau nicht zur wirtschaftlichen Production, zur directen Erzeugung von Gebrauchs- resp. Tauschwerthen geeignet und berufen sei, so ist zu erwidern, dass nie eine falschere aufgestellt wurde. Vergangenheit wie Gegenwart

zeigen ihre Unwahrheit. Die Gegenwart zeigt uns Millionen Frauen in gleicher Weise wie den Mann productiv thätig und die Geschichte der Arbeit liefert den Nachweis, dass nie, zu keiner Zeit Frauen nicht dieser Art wirthschaftlicher Thätigkeit sich hingeben.

Nationalöconomen aber sollten die Letzten sein, welche der selbstständigen productiven Beschäftigung des weiblichen Geschlechts sich entgegenstemmen. Sie erkennen als erste Aufgabe eines gesunden wirthschaftlichen Organismus die Realisirung des Gesetzes der Wirthschaftlichkeit an, jenes Gesetzes, nach welchem jede productive Kraft ihren höchsten wirthschaftlichen Werth erlangen soll, um dadurch ihren Besitzer dem Ganzen im höchsten Grade nützlich zu machen und ihn die dem einzelnen Menschen gesteckte Aufgabe erfüllen zu lassen. Aber kann dies Gesetz schreiender verletzt werden, als wenn diesen vielen Tausenden zugemuthet wird, ihre wirthschaftliche Kraft nutzlos für die Gesammtheit und zum Schaden für sich selbst zu vergeuden, als wenn sie gezwungen werden, statt in der Arbeit Freude am Leben zu empfinden, heimlich am Hungertuch zu nagen oder der öffentlichen Armenunterstützung anheimzufallen?

In der That, es gibt kein grösseres Unrecht und keine härtere Grausamkeit, als sie in jener Weigerung liegt.

Das Recht der Frauen auf eine selbstständige wirthschaftliche Thätigkeit ist, wie deren Nothwendigkeit, unbestreitbar und jede Thätigkeit, zu der sie fähig sind, muss ihnen frei eröffnet werden.

Es genügt indess nicht, dass wir nur dies Recht anerkennen. Wir haben es mit einem Nothstande zu thun, der zugleich Hülfe und dringende Hülfe verlangt.

Wie kann dieselbe gebracht werden?

Klar und bestimmt ist unsere Aufgabe vorgezeichnet. Es kommt darauf an, nicht nur Denen Hülfe zu bringen, die heute in jenem Nothstande sich befinden, sondern auch dafür zu sorgen, dass der Nothstand sich nicht verewige.

Daher vor Allem: allgemeine Klarheit über die wirkliche Sachlage, Beseitigung der unberechtigten Vorurtheile unserer Gesellschaft, Erkenntniss der hier entscheidenden sittlichen Pflicht — und aus ihr heraus — die Reform der weiblichen Erziehung in Schule und Haus. Wie sehr man auch bei dieser Erziehung daran festhalten mag und muss, die Mädchen für den künftigen Beruf als Hausfrau vorzubereiten, so darf doch dies nicht das ausschliesslich leitende Princip sein. Mögen wir immerhin einen Gesellschaftszustand beklagen, der einen grossen Theil des weiblichen Geschlechts zur Ehelosigkeit zwingt, aber Rechnung müssen wir tragen den thatsächlichen Verhältnissen und ihrer zwingenden Gewalt. Wir dürfen nicht ohne die grösste Verletzung sittlicher Pflichten gegen sie blind unsere Augen verschliessen. Wir müssen den Frauen auch die Möglichkeit eines Lebensglückes und der Zufriedenheit mit dem Dasein ausserhalb der Ehe eröffnen, wir müssen ihnen die Fähigkeit zu einer selbstständigen wirthschaftlichen Existenz schaffen, wir müssen deshalb die Mädchen auch für die selbstständige wirthschaftliche Thätigkeit Vorbilden.

Die Schule, welche nur die allgemeine Bildung zu geben hat, wird deshalb mehr, als es bis heute geschieht, auf die Ausbildung des Willens und des Verstandes Rücksicht nehmen und ihren Lehrplan modificiren müssen. Aber damit nicht genug. Ausser ihr sind neu zu errichten besondere Fachbildungsanstalten, welche theils nach Art unserer Lehrlings-, Sonntags- und Industrieschulen schon

wirthschaftlich thätigen Mädchen in den freien Stunden die nöthigen wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Fachkenntnisse zuführen, theils wie unsere technischen Institute und Universitäten sie selbstständig für einen wirthschaftlichen Beruf vorbereiten. (S. Anh. Nr. 3.)

Wie für die Arbeitsfähigkeit muss ferner für die Arbeitsgelegenheit gesorgt werden.

Zu diesem Zwecke müssen wir zunächst die heute schon von den Frauen occupirten Gebiete für sie lucrativer machen, indem wir von den überfüllten das Uebermass von Arbeitskräften ableiten und in andern, welche heute eine die Arbeiterinnen aussaugende Speculation beherrscht, diese Art von Speculation beseitigen. Zu jenem Zwecke müssen wir ferner — und das ist die wichtigere Aufgabe — neue Arbeitsgebiete auffinden und ihnen eröffnen. In dieser Hinsicht sind in neuerer Zeit eingehendere Untersuchungen gemacht und sie haben das Resultat ergeben, dass in jeder civilisirten Volkswirthschaft sich eine grosse Zahl wirthschaftlicher Berufsarten findet, in denen recht eigentlich Frauen ihre Stelle finden können. (S. Anh. Nr. 4.) Ich will Sie mit der Aufzählung dieser Gebiete nicht ermüden; ich verzichte um so mehr darauf, als diese in den verschiedenen Ländern nach Lage der Gesamtwirthschaftsverhältnisse sich verschieden gestalten müssen.

Für die Verwirklichung dieser Aufgaben bedarf es endlich noch eines weiteren Mittels. Der grösste Feind jeder socialen Reform ist die Gleichgültigkeit der Massen und der Mangel an Initiative, welcher naturgemäss der in ihre Atome aufgelösten Gesellschaft anklebt. Jede sociale Reformfrage ist daher wesentlich eine Frage der Organisation. Zur Durchführung dieser Reform bedarf es gleichfalls noch einer besonderen Organisation,

es bedarf der Gründung und Organisation von Vereinen, welche die Anbahnung dieser Reform zu ihrer besonderen Function machen. Ihre Aufgabe wird deshalb wesentlich eine fünffache sein:

1. die Beseitigung der der Erwerbsthätigkeit der Frauen entgegenstehenden gesellschaftlichen Vorurtheile und gesetzlichen Hindernisse,

2. die Gründung und Förderung von Lehranstalten zur Heranbildung der Frauen für einen gewerblichen, commerciellen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf,

3. die Nachweisung geeigneter gewerblicher Arbeitsgebiete und die Vermittlung der Arbeitsgelegenheit auf ihnen, (S. Anh. Nr. 5.)

4. die Gründung von Verkaufs- und Ausstellungslocalen für selbstständige weibliche Handarbeiten und künstlerische Erzeugnisse, sowie die Errichtung selbstständiger Productivgenossenschaften in geeigneten Productionszweigen, endlich

5. die Gewährung von Schutz und Beistand selbstständig beschäftigten weiblichen Personen gegen eine Benachtheiligung in sittlicher und wirthschaftlicher Beziehung, insbesondere durch Nachweis geeigneter Gelegenheiten für Wohnung und Beköstigung.

Diese Vereine müssen sich in allen grösseren Städten bilden und unter einander in einen organischen Verband treten, der auch auf diesem Gebiete nicht bloß sich auf die Grenzen einer Volkswirtschaft beschränken darf, sondern allmählig zu einem internationalen werden muss.

Das ist in flüchtiger Skizze der Weg, auf dem wir jenem Nothstande entgentreten, auf dem wir ihn für die Gegenwart lindern und für die Zukunft verhindern können.

Auf ihm beseitigen wir nicht nur das Unglück der unverheirathet bleibenden Vermögenden wie Unvermögenden.

Die zu erstrebende Reform wird auch auf die Ehen selbst eine günstige Wirkung ausüben: sie wird jene Ehen verhindern, die heute geschlossen werden, damit nur das Mädchen zur Frau werde und ihren „natürlichen Beruf“ erfülle, sie wird die wirthschaftliche Fähigkeit der verheiratheten Frauen selbst erhöhen und sie wird vielleicht auch dazu beitragen, nicht nur die Zahl der unverheirathet bleibenden Männer zu verringern, sondern auch die Heirathsfähigkeit derselben wirthschaftlich für ein früheres Alter eintreten zu lassen.

Diese Vorschläge sind heute nicht mehr Vorschläge rein theoretischer Art. Für ihren Werth und ihre Bedeutung können wir uns auch auf practische Erfahrungen berufen. Vielfach sind sie bereits wirklich durchgeführt, vielfach bestehen bereits solche Vereine, und wo sie entstanden, wirken sie mit dem besten Erfolge.

Die Bewegung, welche in ihnen sich zeigt, ist noch sehr jungen Datums — kaum ein Jahrzehnt alt — und freilich befindet sie sich noch in den ersten Anfängen. Aber wenn für alle grossen Reformen es wichtig ist und gleichsam schon den gewonnenen Sieg bedeutet, dass aus der theoretischen Erkenntniss heraus der erste practische, lebenskräftige Schritt zur Durchführung der Reform geschieht, so können wir auch auf diesem Gebiete einen solchen Sieg registriren. Die Bewegung für die Erlösung der Frauen aus dem Bann, der bisher auf ihnen lastete, hat begonnen und sie wächst in zunehmenden Progressionen. Kaum gibt es heute einen civilisirten Staat, in dem sie nicht bereits Wurzeln geschlagen.

Voran stehen England, Amerika und Deutschland.

Als in England die Volkszählung von 1856 ergab, dass mehr als 2 Millionen unverheirathete Frauen auf Selbsterhaltung angewiesen seien und über 45000 Nähterinnen

und 15000 Erzieherinnen sich auf sehr mühevoller Weise kümmerlich ernährten, bildete sich 1860 in London eine Gesellschaft zur Beförderung der Anstellungen der Frauen, um der Noth einer grossen Zahl derjenigen Frauen abzu- helfen, welche ihres Unterhaltes wegen gezwungen sind, Stellen als Lehrerinnen, Verkäuferinnen und dergleichen zu suchen, um den Frauen neue Erwerbsquellen zu öffnen und ihnen die vorhandenen leichter und besser zugänglich zu machen. Der Verein gründete eine Handelsschule, ein Arbeitsnachweisungsbureau, ein polytechnisches Institut, in welchem Mädchen im Copiren, Stenographiren, Malen, Buchführen und in gewerblichen Arbeiten der verschiedensten Art unter- richtet werden, ferner eine Kunstschule, in welcher Geome- trie, Perspective, Anatomie, Handzeichnen, Zeichnen nach der Natur, nach Modellen, nach der Antike, Ornament- zeichnen u. a. gelehrt wird. — In Verbindung mit dem Verein entstand eine eigene Druckerei, welche weibliche Schriftsetzer ausbildet und beschäftigt; ein medicinischer Verein (female medical society), welcher den Frauen das Studium der Arzneiwissenschaft ermöglicht, sie zu Rath- gebern in Kinder- und Frauenkrankheiten, sowie zu Kranken- pflegerinnen ausbildet; eine Anstalt zur Sorge für Erziehe- rinnen (governesses benevolent institution); ferner eine Gesellschaft zur Unterstützung von Frauen, die jenseits des Oceans sich eine neue Heimath suchen wollen (female middle class emigration society); eine Academie für arbeitende Frauen, welche die Ausbildung dieser in allgemein mensch- lich socialer Beziehung und die Sorge für die Erholungsstunden in's Auge fasst und diesen Zweck durch eine Bibliothek, durch gemeinsame comfortable Gesellschaftsräume, Vorträge und Unterricht zu erreichen sucht; endlich noch ein auf Actien gegründetes Putz- und Kleidergeschäft (dress making

and Milliner house 18 Clifford street) und eine Soldatenkleiderfabrik (the army clothing factory) mit 800 Frauen. — Eine besondere Zweiggesellschaft bildete sich, um Nähterinnen in und ausser dem Hause mit einträglicher Arbeit zu versorgen, und Häuser wurden gegründet, in denen gewerblich beschäftigte ältere und jüngere Frauen für billige Preise gesunde Wohnung, Heizung, Licht und gute Kost erhalten.

Dem Vorbilde Londons folgten andere Städte. In den meisten grösseren bestehen jetzt Vereine für die Verbesserung der weiblichen Erziehung und für die Eröffnung neuer Erwerbsgebiete. Ihre Berichte lauten günstig und erfreulich, trotzdem vielleicht in keinem Lande die Aufgabe so schwierig zu erreichen. Denn stärker als irgendwo steht diesen Vereinen in den mittleren Classen Englands das Vorurtheil entgegen. Der englischen Energie und dem englischen Gemeinsinn wird es gelingen, die Vorurtheile siegreich zu bekämpfen.

Die europäischen Vorurtheile sind über den Ocean nicht hinübergedrungen und so ist auch die Stellung der Frauen in Amerika eine sehr viel freiere und günstigere. Die Zahl der nothwendig Ehelosen ist überdies dort eine verhältnissmässig geringere und ein eigentlicher Nothstand kaum vorhanden. Frauen wirken dort bereits in einer Reihe von Berufszweigen, die ihnen in Europa noch verschlossen sind; seit 1865 ist im Staate New-York sogar durch die Liberalität eines Privatmannes für sie eine Art Universität errichtet. Mit einem Kostenaufwande von 408000 Doll. erbaute Matthew Vassar den Universitätspalast (Vassar-College), in welchem der höhere Unterricht in alten und neuen Sprachen, in Astronomie, Mathematik, Naturlehre, Geologie, Mineralogie, Chemie und Physiologie, ferner im Zeichnen, Malen und in der Musik ertheilt wird. Auch die gymnastischen

Uebungen werden gepflegt. Freilich herrscht im Vassar-College nicht die freie Ungebundenheit unseres Studentenlebens, sondern eher eine Art klösterlicher Zucht. Die ca. 400 Studentinnen leben nur in der Anstalt, sie müssen dort Wohnung und Kost nehmen und nach einem bestimmten Plan die Vorlesungen besuchen. Für Wohnung, Kost und Unterricht zahlt die Einzelne 400 Doll. im Jahr.

In Deutschland bestanden schon seit längerer Zeit Vereine zur Errichtung von Kindergärten und zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen nach Fröbel'schem System, Seminarien ferner zur Ausbildung von Erzieherinnen und Fortbildungsanstalten mannigfachster Art; auch widmeten sich zahlreiche Frauen aus den höheren und mittleren Ständen als Diaconissinnen in edler uneigennütziger Hingebung dem aufopfernden Beruf der Krankenpflege. Die eigentliche Agitation für die Lösung unseres Problems beginnt erst seit der Mitte der 60er Jahre. An vielen Orten sind zu diesem Zwecke Vereine entstanden und zum Theil bereits zu hervorragender Bedeutung gelangt. Ich nenne hier die Vereine von Wien, Darmstadt, Leipzig, Hamburg, Bremen, Cassel, Hannover, Breslau, Berlin, Königsberg, Lissa und Danzig. Die deutschen Vereine beschäftigen sich insbesondere mit der Errichtung gemeinsamer Verkaufslocale für weibliche Handarbeiten, Kunst- und Industrieerzeugnisse (sog. Bazars), mit der Gründung von Instituten zur Vorbildung für einen kaufmännischen oder gewerblichen Beruf, mit der Einrichtung von Arbeitsnachweisungsanstalten u. drgl. Wo diese Vereine bestehen, finden wir diese Institutionen. An anderen Orten sind dieselben ohne solche Vereine entstanden. In Württemberg, Baden werden Frauen im Post- und Telegraphendienst beschäftigt. Erstrebt wird jetzt eine festere Organisation für die Gesamtagitation und da

sie zweifelsohne zu Stande kommt, so wird bald die Bewegung noch einen sehr viel höheren Aufschwung nehmen.

Aehnliche Bestrebungen zeigen sich auch in Russland, in Schweden, in Dänemark, in Belgien, Holland und Frankreich.

Und so ist denn schon diesseits und jenseits des Oceans eine Bewegung im Fluss, welche auch für diesen bedrängten Theil des weiblichen Geschlechts die Lösung des grossen Problems der Gegenwart erstrebt. Auf ihr Banner hat sie geschrieben: Es soll und muss den Frauen eröffnet werden auch die Möglichkeit eines Lebensglückes ausserhalb des ehelichen Bundes und der eigenen Familie, es soll und muss hergestellt werden auch für sie die Möglichkeit einer freien, selbstständigen und sie befriedigenden wirthschaftlichen Thätigkeit.

Noch ein Wort zur Beruhigung und zur Widerlegung eines letzten Einwandes! Eröffnen wollen und müssen wir den Frauen den grossen Markt des wirthschaftlichen Lebens. Aber wie? erfasst uns nicht Alle eine Scheu bei dem Gedanken, die einzelne Frau aus dem Hause heraus ohne Schutz selbstständig auf den Markt des Verkehrs treten und als einzelne productive Kraft mit und gleich allen andern dort den Kampf um das Dasein führen zu sehen? Wer möchte dies Gefühl, wenn er die Hand auf's Herz legt, leugnen! Und ist wahr oder unwahr, berechtigt oder unberechtigt dies Gefühl? Ich behaupte das Erstere. Ich behaupte, dass es eine gerechte, nicht bloß durch unsere Umgebung und Erziehung uns angebildete oder nur sentimentale Scheu ist, ich glaube, dass sie vielmehr auf einem tieferen psychologischen Grunde und auf nationaler Grundanschauung beruht.

Eine besondere Achtung und Verehrung des weiblichen Geschlechts ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit, ein Grundzug des deutschen Wesens. Schon in dem Worte Frau, das die Herrin und die Erfreuende zugleich bedeutet, drücken wir sie aus und die besondere Stellung, welche im Unterschiede von anderen Völkern die Deutschen ihren Frauen seit den ältesten und rohesten Zeiten bis in die Gegenwart hinein im Leben und in der Poesie, in der Familie wie in der Gesellschaft, im Recht wie in der Wirthschaft eingeräumt haben, zeigt sie in evidentem Masse.

Weil wir in ihnen zwar das völlig ebenbürtige aber feinere und zartere Gebilde erkennen, das die Natur für den rauhen Kampf des Lebens weniger geschaffen, weil wir ihnen den lichten Farbenschmuck, in den Poesie und Leben sie kleiden, nicht mit barbarischer Hand rauben wollen, haben wir Deutsche ihnen die friedliche, dem wilden rohen Kampf entzogene Stätte des Hauses und der Familie als Arbeitsstätte oder als ihren selbstständigen Wirkungskreis und in diesem die hervorragende Stellung überwiesen; weil wir ihnen die Harmonie des Daseins, zu der der Mann in seinem grösseren und schwereren Wirkungskreise selten gelangt, in einem höheren Grade ermöglichen wollen, haben wir ihnen unter dem Schirm des Hauses eine engere und begrenzte Domäne überlassen, und weil wir ihr Wesen zur reinen und höchsten Entfaltung bringen, weil wir ihnen die ebenbürtige Selbstständigkeit erhalten wollen, erklären wir uns auf das Entschiedenste gegen die Forderung der völligen Emancipation.

Für das wirthschaftliche Leben führten solche Anschauungen zu der Erscheinung, dass die deutschen Frauen, wenn und wo sie seit Beginn unserer Geschichte das Gebiet selbstständiger productiver wirthschaftlicher Thätigkeit betreten.

haben, es meist, ja bis zum Beginn der modernen Industrie stets unter dem Schirm des Hauses, unter dem Schutz der Familie und der Hauswirthschaft thaten.

Liegt nun wirklich ein tieferer psychologischer Grund und eine nationale Anschauung dem Gefühl zu Grunde, welches dem freien und isolirten Heraustreten der Frau auf den wirthschaftlichen Markt widerstrebt, so erklärt sich der berechtigte Conflict in unserer Seele, wenn andererseits die Noth gebieterisch sie in den Kampf hineintreibt und kategorisch ihre freie Theilnahme an demselben fordert.

Diesem Conflict, diesem Dilemma stehen wir glücklicherweise nicht rathlos gegenüber.

Es gibt eine Lösung, die beiden Forderungen Rechnung trägt, welche geeignet ist, die Gegenwart mit der Vergangenheit, die berechtigte Forderung der Sitte mit der absoluten des Rechts zu versöhnen.

Und diese Lösung bietet diejenige productive Wirthschaftsform, welche für so viele sociale Missstände der Gegenwart die Lösung anbahnen kann und wird — diese Lösung bringt die Genossenschaft.

Zu genossenschaftlicher Thätigkeit müssen sich die Frauen, die dem strengen Gesetz verfallen, in denjenigen Productionszweigen verbinden, in denen die Arbeit sie auf den grossen Markt des Lebens führt — und in der sittlichen Form der Genossenschaft haben sie wiedergefunden den Schirm und Schutz der Familie und des Hauses, den nationale Sitte und Anschauung für die einzelne in die Arena des wirthschaftlichen Kampfes hinabsteigende Frau verlangen.

Indem wir ihnen in der Form der Genossenschaft diese wirthschaftlichen Erwerbsquellen erschliessen, wird aber zugleich das Rechtsgefühl befriedigt und

versöhnt — das Rechtsgefühl, das sich empören muss, wenn Hunderttausenden aus sentimentaler Phantasterei oder aus Ignoranz das Unrecht der Persönlichkeit, das Recht auf Existenz versagt wird.

So fällt denn auch der letzte Einwand.

Die Aufgabe, welche in der Frauenfrage die Gesellschaft zu lösen hat, ist eine ernste und grosse. Die wirkliche Reform wird auch hier nur allmählig angebahnt werden. Denn langsam vollziehen sich die Culturfortschritte der Nationen. Aber der Sieg wird auch hier dem sittlichen Princip und der sittlichen Thatkraft nicht fehlen!

A n h a n g.

1) Ich erwähne nur beispielsweise die Resultate der Enquête, welche über die Arbeit der Frauen in den belgischen Kohlenbergwerken die königliche Academie zu Brüssel durch eine besondere Commission in den Jahren 1867 und 1868 veranstaltete, und über welche der Rapport sur l'enquête faite au nom de l'Académie royale de médecine de Belgique par la commission chargée d'étudier la question de l'emploi des femmes dans les travaux souterrains des mines, Brux. 1868 erschienen ist, nach Dr. Paul Kollmann, die belgische Enquête über die Arbeit der Frauen in den Kohlenwerken (in Engel, Zeitschrift des Königlich preussischen statistischen Bureau's, Jahrgang IX. S. 66 ff.):

„In der belgischen Kohlenindustrie, die sich besonders auf die drei Provinzen Namur, Lüttich und den Hennegau erstreckt, sind ein Viertel aller Arbeiter Frauen und Kinder.

Im Jahre 1867 waren darin im Ganzen 86,621 Personen beschäftigt und zwar 62,801 Männer, 7817 Frauen, 10,566 Knaben und 5437 Mädchen. Die Umstände, welche die Mitwirkung von verheiratheten, namentlich aber unverheiratheten Frauen, wie von Knaben und Mädchen veranlassen, sind weniger in den Eigenthümlichkeiten des Betriebs, welche die Erfüllungen leichterer Bedienungen erheischen, als in dem moralischen Elende zu suchen, in das die Kohlenbevölkerung allmählig gerathen ist. Der Mangel häuslichen Sinns, entsprungen aus einer unglaublich verwahrlosten Auferziehung der Kinder, die grenzenlose Sorglosigkeit für ihre Kleinen veranlassen die Eltern, dieselben schon so früh als möglich, d. h. mit dem 12. Jahre, in's Bergwerk zu schicken Frauen und Kinder fällt es vornämlich zu, die Pumpenwerke im Gange zu halten, die Kohlen in kleinen Wagen aus den Schachten fortzuschaffen, die ausgearbeiteten Spalten wieder mit Erde und Steinen zuzufüllen. Alle diese Arbeiten bringen mehr oder minder Gefahren für die Gesundheit mit sich. Theils bewirken dies durch Niederbröckeln von Erdschichten oder Stösse erhaltene Verwundungen, theils aber und ganz besonders die schädliche Temperatur und die andauernd gebückte Stellung. Letztere ruft eine sehr ungleiche Entwicklung der einzelnen Organe hervor. Brust und Schultern, die besonders angestrengt werden, bilden sich auf Kosten anderer, wie namentlich Rückensäule, Becken und Beine aus, die allerlei Verkrümmungen, Einengungen und andere bedenkliche Verunstaltungen erleiden. Die ganze Figur der Frauen bleibt unter der mittleren Grösse zurück; sie beginnen sich überhaupt erst spät zu entwickeln und erlangen ihre Reife kaum vor dem 17., 18., ja gar erst im 19. Jahre. Nach den Aussagen der Geburtshelfer und Hebammen sind bei den Frauen, die

in die Minen auf Arbeit gehen, schwere oder Fehlgeburten wie Abortirungen das Gewöhnliche. In einem Kohlenbezirke von 35—36,000 Seelen, unter denen 6—7000 Kohlenarbeiter leben, waren von 1855—1861 von 123 Entbindungen, die die Hülfe eines Chirurgen erforderten, 91 Zangengeburt; in 5 Fällen musste die unreife Frucht durch Zerschneidung (embryotomie) herausgebracht, in einem der Kaiserschnitt angewandt werden. Aber auch bei rechtzeitiger Entbindung ist die Zahl der Todtgeburten ausserordentlich.“

„Schlimmer aber noch als die Einflüsse auf die Gesundheit sind die, welche die Frau aus dem ganzen Leben und Treiben in den Minen und was damit im Zusammenhang steht, in sich aufnimmt. Da, wo die Frau auf Arbeit geht, gibt es keine Häuslichkeit; die Frau ist weder ihrem Manne Gattin, ihren Kindern Mutter, noch in ihrer Haushaltung Herrin. Ein Familienleben existirt nicht. Wenn die Arbeitszeit beendet ist, kehrt die Familie heim, um sich auf ihrem Stroh oder Bette auszuruhen. Jeder bemächtigt sich des ersten besten Platzes, den eben erst ein Anderer, der sie in der Arbeit abgelöst, verlassen hat. Irgendwelche Gêne legt sich Niemand auf, die Mutter, die Töchter entkleiden sich in Gegenwart des Vaters, der Brüder oder auch Fremder. Nach der Ruhe empfängt sie Niemand mit Erfrischung. Das Nothdürftigste wird hergerichtet, um dem Magen sein Recht zu gewähren. Es klingt auffallend, ist aber erwiesen, dass diese Frauen, die sich nie mit der Hauswirthschaft befasst, auch nichts als den täglichen Brei zu kochen verstehen. Nähen, Stopfen, Waschen haben sie nicht erlernt und die Folgen verbreiten sich über die ganze Häuslichkeit. Sie gehen in Schmutz und Lumpen. Dass solche Mütter nicht die Erziehung ihrer Kinder zu leiten verstehen, liegt auf der Hand. Von seiner Geburt an ist das Kind steten

Gefahren ausgesetzt. Es lebt auf beschränktem, von Kohlenqualm geschwängertem Raume mit einer Menge roher, schmutziger, fortwährend Tabak rauchender Menschen und doch ohne alle Aufsicht und Wartung. Geht die Mutter in die Minen, so wird der Säugling einem älteren Geschwister anvertraut und muss in dieser langen Zeit statt der gewohnten Brust mit einer wenig heilsamen Suppe fürlieb nehmen. Stösst dem Kleinen etwas zu, so müssen Kreuzesschläge, Geheimmittel und dergleichen helfen. Denn auch in dieser Beziehung sind die Mütter erschreckend vernachlässigt. Abergläubisch in höchstem Grade vertrauen sie das Leben ihres Kindes lieber jedem zweifelhaften Mittel als der Behandlung des Arztes an. So ist es denn kein Wunder, dass der Tod gewaltig unter den Kindern in den Kohlenfamilien aufräumt.

„Die Kinder, welche den leiblichen Gefahren, die sie von früh auf bedrohen, entronnen sind, gehen ebenso schweren sittlichen entgegen. Ohne Zucht und Sitte wachsen sie auf, böse Beispiele, die sie täglich vor Augen haben, machen sie für das Gemeine empfänglich; zur Arbeit werden sie nicht angehalten und zur Schule nur auf ein oder zwei Jahre gesandt, lediglich damit sie ihre erste Communion feiern und dann mit dem 12. Lebensjahre in die Bergwerke gehen können. Deshalb ist auch ihre Unwissenheit ohne Gleichen. Die Mädchen haben nicht einmal die einfachsten weiblichen Hand- und Haushaltungsarbeiten zu verrichten gelernt. Trotzdem mangelt es nicht an Gelegenheit zur Unterweisung. Elementarschulen sind in jeder Gemeinde, ausserdem in den Kohlendistricten noch alle möglichen sonstigen Bildungsanstalten, wie Bewahranstalten für kleine Kinder, Industrieschulen zur Erlernung der Handarbeiten für Mädchen, Abendschulen und dergleichen. Namentlich hat die bevölkerte Commune Seraing in dieser Hinsicht keine

Opfer gescheut. Doch obschon aller dieser Unterricht gratis ertheilt wird, sind sie doch nur sehr spärlich besucht. Die Kohlenarbeiter schicken eben ihre Kinder nicht dahin, da kein Gesetz sie dazu verpflichtet. In demselben Seraing mit all' seinen Bildungsanstalten für die unteren Bevölkerungsschichten hat der Berichterstatter im Laufe des Jahres 1867 117 Frauenzimmer, die seine Hülfe beanspruchten und in den Minen in Arbeit standen oder gestanden hatten, um ihre Schulkenntnisse befragt. 19 derselben konnten etwas schreiben, lesen und rechnen, 32 kaum lesen oder buchstabiren, 66 verstanden gar nichts.

„In solchem Zustande, ohne sittlichen Halt, werden Knaben und Mädchen mit dem 12. Jahre in die Minen geschickt. Hier müssen sie ohne Gnade dem Laster in die Arme fallen. Die freien Reden und Gesten, die ständige Berührung mit dem anderen Geschlecht macht alle Scham weichen. Wahrhaft entsetzliche Mittheilungen bringt hier der Bericht über die Demoralisation der Frauen und Mädchen. Das Concubinat steht in höchstem Flor. Dirnen, die noch nicht mannbar, haben sich schon allen geschlechtlichen Ausschweifungen hingegeben; es ist etwas sehr Seltenes, dass Mädchen über 14 Jahre noch keinen Liebhaber haben. Fast überall, namentlich in den Hauptorten wie Seraing, Charleroi, Gilly, Jemappes, Lüttich u. a. gehören die schmucksten unter ihnen den Werkführern an, die ihnen dafür überall durch die Finger sehen. Mit ihren Liebhabern, oft unerwachsenen Jungen, ziehen die Dirnen dann in ihrer oder seiner Eltern Haus, oder man nimmt sich eine eigene Wohnung, wenn's billiger kommt, on s'accouple, wie's die Volkssprache nennt, und dies ohne dass es auffällig bemerkt werden würde. Auf den gemeinsamen Heimwegen gehört es nicht zu den Seltenheiten, dass eine fille des fosses einen

Augenblick von dem Trupp abseits geht, um sich schamlos, fast unter den Augen ihrer Kameraden, den Ausschweifungen hinzugeben. In den zahlreichen cabarets der Kohlendistricts, wahren Höhlen der Prostitution, treiben sich die jungen Mädchen Nächte lang herum. Die unehelichen Geburten sind denn auch zahlreich im Gefolge.

„Die verheiratheten Frauen machen es nicht anders als die Mädchen. Zur Ehe schreiten diese erst, wenn sie demnächst ihre Niederkunft erwarten; bis dahin gehen sie noch auf die Arbeit und leben mit ihren Männern im Concubinat. Doch die Trauung kettet sie nicht; sie haben ihre Liebhaber, die mitunter gar mit dem Ehemann unter demselben Dache zubringen. Verheirathet oder nicht, das Leben ist dasselbe.

„Durch solche Liederlichkeit und die völlige Vernachlässigung der Hauswirthschaft treiben die Frauen die Männer in die Wirthshäuser, wo diese die ganze Freizeit verbringen und ihren reichlichen Lohn verzechen und verspielen, daher sie auch meist tief verschuldet sind.“

Wir in Deutschland sind gewohnt, wenn uns die Berichte aus englischen und belgischen Industriebezirken vorgelegt werden, mit pharisäischer Ueberhebung in den beruhigenden Traum uns einzuwiegen, dass Gottlob bei uns die Dinge doch nicht so schlimm seien. Es ist dagegen zu sagen, dass wir in Deutschland nicht wissen, wie die Verhältnisse thatsächlich sind. Wir können sie nicht wissen, weil in Deutschland die Staaten ihre Pflicht, diese Verhältnisse klar zu legen, bisher nicht erfüllt haben. Mag man auch immerhin nicht ohne Unrecht behaupten, dass in dem englischen Volksleben der egoistische Geist in einem stärkeren Masse über den sittlichen triumphire wie im deutschen Volksleben, so hat doch England den Muth gehabt,

die traurigen Folgen dieses Triumphes offen vor aller Welt zu bekennen, und erschreckt durch die Resultate der officiellen Enquêtes hat sich der Staat bemüht, wirklich Repräsentant der sittlichen Idee zu sein und Abhülfe zu schaffen. Wenn erst einmal in Deutschland die Regierungen uns das sichere und wahre Urtheil über die thatsächlichen Zustände durch ähnliche Enquêtes verschaffen werden, dann wird auch bei uns — darauf deuten sporadische Berichte, die wir über einzelne Gegenden und einzelne Productionszweige haben — die optimistische Schönrednerei in ihrer Unwahrheit erwiesen werden und jener falsche pharisäische Hochmuth schwinden.

2) Der Lohn für diese Arbeit ist schon deshalb ein sehr niedriger, weil ein grosser Theil der hier concurrirenden Arbeiterklasse nicht ausschliesslich aus ihrer Arbeit ein Einkommen bezieht, sondern einen Theil ihrer Bedürfnisse aus anderweitigem Einkommen (Pensionen, Rente eines kleinen Vermögens, Erwerb durch Prostitution etc.) befriedigt. Der Lohn (die Arbeitsrente) erreicht hier nicht einmal die Höhe des durchschnittlichen Classenbedarfs. Um so trauriger ist deshalb auch die Lage derer, die ohne solchen Nebenerwerb nur auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen sind. Diese Causalzusammenhänge erklären die grauererregenden Thatsachen, welche die officiellen Enquêtes über die Verhältnisse der Nähterinnen und Schneiderinnen in England ergeben haben.

3) Die Errichtung von Fachschulen für Frauen wurde auf der Allgemeinen Frauen-Conferenz, welche am 5. und 6. November 1869 zu Berlin stattfand und über die ein stenographischer Bericht erschienen ist (die Berliner Frauen-Vereins-Conferenz am 5. und 6. November 1869, Berlin 1869), ausführlich berathen. S. Ber. S. 46—72.

Die Resolution des ersten Referenten (Director Dr. Nöggerath) lautete:

1. Die Aufgabe der Gewerbeschulen für Mädchen besteht in der Heranbildung des weiblichen Geschlechts zur Arbeit auf dem Gebiete des Hauses, der Gewerbe, des Verkehrs und der Kunst-Industrie.

2. Diese Aufgabe ist nur lösbar durch systematisch geordneten Unterricht in auf einander folgenden festen Lehrcursen.

3. Es ist Pflicht der Communalbehörden, durch Errichtung und Förderung von Gewerbeschulen für Mädchen auch dem gebildeten Theile des weiblichen Geschlechts Gelegenheit zur Ausbildung seiner Arbeitskraft zu gewähren.

Der zweite Referent, Prof. Dr. Emminghaus, begründete folgende weitere Resolution:

1. Da den Frauen der Zutritt zu allen Berufsgruppen zu eröffnen ist, muss ihnen auch Gelegenheit zur Vorbereitung für alle verschafft werden.

2. Schon die Elementarschule kann durch die Einführung des Handarbeitsunterrichtes fachlich vorbereitend wirken.

3. Für weibliche Personen, welche alsbald nach Absolvierung des Elementarunterrichtes in einen bestimmten Erwerbsberuf eintreten müssen, sind Fortbildungsschulen mit der Tendenz, theils den Elementarunterricht fortzusetzen, theils die Schülerinnen je für die verschiedenen Berufsgruppen tüchtig zu machen, einzurichten. Dieselben müssen auf dem Lande anders als in der Stadt eingerichtet, und hier, den verschiedenen fachlichen Bedürfnissen entsprechend, in verschiedene Classen abgetheilt sein.

4. Für weibliche Personen, welche sich zum selbstständigen Kleinbetrieb oder für Gehülfenstellungen beim Grossbetriebe der Landwirthschaft, des Handels, eines indu-

striellen oder eines Verkehrsgewerbes ausbilden wollen, bedarf es der Fach-Mittelschulen, welche zwar die allgemeine menschliche Erziehung nicht vernachlässigen dürfen, aber der zweckmässigen Vorbereitung für das Fach das Hauptaugenmerk zuwenden müssen und an denen für jede zu berücksichtigende Gruppe von Gewerben eine besondere Abtheilung zu errichten ist.

5. Für weibliche Personen, welchen die Mittel zu einer gründlicheren und umfassenderen Vorbildung für irgendwelchen künftigen Beruf zu Gebote stehen, oder welche sich einem wissenschaftlichen Berufe zuwenden wollen, müssen Gelehrtschulen oder Hochschulen begründet werden. Bei der Errichtung der ersteren ist als Zweck die formale und materiale Vorbereitung für das selbstständige wissenschaftliche Studium in's Auge zu fassen. Die letzteren brauchen vorerst nur für die einzelnen Zweige des Studiums eingerichtet zu sein. Wo die Errichtung selbstständiger solcher Hochschulen nicht zu ermöglichen ist, muss die Einrichtung besonderer Frauencurse an bestehenden Hochschulen angestrebt werden.

6. Mit den Anstalten sub 4 und 5 empfiehlt es sich, convictähnliche Einrichtungen — besonders für ortsfremde Schülerinnen — zu verbinden.

Die Resolution des ersten Referenten wurde discutirt und angenommen, ebenso der erste Satz der zweiten Resolution. Die Discussion der folgenden Sätze derselben und die Beschlussfassung musste wegen Mangel an Zeit vertagt werden.

4) Die meisten Untersuchungen stimmen darin überein, dass das Arbeitsgebiet der Frauen ein solches sein müsse, für das es nicht so sehr auf die Fähigkeit zu abstrakten Denkopoperationen und zu neuen selbstschöpferischen Leistungen,

als auf practische Fertigkeit, practisches Geschick und kunstsinnige, sorgfältige, zuverlässige Ausführung des Einzelnen ankomme. (Lette, Denkschrift über die Erwerbsquellen etc., Arbeiterfreund, Jahrgang 1865, S. 358 ff.) Der Aufsatz, „die für das weibliche Geschlecht sich eignenden Erwerbsbeschäftigungen“ (Arbeiterfreund, Jahrgang 1865, S. 419 ff.) scheidet die Erwerbsarten überhaupt

1. in solche, zu denen wenig oder gar kein materielles Capital (Betriebsfond), ebenso wenig höhere Bildung und weder handwerksmässig erlernte, noch höhere technische Fertigkeit erforderlich ist (Erwerbsarten für den untern Arbeiterstand);

2. in solche, zu deren Betrieb mehr oder weniger materielles Capital und ausserdem neben genossener Volksschulbildung handwerksmässig erlernte Fertigkeit gehört; Handwerk und Klein-Industrie (Erwerbsarten für den Mittelstand);

3. in solche, in denen das persönliche Capital (höhere Bildung, technische und künstlerische Fertigkeit) an Stelle des materiellen Capitals werbend auftritt (Erwerbsarten für die mittleren und höheren Stände).

In der ersten Classe finden sich allerdings auch Frauenarbeiten, aber nicht solche, die für den hier in Betracht kommenden Theil des weiblichen Geschlechts vorgeschlagen werden könnten. Es sind entweder solche, in denen vorzugsweise physische Kraft und leicht zu erwerbende mechanische Fertigkeit productiv ist (Tagelohn- und Dienstbotenarbeit in Städten und auf dem Lande, Fabrik- und Handarbeit, Boten- und Eisenbahnwärterdienste etc.), oder solche, in denen der rohe Kraftaufwand zurücktritt gegen den Vortheil besserer Erziehung und Schulbildung, auch schon ein höheres Mass technischer Fertigkeit nöthig ist

(Nähen, Stricken, einfaches Sticken, Krankenpflege, Waschen, Plätten, Kochen, Arbeit der Wirthschafterinnen, Kellnerinnen, Ladenmädchen in kleineren Geschäften, Sortirerinnen, Abschreiben, Copiren etc.).

Aus der zweiten Classe dagegen hebt der Artikel als hier besonders zu empfehlende und zu gewinnende hervor: die Putzmacherei, ferner die Gewerbe der Bäcker, Bandagenmacher, Barbieri und Friseure, Blumen-, Blumenzeug- und Putzfedernfabrikanten, Buchbinder, Buchdrucker resp. Schriftsetzer, Bürstenfabrikanten, Conditoren und Pfefferküchler, Corsettfabrikanten, Damenschneider, Decorateurs, Edelstein- und Glasschleifer, Glaser und Glasschneider, Garderobefabrikanten, Goldborten- und Goldleistenverfertiger, Graveure, Gürtler, Gummiwaaren- und Halsbindenfabrikanten, Handschuhmacher, Heilgehülfen, Hutmacher, Knopffabrikanten, Korbwaarenverfertiger, Lackirer und Polirer, Mode- resp. Putz- und Weisswaarenfabrikanten, Mützenmacher, Papier-, Papp- und Portefeuillearbeiter, Perrückenmacher, Posamentirer, Puppenfabrikanten, Sattler, Riemer und Taschenmacher, Scheerenschleifer, Schirmmacher, Schneider, Schönfärber, Schuh-, Pantoffel-, Schäfte- und Vorschuhfabrikanten, Seiler, Siebmacher, Nadler und Metallweber, Spitzenklöppler, Stickereizeichner und Stickmusterfabrikanten, Strohhutflechter, Strumpfwaarenfabrikanten, Stuhlflechter und Stuhlrohrfabrikanten, Vergolder, Uhrmacher, Weber, Wirker, Wurstfabrikanten.

Die dritte Classe scheidet der Verfasser, soweit Frauen die einschlagenden Arbeiten auch verrichten können, in drei Abtheilungen:

In der ersten ist entweder wissenschaftliche oder künstlerische Bildung oder auch Beides und ausserdem pädagogische Befähigung erforderlich. Hierhin gehören die schon

von den Frauen vielfach ergriffenen aber bereits überfüllten Erwerbsarten der Gouvernanten, Erzieherinnen und Lehrerinnen (für Elementarfächer, fremde Sprachen, Musik, Gesang, Zeichnen, Nähen, Sticken, Hauswirthschaft etc.).

In der zweiten bedarf es mehr oder minder wissenschaftlicher Bildung und zugleich technischer Fertigkeit. Dahin gehören:

a. auf dem Gebiete der Heilkunde: die ärztlichen und wundärztlichen Verrichtungen der Frauen-, Wund- und Zahnärzte, der Geburtshelfer resp. Hebammen, der Heilgehülfen u. s. w.;

b. auf dem Gebiete der Technik: Anfertigung von chemischen, chirurgischen, mikroskopischen und optischen Apparaten, von Photographien, Farben, Parfümerien, Essenzen u. s. w.;

c. auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs: Buchhaltung, Correspondenz, Cassenführung, Waarenverkauf (in Geschäften mit vielem Fremdenverkehr und mehr vornehmer Kundschaft), ferner Telegraphie, Eisenbahn- und Postdienst.

Die dritte Abtheilung verlangt neben allgemeiner Bildung vor Allem künstlerische Befähigung und künstlerische Fertigkeit. Sie umfasst die Arbeiten: Malerei, Illuminiren, Musterzeichnen, Lithographiren, Bildhauerei, Schnitzerei, Holzschneiderei, Kupferstechen, Anfertigung von Gypsmodellen, Tonkunst, Schauspielkunst u. a.

Vgl. auch Daul, die Frauenarbeit oder der Kreis ihrer Erwerbsfähigkeit. Altona 1867—1868.

5) Die Arbeitsnachweisungsanstalten bildeten den zweiten Gegenstand der Berathungen der Allgemeinen Frauen-Conferenz zu Berlin. Die Referentin, Jenny Hirsch, begründete folgende einstimmig angenommenen Sätze:

1. Die Einrichtung von Arbeitsnachweisungsanstalten ist Frauen-Erwerb-Vereinen zu empfehlen.

2. Es empfiehlt sich, an die Spitze derselben eine besoldete, dem Vorstande oder einem dazu erwählten Comité verantwortliche Kraft zu setzen.

3. Es empfiehlt sich, die Leistungen des Arbeitsnachweisungsbüreau's von den Arbeitgebern wie Arbeitnehmern in einer mässigen Weise bezahlen zu lassen.

4. Zur bessern Wirkung ist wünschenswerth ein regelmässiger Verkehr der verschiedenen Anstalten

a. durch den persönlichen Verkehr der Vorsteherinnen an demselben Orte,

b. durch regelmässige Correspondenz, verbunden mit gegenseitiger Zusendung ihrer Listen von Arbeitgebern und Arbeitnehmerinnen,

c. durch Gründung eines gemeinschaftlichen Correspondenzblattes aller Frauen-Erwerb- und Frauen-Bildungs-Vereine, welches diese Listen gleichfalls veröffentlicht.

Vergl. die Verhandlungen. Stenogr. Ber. S. 32—45.

Eine

Wanderung nach Troja.



VORTRAG

von

Dr. H. Gelzer,

Docent an der Universität Basel.



BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Benno Schwabe.)

1873.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Eines der bekanntesten Blätter Deutschlands brachte vor einiger Zeit Nachrichten über die Lebensgeschichte Heinrich Schliemanns, jenes bekannten Philhellenen, welcher durch seine unausgesetzten Nachgrabungen die Stätte des alten Ilion glaubt gefunden zu haben. Schon in seinen frühesten Knabenjahren, so lasen wir dort, versetzten die Erzählungen seines Vaters von den Thaten der Helden vor Troja und den Irrfahrten des Odysseus sein jugendliches Gemüth in die grösste Begeisterung. Von da an war seine heisseste Sehnsucht den Schauplatz dieser Gesänge selbst zu sehen, und nachdem er sich durch eisernen Fleiss und glückliche Unternehmungen einen beinahe fürstlichen Reichthum erworben hatte, sah er sich endlich im vorgerückten Alter am Ziel seiner Wünsche, indem er nun mit Aufwendung grossartiger Mittel seine Untersuchungen über die Stadt Priamos' und Hektors beginnen konnte. Jene Begeisterung für Homer, jene Sehnsucht, den Schauplatz seiner Helden zu sehen, haben wohl schon Unzählige getheilt, welche als Lehrer oder als Schüler die Dichtungen des blinden Sängers gelesen haben. Wenigen wird die Gunst zu Theil diese Sehnsucht in Erfüllung gehen zu sehen. Dass auch mir dieses Glück zu Theil wurde, verdanke ich der Einladung eines meiner academischen Lehrer, Professor Ernst Curtius in Berlin, der in den Herbstferien des vorigen Jahres die Küsten Kleinasiens und Athen zu besuchen gedachte.

Unser Weg ging über Wien und Pest, die beiden Haupt-

städte des nunmehr zweigetheilten Oesterreichs. Pest feierte gerade mit rauschender Pracht den Tag seines Nationalheiligen Stephan. Eine Fahrt von wenigen Stunden versetzte uns aus dem Festjubiläum und dem lauten Getümmel der hauptstädtischen Menge in die Oede der weiten Pusta und an die menschenleeren Ufer der majestätischen Donau. Durch die Stromschnellen des eisernen Thores, vorbei an Trajans Brücke und den Donaufestungen, erreichten wir den türkischen Boden, und bald führte uns das Dampfboot über den ungastlichen Pontus und durch den malerischen, starkbevölkerten Bosphorus nach der türkischen Hauptstadt. Stamboul, das Centrum mohammedanischer Machtfülle, wie sehr hat es seinen Character eingebüsst! Es ist aus einer türkischen Stadt eine vollkommen kosmopolitische Weltstadt geworden. Im Gewoge seiner Bewohner fällt dem Türken nicht mehr die hervorragende Rolle zu.

Nach einwöchentlichem Aufenthalte verliessen wir die jüngste Hauptstadt des Römerreichs, um dessen sagenhafte Urheimath, Troja, zu besuchen. An einem warmen Sommerabend schifften wir uns in dem von Fahrzeugen aller Nationen angefüllten Hafen von Galata ein, und als es Morgen geworden, durchfurchte das Schiff schon den „starkfluthenden Hellespont“. Während seine Wogen, in das tiefste Blau getaucht, einen unbeschreiblichen Zauber auf den Beschauer ausüben, haben seine Ufer noch keineswegs die edlen und gefälligen Formen der hellenischen Landschaft. Die einförmigen langgestreckten Bergrücken der thrakischen Halbinsel erinnern uns, dass wir das nordische Thrake, die Heimath des Boreas, noch immer nicht verlassen haben. Das asiatische Ufer ist weniger arm und kahl; weite Fluren laden da zum Anbau oder zur Weide zahlreicher Heerden ein, während bewaldete Berghöhen den Hintergrund bilden.

An der Stelle, wo die Meerstrasse am meisten sich verengt, liegen die beiden berühmten Dardanellenschlösser. Dies ist eine der schicksalsvollsten Stätten hellenisch-orientalischer Geschichte. Dort lagen im Alterthum Sestos und Abydos, gefeiert durch die Sagen über Leanders und Heros Liebe. Wer diese Städte und Byzanz beherrschte, besass den freien Zugang zum schwarzen Meere. Die leitenden Staatsmänner des attischen Küsten- und Inselreichs hatten die Wichtigkeit dieser Seeburgen für ihre Hauptstadt begriffen. Darum wurde auch Sestos zu einem Hauptwaffenplatze der Athener erhoben,¹⁾ und hier stationirte die Kriegsflotte, welche die Getreidetransporte aus Scythien, dem heutigen Südrussland, schützte. Und fast zwei Jahrtausende später, wo Athens Glanz einer fernen Vergangenheit angehörte, erkannte Sultan Mohamed, der siegreiche Nachfolger des grossen Propheten, mit klarem Blicke in dieser Meerenge ein Bollwerk zum Schirm Constantinopels, seiner neu erworbenen Hauptstadt. Auf der Landseite schützte sie zwar die gewaltige, dreifache Mauer der alten Kaiser. Feste Schlösser, an der engsten Stelle des Bosporus erbaut, vertheidigten die Metropole des Türkenreichs gegen einen Angriff von der Nordseite, vom schwarzen Meere her.

Aber es galt vor allem den rührigsten und furchtbarsten Feinden des Osmanenreiches, den Flotten der Venetianer, den Zugang zur Hauptstadt zu versperren. Darum schloss er den Hellespont durch die auf beiden Ufern erbauten Burgen ab. Ihre Kanonenschlünde sollten von nun an jedem fremden Schiffe die Durchfahrt verbieten. Aber auch diese Zeit osmanischer Macht liegt um Jahrhunderte hinter uns. Die Schlösser gehen ihrem vollständigen Verfall

¹⁾ Thucydides VIII, 62.

entgegen; Gras wächst in den weiten Höfen, und die eingestürzten Mauerstellen werden nicht mehr ausgebessert. Nur die plumpen weissen Rundthürme stehen noch unverehrt da, ein Sinnbild der brutalen Gewalt, welche so lange in diesen Ländern geschaltet und ihre Blüthe geknickt hat.

Chanak Kalessih, das asiatische Schloss, wo wir an's Land stiegen, liegt vollkommen flach, während das europäische Castell an den Berg hinangebaut ist. Nördlich vom Schlosse erstrecken sich die engen und winklichten Strassen dieser, gleich allen Türkenstädten, von einer wahren Musterkarte orientalischer wie europäischer Nationen bewohnten Stadt. Viel Gewerbfleiss herrscht daselbst. Die in den dortigen Werkstätten gebrannten Topfwaaren gehen durch ganz Kleinasien. In diesem regsamen Hafenplatze hielten wir uns einen halben Tag auf, um den amerikanischen Consul, Franc Calvert, aufzusuchen, dessen Name in der gelehrten Welt rühmlichst bekannt ist durch seine antiquarischen Forschungen über die trojanische Ebene. Auf eigne Kosten hat er an mehreren Orten Ausgrabungen veranstaltet und besitzt die reichste Sammlung von Alterthümern aus den troischen Landschaften. Die persönlichen Mittheilungen eines so gründlich unterrichteten Mannes waren für unser Vorhaben von grossem Werthe. Durch die Vermittlung eines sehr mittheilsamen Malthesers, welcher sich uns gern als Begleiter nach Troja angeschlossen hätte, erhielten wir ein Boot. Sobald der Mast aufgesetzt und das dreieckige Segel entfaltet war, flog die Barke, von günstigem Winde getrieben, pfeilschnell durch den schäumenden Hellespont. Ein alter Türke mit lang herabfliessendem Barte, um das Haupt den grünen Turban geschlungen, sass unbeweglich am Steuer, eine überaus schöne und imponirende Erscheinung, aus dem

der ganze Stolz seiner Abstammung hervorleuchtete. Nach zweistündiger Fahrt sahen wir das Ziel unsrer Wanderung, das Schloss von Kum Kaleh, vor uns. Kum Kaleh liegt am äussersten Ende des Hellesponts. Vor uns öffnete sich — ein hinreissender Anblick — die weite Bläue des ägäischen Meeres. Schon stiegen aus ihm die hellenischen Inseln auf. Langgestreckt und in dunkler Färbung Imbros, Athens Tochterstadt, und kühn emporstrebend der majestätische Fels von Samothrake, Poseidons hohe Warte, ein ausgezeichnete Standort für den Gott; denn von allen Punkten der Ebene ist die gewaltige Felswand der heiligen Insel sichtbar. Eine heilige Insel blieb Samothrake auch noch in historischer Zeit. Als Mittelpunkt der kabirischen Mysterien wurde es ein vielbesuchter Wallfahrtsort, wo jährlich grosse Schaaren von Pilgrimen zusammenströmten.

Hinterliess Samothrake den vollen Eindruck einer weit herrschenden Götterburg, so entsprach dagegen der Anblick des Ida, der vor uns nach Süden die Ebene abschliesst, keineswegs den hochgespannten Erwartungen. Hinter mässigen Vorbergen erheben sich die dunkeln Umrisse der höchsten Spitze, von wo der Allwalter Zeus bei Homer das Schlachtfeld überblickte.

Bald fuhr unser Kahn auf dem Sande des flachen Gestades auf. Zur linken hatten wir den langgezogenen Bergrücken des Rhöteums, wo des grossen Ajax Gebeine ruhen, zur rechten das Vorgebirge Sigeum, den äussersten Punkt am Gestade des Hellespontes. Wir alle freuten uns an derselben Stelle Troja's Gefilde zu betreten, wo einst die Danaer und Myrmidonen ihre Schiffe an's Land gezogen hatten, und dieser Stimmung gaben wir uns unbefangen hin trotz den Ergebnissen der Naturforschung, welche uns belehrt, dass diese ganze Küstenbildung moderne Anschwem-

mung des Skamandros ist, der hier seine mit dem Simois vereinigten Wogen dem Meere zutreibt.

Kum Kaleh, das Sandschloss, ist ein ärmliches, blos von Türken bewohntes Dorf, mit einem, dem Einsturze nahen, ganz vernachlässigten Castell, einem sprechenden Bilde des herabgekommenen und verlebten Osmanenstaates. Nach Verabschiedung unsrer Schiffer schlugen wir, da im Sandschloss an kein Unterkommen zu denken war, den Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Jenisher ein. Auf der Felsspitze von Cap Sigeum selbst gelegen, ist das Dorf schon weithin sichtbar durch die neun mit Segeltuch bespannten Windmühlen, welche die allen Winden preisgegebene Felsklippe vor dem Dorfe zieren. Der Weg führt über Stoppelfelder und Weiden, wo Büffel grasten, unmittelbar an den Grabhügeln des Achilleus und des Patroklos vorbei.

Diese Hügelgräber sind die ersten Zeugen einer längst entschwundenen Vorzeit. Ueberall in Kleinasien, bei Pergamum, wie in der lydischen Hermosebene, bei der alten Veste des Tantalus, wie in Troja's Gefilde begegnen wir diesen von Menschenhänden aufgeschütteten, kegelförmigen Erdhügeln, Gräbern uralter Königsgeschlechter, zum Theil einer Periode angehörend, welche für den homerischen Sänger schon graue Urzeit war. Schon im Alterthum staunte man über diese Werke der Vorzeit. Wie Aristoteles Agamemnons Grab zu Mykene preist,¹⁾ so spricht der Dichter Hipponax, ein Zeitgenosse des Cyrus, zum Wanderer: „Durch Lydien eile vorüber an dem Erdmale des Alyattes und an dem Grabsteine des Gyges.“²⁾

Die Form dieser Grabmäler war grossartig und ein-

¹⁾ Bergk Anthol. Aristoteles 5, 1. 2.

²⁾ Bergk Anthol. Hipponax fr. 15.

fach. In der Mitte befand sich gewöhnlich die aus mächtigen Steinen in dicht geschlossener Ordnung gefügte Grabkammer. Rings herum wurde sodann in kreisrunder Fläche die Erde aufgeschüttet und zum pyramidenähnlichen Denkmal emporgethürmt. Der äussere Umkreis wurde bisweilen noch durch eine Steinmauer zusammengehalten. Eine, oft mehrere Säulen krönten die Spitze. So verbirgt sich Paris hinter der Säule auf dem männerbereiteten Grabmal des Ilos, als er den Diomedes verwundet.¹⁾ Habgier und wissenschaftlicher Forschungstrieb haben oft — schon in römischer Zeit — ihr Inneres geöffnet und die Schätze geraubt. Nur die äussere Form ist geblieben, um bis in die spätesten Zeiten Zeugnis abzulegen für die Thaten der Urbewohner.

Warum nun hat man die beiden Strandgräber gerade nach Achill und seinem Freunde benannt. Bei der Leichenfeier des Patroklos erzählt Homer,²⁾ dass Achilleus sich und dem Freunde das ragende Grab am Meerstrand auserkoren habe. Noch genauer beschreibt die Lage des Denkmals der Dichter,³⁾ welcher die letzten Gesänge der Odyssee verfasst hat. Dort preist der im Schattenreich weilende Agamemnon schwermuthsvoll den Peliden glücklich ob seines Falles vor Ilion. Dort haben die Freunde sein Gebein gesammelt und vermischt mit dem des Patroklos in goldner Urne bestattet.

„Drüber sodann“, fährt er fort, „ein grosses bewundernswürdiges Grabmal

„Häuften wir heiliges Heer der Danaer, fertig im Speerwurf,

¹⁾ Ilias XI, 371.

²⁾ Ilias XXIII, 125, 126.

³⁾ Odyssee XXIV, 80 ff.

„Am vorlaufenden Strande des weiten Hellespontos,
„Dass es fern sichtbar aus der Meerfluth wäre den Männern,
„Allen, die jetzt mitleben und die sein werden in Zukunft.“

Es ist kein Zweifel, dass schon die aeolischen Griechen, welche unter Fürsten aus Agamemnons und Achilleus Geschlecht im neunten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung diese Küstenstriche colonisirten, den hochragenden Grabhügel am Strande des Hellespontes für das Mal ihres früh dahingeschiedenen Fürsten erklärten.

Der homerische Sänger,¹⁾ wie es scheint, kennt nur ein Grabmal für Achilleus und Patroklos, während die spätern Griechen²⁾ und die neuern Reisenden von den beiden Grabhügeln am Sigeion das grosse, weithin sichtbare, dem Achilleus, das kleine, mehr im Lande gelegene, dem Patroklos zuweisen.

Durch alle Zeit wurden diesem Heldengrab auszeichnende Ehren zu Theil. Alexander³⁾ liess mitten auf dem Hellespont dem Poseidon einen Stier schlachten, und goss den Nereiden ein Trankopfer aus goldner Schaale in's Meer. In voller Rüstung sprang er vom Schiff an's Land und errichtete dem Zeus, der Athena und dem Herakles Altäre. Während sein Freund Hephästion Patroklos Grab schmückte, bekränzte er den Hügel des Achilleus und pries, wie erzählt wird, den Heldenjüngling glücklich, dass er einen Homeros als Herold seiner Thaten für die zukünftigen Geschlechter gefunden habe.

Bald hatten wir das Vorgebirge erreicht, dessen Absturz jetzt die neun Windmühlen krönen. Da, wo einst, aus den Trümmern von Ilion erbaut, das Heiligthum der

¹⁾ und so noch Aristoteles.

²⁾ Strabo XIII, pg. 596.

³⁾ Arrian. Anab. Alex. I, 11, 7.

sigeischen Athena sich erhoben hatte, liegt jetzt das fast nur von Griechen bewohnte Jenisher, deshalb auch Giaurkioe, Dorf der Ungläubigen, benannt. Jenisher, das auf seiner hohen Warte nach dem Hellespont, wie nach dem weiten Inselmeer ausschaut, ist ein wahres Felsen nest. Niedrige, aus Stein gebaute Häuser mit flachen Dächern drängen sich auf der Höhe zusammen, wo einst Sigeum gestanden, eine Colonie der Lesbier. Die Athener, welche nach Seeherrschaft und demgemäss nach einem festen Punkte im Hellespont trachteten, führten schon Krieg um diese Stadt im Zeitalter der sieben Weisen. Pisistratus gewann sie, und als seine Söhne die Herrschaft verloren, zogen sie sich nach Sigeum als ihrem Familiensitze zurück.

Ein Denkmal dieser Zeit ist noch erhalten, der berühmte sigeische Stein, das Weihgeschenk eines Bürgers der Nachbarstadt Prokonnesos. Bekanntlich sind die Zweifel des berühmten Hellenisten Boeckh an der Echtheit dieses merkwürdigen Denkmals von der neuesten Forschung längst aufgegeben. Lord Elgin brachte die Säule, deren Inschrift in alterthümlicher Weise abwechselnd von der linken zur rechten und umgekehrt geschrieben ist, nach England und beraubte so die armen Neu hellenen eines für sie unschätzbaren Talismans. Der Stein galt nämlich den griechischen Priestern, welche ihn in der Ortskirche aufgestellt hatten, als Heilmittel gegen Fieber. Der Kranke wurde darauf gesetzt, über ihm eine Stelle der heiligen Schrift gelesen und nun wurde ihm aufgetragen gesund zu sein.

Der Papas von Jenisher sollte, wie man uns berichtet hatte, zugleich Fremdenwirth sein. Als wir nach einigen Irrgängen den freundlichen Mann gefunden, entschuldigte er sich mit der Unmöglichkeit, uns zu beherbergen. Das für uns bestimmte Gemach war angefüllt mit Karpousia,

den grossen, grünen Wassermelonen, den bescheidenen Gaben seiner geistlichen Pflegebefohlenen. Er selbst machte den Führer zum nahen Khan, wo der Wirth und sein ältester Sohn durch echt hellenische Liebenswürdigkeit uns den Aufenthalt in dieser etwas primitiven Stätte möglichst angenehm zu machen suchten. Als Schlafgemach wurde uns ein sehr luftiger, fensterloser Bretterverschlag angewiesen. Auf unsre Decken ausgestreckt, durften wir um so weniger uns beklagen, als wir sahen, wie das gesammte, dreizehn Köpfe starke Wirthschaftspersonal durch uns seiner Schlafstätte beraubt ward und sich in das kleine, kaum fünf Schritte messende Nebengemach drängte.

Auf sechs Uhr Morgens hatten wir die Pferde bestellt, und um sieben Uhr erklärte uns der Pferdetreiber kategorisch, da es Sonntag sei, wolle er erst noch in die Messe. Als bald entschlossen wir uns zu Fuss Troja's Blachfeld zu durchmessen. Bereitwillig stellte uns der Wirth für unser geringes Gepäck seinen Esel zur Verfügung, und fort ging es nach dem heiligen Ilion.

Die troische Ebene, nach Norden vom Meere bespült, wird im Osten und Westen durch niedrige Hügelreihen begrenzt, die vom Ida ihren Ursprung nehmend, sehr allmählig in sie abfallen; nur im Süden erheben sich die Vorberge zu grössern Massen, um in die mässige Spitze des Ida auszulaufen. In der Mitte liegt die weite Ebene, der Schauplatz so langer Kämpfe. Des Eindrucks einer gewissen Einförmigkeit konnten wir uns nicht erwehren, zumal wir das sonst so fruchtbare und reiche Gefilde durch den glühenden Strahl der Hochsommersonne vollständig verdorrt sahen.

Kein Baum war weithin sichtbar, ausser am Flussufer; denn mitten durch schlängelt sich der tiefstrudelnde, schön-

fließende Skamandros mit seinen Nebenflüssen und Nebenbächen, zur Sommerzeit ein ruhig dahinfließendes Gewässer, unsrer Birs vergleichbar, im Winter ein gewaltiger Strom, der weithin die Ebene mit seinen Fluthen überdeckt. Selbst der schnellfüßige Achill wurde von seinem Wogenschwall überrascht und nur durch göttliche Hülfe gerettet, als die Wellen des himmelentsprossenen Stromes ihm hoch die Schultern umspülten. An seinen Ufern herrscht fröhliches Leben; mit einem grünen Kranze von Weiden, Tamarisken, Pappeln sind sie besetzt und ringsherum liegen sorgfältig bewässerte Wiesen und Melonengärten, Mais- und Gerstenfelder. Dieses frische, vom Strom genährte Leben sticht anmuthig ab gegen die steppenartige Oede der übrigen Fläche.

Allmählig wurde ein weisser Punkt deutlich, der zwischen den niedrigsten Hügelreihen der ersten Vorberge hervorschaute. Bald erkannten wir das Minareth, den schlanken, hohen Thurm des Bethauses von Bunarbaschi, des türkischen Dorfes, das an der Stelle des alten Troja liegt. Zwei sanfte Anhöhen verbergen das Dorf lange dem Blicke des Wanderers, und erst in unmittelbarer Nähe werden die elenden Lehmhütten der türkischen Bauern sichtbar. Unmittelbar vor demselben erhebt sich ein mässiger, künstlich aufgeschütteter Grabhügel. Es ist das Grab der sprunggeübten Amazone Myrina, bei dem sich die Schaaren der Troer und ihrer Bundesgenossen zu sammeln pflegten.¹⁾ Südwestlich vom Dorfe ragt mitten aus der Ebene, überall sichtbar, auch dem Schiffer des ägäischen Meeres leicht kenntlich, das gewaltigste aller Hügelgräber empor, der 284 Fuss hohe Udjektepe, das Grab des Ungläubigen, nach

¹⁾ Ilias II, 811 ff.

der Redeweise unsres Volkes, das Heidengrab. Homer nennt ihn das Grab des altersgrauen Aesyetes.¹⁾ Von dort spähte Polites, der Königssohn, ob das Volk der Achäer vom Gestade heranstürze. Dieses Denkmal ist so recht geeignet zu einer Warte für die Trojaner, von wo aus jede Bewegung im hellenischen Lager augenblicklich in die Königsburg konnte berichtet werden.

Zugleich mit uns langte von Eski Stamboul, der alten Alexandria Troas, eine Kameelskarawane an, deren Führer, ein herkulischer Neger, in der malerisch bunten Tracht des Südländers prangte.

Turans und Aethiopiens Söhne herrschen jetzt, wo einst ein Ursitz echt hellenischer Cultur gelegen. Nirgends so sehr, als in dem einst so reichen und blühenden, jetzt aber völlig zu Grunde gerichteten Kleinasien drängt sich unserem Nachdenken der ungeheure Rückschritt auf, welchen die Weltgeschichte seit der Erstarkung des orientalischen Selbstbewusstseins und der Entstehung des Islam gemacht hat. Beginnend mit den Zügen der Partherkönige und der Sassaniden hat diese rückläufige Bewegung als Mohammedanismus die Fluthen ihrer Brandung bis in die geheiligten Hallen der Sophienkirche und bis in die Burg von Ofen geschleudert, alles Leben ertödtend unter dem bleichen Glanze des Halbmondes.

Doch kehren wir in die Gegenwart zurück. Ländlich idyllisch liegt das Dorf in einer überaus wasserreichen Gegend. Ausser dem Skamandros, welcher sich unfern dem Dorfe durch das Thal windet, belebt diese Berghänge ein anderes Gewässer, welches Mühlen treibt und durch einen künstlichen Canal westwärts dem Meere zuströmt. Quellen

¹⁾ Ilias II, 793.

in grosser Zahl rieseln aus dem Boden hervor; daher auch der Ort den Namen Quellhaupt Bunarbaschi und 40 Brunnen Kirka Gioes erhalten hat. Platanen, Weiden und Oelbäume prangen hier in reicher Fülle. Die kleinen Schwelungen und Anhöhen sind geschmückt mit der breitästigen, schattenspendenden Vallonaeiche. Ueberall ist der Boden von zahlreichen Rankengewächsen und Sumpfpflanzen überwuchert, die in dieser feuchten Niederung üppig gedeihen. Zahlreichen Büffel-, Pferde- und Schafheerden gewähren diese Fluren die reichste Nahrung. Ein Bauer des Ortes führte uns durch die lachende Landschaft zu dem berühmten, schon von manchem Reisenden besuchten Quellorte. Aus dem Boden dringen zwei starke, klar fliessende Quellen hervor und füllen ein Felsbecken, an dessen Einfassung die künstlich nachhelfende Hand des Menschen nicht zu verkennen ist. Ringsherum ist der Fels, wie zu Sitzen, bearbeitet. Unwillkürlich denkt man an Peirene, den Musenquell am Burgabhang von Korinth. Bei ihr, erzählt Euripides, ¹⁾ pflegten einst die Alten der Stadt zu Gespräch und Brettspiel vereinigt zu sitzen.

Solche geschwätzig sprudelnde Quellen galten den Alten vorzugsweise als Sitz des Göttersegens und solche Punkte fassten sie bei ihren Stadtgründungen mit Vorliebe in's Auge. ²⁾ Schon lange hat man auf diese Quellen Homers Verse bezogen. ³⁾

Und sie erreichten die zwei schönsprudelnden Quellen, wo-
hin sich

Beide Bäch' ergiessen des wirbelvollen Skamandros.

Eine rinnt beständig mit warmer Fluth; aber umher ihr

¹⁾ Eur. Medea v. 68, 69.

²⁾ Curtius, griechische Geschichte I, pg. 450.

³⁾ Ilias XXII, 147—156.

Wallt aufsteigender Dampf, wie der Rauch des brennenden
Feuers.

Aber die andre fließt im Sommer auch kalt, wie der
Hagel,

Oder des Winters Schnee und gefrorene Scholle des Eises.
Dort sind nahe den Quellen geräumige Gruben der Wäsche
Schön aus Stein gehau'n, wo die stattlichen Feiergewande
Troja's Weiber vordem und liebliche Töchter sich wuschen,
Als noch blühte der Fried', eh' die Macht der Achäer
daherkam.

Auch uns, wie sämtlichen Reisenden, versicherten die
Anwohner, dass im Winter von der Quelle ein starker Dampf
aufsteige.

Mit dichterischer Freiheit mag Homer, was als Besonderheit dieser Doppelquelle zu verschiedenen Zeiten wahrgenommen wurde, als gleichzeitig dargestellt haben. Waschgruben, theilweise noch mit altem Stuck bekleidet, sind noch sichtbar ganz nahe bei den Quellen. Auch jetzt noch benutzen sie die Frauen und Töchter von Türkisch-Troja als Waschplätze. Nicht ferne von dieser Stelle muss das skäische Thor gelegen haben, von dessen Thurm Priamos und Hekabe dem schrecklichen Schauspiel von Hektors und Achilleus Zweikampf zuschauten.

Doch wir eilten von diesem lieblichen, zur idyllischen Beschaulichkeit einladenden Brunnquell hinweg zum Burgfelsen von Pergamos, Priamos' alter Veste. Von den Quellen aus ist die Burg noch nicht sichtbar. Man steigt vom Dorfe in südöstlicher Richtung wenig mehr als zwanzig Minuten über eine schwache, mit allerlei grünem Buschwerk dicht überwachsene Erdanschwellung. Nun endlich, unmittelbar ehe wir sie erklimmen, wird uns die mit drei Hügelgräbern geschmückte Höhe sichtbar. Es ist ein lang-

gestreckter, oben abgeflachter Bergrücken, dessen westlichste Spitze am höchsten emporsteigt.

In diesem fast 500 Fuss hohen, Balidagh genannten Gipfel erkannte der Franzose Lechevalier mit richtigem Blicke die Burg von Ilion, die hohe Pergamos. Wie die andern Reisenden, waren wir befremdet durch die so sehr versteckte Lage, welche sich so lange unserm Blicke entzog. Aber auf der Höhe angelangt, sieht jeder ein, wie trefflich der Ort für eine Herrenburg der Vorzeit gewählt war. Er beherrscht den Pass, welcher aus der troischen Ebene in's Oberland führt. Die vom Ida sich abzweigenden Vorberge, welche die Ebene von den hintern Thälern absondern, kommen sich hier von Ost und West besonders nahe.

Und vor die Thalöffnung legt sich, gleichsam als Thürhüter, der Balidagh. Nach allen Seiten steht er frei da, ohne mit den andern Gebirgszügen zusammenzuhängen. Durch die schmale Schlucht windet sich, an drei Seiten den Berg umspülend, der Skamandros, um seine Fluthen der Ebene zuzuwälzen.

Treffend sagt Curtius: Die nach der Seeseite hin so unscheinbare Stadtlage hat ihre nächste Analogie in Mykene, wo man auch erst unmittelbar vor den Mauern der alten Stadt ihre geschichtliche Bedeutung inne wird. Beide waren im tiefsten Winkel der Seeebene als Lauerorte angelegte Bergwarten, welche erst allmählig in ihre geschichtliche Bedeutung hineinwuchsen und Mittelpunkte von Reichen wurden. Diese thalbeherrschende Lage wurden wir jetzt deutlich gewahr. Nach der Bergseite und dem Hinterlande zu fällt der Bergrücken als schroffe Felswand ab. Dort eröffnet sich uns der Blick in ein liebliches, von Bergen rings umschlossenes Thalgelände. Mitten durch schlängelt sich

der Skamandros, und zahlreiche Heerden weiden an seinen von Bäumen rings umschatteten Ufern. Dagegen nach der Meerseite senkt sich die Höhe nur allmählig. Auf diesen sanften Abdachungen bis zu den Quellen hin mag einst die alte Stadt sich hingezogen haben. Von der Höhe überschauen wir auch nach dieser Seite die ganze Fläche des trojanischen Gefildes, nördlich bis nach Sigeum und dem ehemaligen Lagerplatze der Hellenen. Dahinter braust der Hellespont und es erheben sich die kahlen Anhöhen des thrakischen Chersonneses. Im Westen liegt der tiefblaue Spiegel des ägäischen Meeres vor uns. Hinter den niedrigen Höhen des Strandcs ragt die kegelförmige Bergspitze der Insel Tenedos hervor, jenes verrätherischen Eilandes, welches die Griechen dem Blicke der Trojaner verbarg. In der Mitte des Meeres tauchen Imbros und der gewaltige Fels von Samothrake empor. Und vom Feuer und Gold der Abendsonne verklärt, strahlte fern im Westen der Gipfel des Athos. Wahrlich, die Höhe des Balidagh ist ein würdiger Sitz für Königsgeschlechter gewesen.

In neuester Zeit sind nun auch die Mauern der alten Burg ausgegraben worden. Der österreichische Generalconsul in Syra, Herr von Hahn, hat mit den Architekten Ziller und dem Astronomen Schmidt aus Athen im Frühjahr 1864 mehrere Wochen in Bunarbaschi verweilt. Seine auf der Bergspitze vorgenommenen Ausgrabungen haben einen zusammenhängenden Umkreis von alten Mauerfundamenten blogelegt. Theilweise allerdings machen diese Mauern, aus zierlichen, regelmässig geglätteten Quadern erbaut, nicht den Eindruck des höchsten Alterthums. Aber an der Südwestecke ist ein Mauerstück aus roh bearbeiteten Felsstücken zum Vorschein gekommen. Vieleckige, kaum behauene Blöcke sind hier ohne jedes Bindemittel zu einer

Mauer emporgethürmt, wie wir sie ähnlich in Tiryns in der argolischen Ebene finden. Schon die Griechen hatten diese Bauweise grauesten Uralterthums staunend betrachtet und sie für ein Werk zaubrischer Bergdämonen, der Kyklopen, gehalten. Am Westaufgang der Burg hatte Hahn das Glück, ein aus grossen Quadern bestehendes, viereckiges Fundament blozulegen. Zwei Säulenstümpfe, welche auf der Nordostseite noch stehend gefunden wurden, machen es wahrscheinlich, dass diese Substructionen einen kleinen Tempel getragen haben. Hier also ständen wir auf der Stätte des alten Troja. Aber können wir auch mit vollem Rechte sagen, wir seien es? Wir glauben diese Frage mit einem bestimmten „Ja“ beantworten zu dürfen, und berühmte Namen der Alterthumswissenschaft, ein Welcker, ein Curtius und Andere stehen auf unsrer Seite; aber allerdings fehlt es auch an namhaften Männern nicht, welche unser „Ja“ auf das entschiedenste bestreiten. Vor allem weist man auf die drei Grabhügel hin, welche auf der Burghöhe sich erheben, während doch die Alten ausserhalb der Stadtmauer ihre Todten begruben. Allein die allgemeine Gültigkeit dieses Satzes ist stark zu bezweifeln, hat man doch neuerdings zu Athen innerhalb des alten Mauerrings Gräber aufgedeckt. Dazu sind unsre Grabhügel nicht von den ältesten. Calvert, der einen öffnen liess, fand Knochen und Geräthe in grosser Menge, aus ganz verschiedenen Perioden, meist erst aus römischer Zeit. Es scheinen diese Erdhügel gemeinsame Begräbnisstätten der spätern Jahrhunderte gewesen zu sein.

Ferner machen die Gegner geltend, dass diese Burg, an drei Seiten vom Skamander umströmt, nur mühsam könne umlaufen werden, und Achill und Hektor kreisten doch dreimal um Priamos' Veste. Darauf ist mit Recht erwidert

worden, dass gerade das Wunderbare und Uebermenschliche im Laufe der Helden vom Dichter deutlich hervorgehoben werde.

Sodann vergleicht der Dichter Achills Lauf mit dem des Hundes, welcher den schnellen Hirsch im Gebirge verfolgt, ihn durch die Windungen der Schluchten und durch die Gebüsche jagt und, wo er sich im Reisig niederduckt, ihn schnell wieder aufscheucht.

Es war ein glücklicher Gedanke von Hahn, darauf hinzuweisen, dass der Dichter mit diesem Bilde die zerklüfteten, mit Buschwerk überwachsenen Hänge des Balidagh bezeichnete, welche die beiden Kämpfer in Flucht und Verfolgung hinderten.

Doch es ist hier nicht der Ort auf die verschiedenen zum Theil sehr scharfsinnigen Versuche näher einzugehen, wie man die homerische Erzählung mit der gegebenen Oertlichkeit in Einklang zu bringen gesucht hat.

Blickt man von der Burghöhe südwärts in das stille, friedliche Bergthal des Hinterlandes, so versetzt man sich unwillkürlich in die ältesten Anfänge troischer Geschichte, wie sie Aeneas treuherzig dem Peliden erzählt.¹⁾ In diesen Bergthälern sind die Ursitze des troischen Volkes. Dardanus, der Stammvater des Geschlechts, war durch den Einbruch der grossen Fluth aus Samothrake vertrieben worden und zog in das Bergland des Ida, wo er die Stadt Dardania gründete. Denn Ilions heilige Veste stand noch nicht im Gefilde, bewohnt von redenden Menschen. Wenn der Sänger den grossen Heerdenreichthum des zweiten Herrschers Erichthonios rühmt, so ist das ein deutliches Sinnbild des Zustandes, wo die Dardaner in diesem abgeschlos-

¹⁾ Ilias XX, 215 ff.

senen, wiesenreichen Thalgrunde als Hirtenvolk lebten. Unter Tros vollzieht sich die Ausscheidung des Stammes der Trojaner aus dem Gesamtvolk der Dardaner. Aber erst Ilos bezeichnet den grossen Wendepunkt der Geschichte, wo die Hirten aus ihren Alpenthälern vordringen und die Felshöhe besetzen, an deren Fuss die idäischen Gewässer als neue Quellen auftauchen.

Die Sage erzählt, dass ein Orakel dem Ilos geboten habe einer bunten Kuh zu folgen. Diese wandelte ihm voran und liess sich auf dem Hügel der Ate nieder — so hiess damals der Balidagh.

Da gründete Ilos das nach ihm benannte Ilion, und als er Zeus um ein Zeichen flehte, schickte dieser ihm das Palladion, das uralte Gnadenbild der Stadtgöttin Athena, vom Himmel herab. Es war ein drei Ellen hohes Schnitzbild mit geschlossenen Füßen, in der rechten hielt es den Speer, in der linken Spinnrocken und Spindel.

An die Erhaltung dieses Gnadenbildes knüpft sich das Schicksal der Stadt. Ilos errichtete ihm auf der Höhe der Burg einen Tempel. Mit der Gründung der Stadt am Eingange der vom Meere bespülten Ebene beginnt die zweite Epoche des Volkes. Aus den einfachen Hirten werden unternehmende Seefahrer und Seeräuber. Die ägyptischen Urkunden des 14. Jahrhunderts erzählen uns von grossen Seeexpeditionen, welche Dardaner, Lykier und Achäer, die Küstenvölker Kleinasiens und Griechenlands, gegen das reiche Nilland unternahmen. Darum lässt die alte Sage den Paris nach Sidon, den Menelaos nach dem Nildelta¹⁾ ziehen; darum auch erhält Agamemnon vom kyprischen Priesterkönig Kinyras einen Panzer als Geschenk.²⁾ Nur

¹⁾ Odyss. IV, 83 ff. u. ö.

²⁾ Ilias XI, 20.

auf diese Urzeit passt auch die Schilderung des ägyptischen Thebens, wie wir es bei Homer antreffen.¹⁾ Reich an Wohnungen wie an Besitzthum ist die Stadt. Aus jedem ihrer hundert Thore strömen 200 gewappnete Männer mit Wagen und Rossen. Solch' eine gewaltige Königsburg war Theben im 14. und 13. Jahrhundert und zur Zeit der Kämpfe um Ilion. Als die homerischen Sänger an den kleinasiatischen Fürstenhöfen umherzogen, war Theben in Verfall gerathen. In Memphis und im Delta residirten die Pharaonen. Ja der Aethiope Sabako zerstörte die Stadt fürchterlich gegen Ausgang des 8. Jahrhunderts, wie uns der Prophet Nahum in ergreifender Weise schildert. Zudem war Aegypten in dieser spätern Epoche gegen allen Fremdenverkehr vollkommen abgeschlossen. Die Kenntniss der Stadt Theben kann also der homerische Sänger nur aus der Ueberlieferung der Vorzeit geschöpft haben.

In diesem geschichtlichen Rahmen verliert die Sage vom grossen Seezug des Fürsten von Mykene gegen den troischen Oberkönig ihre so oft behauptete Unwahrscheinlichkeit.

Auf Ilos folgte sein Sohn Laomedon, ein gewaltthätiger Fürst, der selbst die Götter zu betrügen sich nicht scheute. Darum verheert Poseidon sein Gebiet, und Herakles erobert die Stadt und erschlägt ihn mit seinen Söhnen. Im Herakleszuge liegt die dunkle Erinnerung verborgen, dass semitische Völkerschaften, voran Phönikier, einst eine grosse Umwälzung in Ilion hervorgebracht haben. Ein neues Geschlecht besteigt den Thron, als dessen Repräsentant Priamos dasteht.

Troja wird das Centrum eines weitläufigen Reiches.

¹⁾ Ilias IX, 381—384.

Schon der Scharfsinn der alten Griechen erkannte, dass die Bundesgenossen keineswegs blos aus Mitleid mit dem edeln Priamos ihm zu Hülfe ziehen. Ihre Führer sind neun vom Herrscherstuhle von Pergamum abhängige Feudalfürsten; diese leisten pflichtgemäss dem bedrängten Oberkönig Heerfolge.¹⁾

Der bedeutendste unter ihnen ist Aeneas, der Fürst des dardanischen Hinterlandes, einer mit dem Königshause verfeindeten Nebenlinie entsprossen. Seine Nachkommen sassen noch in vollkommen geschichtlicher Zeit als Dynasten am Ida. Gewiss mit Recht bezieht man darauf Poseidons Spruch bei'm Dichter:²⁾

Jetzo soll Aeneas mit Macht obherrschen den Troern
Er und der Söhn' Ursöhne, die je aufsprossen in Zukunft.

Die Dardaner begleiten auch die Phönikier auf ihren Seezügen, und tragen die Namen Troja, Skamandros und Simois nach allen Küsten des Mittelmeeres, nach Attika, nach Epirus, nach Sicilien, wie nach dem Lande der Veneter.

Aber ihre Verbindung mit dem Orient ist eine noch engere. Sie stehen mit dem grossen Weltreich der Assyrer in Verbindung. Ilos' Bruder heisst Assarakos, ein Name, der auch auf den Denkmälern Ninivehs wiederkehrt. Wie die lydischen Könige 800 Jahre die Oberherrschaft des Grosskönigs von Niniveh anerkannten, so scheinen auch die Priamiden Vasallen dieses Reiches geworden zu sein. Ein wohlunterrichteter, mit Unrecht als Fälscher verrufener Schriftsteller berichtet dies. Ktesias aus Knidos, welcher als Leibarzt des Perserkönigs Artaxerxes II. die orienta-

¹⁾ Strabo XIII, pg. 584.

²⁾ Ilias XX, 307—308.

lischen Reichsarchive einsehen konnte, erzählt, dass der Grosskönig Teutamos dem Priamus eine Hülfschaar schickte, und deutet darauf die Sage vom östlichen Memnon, dem Sohne der Morgenröthe.

Während so Troja mit Asien innig verknüpft ist, hat wieder andererseits der Krieg zwischen Dardanern und Achäern durchaus den Character einer Stammfehde. Die Dardaner erscheinen als ein echt hellenischer Stamm. Die feindlichen Heerführer verkehren mit einander wie Söhne eines Volkes. Ja der Sänger räumt ihnen, wenn nicht ausdrücklich, doch in sprechenden Zügen den Vorzug der höhern Cultur und einer vorgeschrittenen Bildung ein.

Der Göttervater selbst schildert sie als ein gottgeliebtes Volk, das ihm in Opfern und sonstigen Bräuchen alle Ehren erweist.

Diesen Zusammenhang einerseits mit Hellas, andererseits mit Asien, bekunden auch die Doppelnamen der Fürsten. Priamos heisst auch Podarkes, Paris Alexander, Hektor Darius und andre mehr.

Jedenfalls können wir aus dem wirren Sagenknäuel als historische Thatsache entnehmen, dass ungefähr im 11. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung die Metropole des hellespontischen Landes von den hellenischen Stämmen der Achäer und Danaer zerstört ward. Von da verschwindet diese schicksalsvolle Stätte aus der Geschichte. Aber ihr Ruhm bleibt unvergessen bis in die spätesten Zeiten, und das ist das Werk der homerischen Sänger.

Seit in Folge der grossen Völkerstürme des 10. Jahrhunderts zahlreiche Griechenschaaren den europäischen Boden verlassen und an der kleinasiatischen Küste sich angesiedelt hatten, bildeten sich in Chios, in Samos, in den Küstenstädten Aeoliens und Joniens Sängerschulen, deren

Mitglieder an den kleinen Fürstenhöfen herumzogen und die Thaten der troischen Helden besangen.

In denselben Landstrichen, wo diese Dynasten jetzt schalteten, hatten die Ahnherren dieser Fürsten gestritten, ruhmvoll, aber mit weniger glücklichem Ausgang. Sie hatten die feindlichen Burgen erstürmt, sich aber nicht im Lande behaupten können, und erst nach mannigfachen Schicksalen sahen sie ihre Heimath wieder.

Lange wurden diese Lieder nach örtlichen Traditionen der verschiedenen Schulen gesungen, bis Pisistratus, Athens kunstsinniger Fürst, ihre Sammlung und Redaction beschloss; hatte er doch lange Jahre in Sigeion geweilt und kannte das Schlachtfeld aus eigener Anschauung. Die Anordnung und Schlussredaction überliess er vier Mitgliedern des orphischen Geheimbundes, unter denen sich namentlich der Spruchsammler Onomakritos auszeichnete.

Aus ihren Händen haben wir die Ilias und die Odyssee so ziemlich in dem Zustande empfangen, in dem sie sich heute noch befinden. Es ist nicht das kleinste Verdienst Athens, für die Schätze des nationalen Epos in würdiger Weise Sorge getragen zu haben.

Es war vollkommen dunkel geworden, als wir endlich diese denkwürdige Stätte verliessen, um in das Dorf zurückzukehren. Ein Grieche von Metelino, der durch Erdbeben seine Habe eingebüsst hatte, hielt einen Khan, eine ganz kleine Caffeewirtschaft. Im hintern Theil des Gemaches war ein Brettergerüst aufgeschlagen, unsre zukünftige Schlafstätte. Als wir eintraten, war das Gemach mit Türken angefüllt, welche das nationale Nargileh rauchten und Caffee schlürften. Um ihren Abzug abzuwarten, gingen wir noch in die herrliche sternenhelle Nacht hinaus. Die vollkommenste Ruhe herrschte, nur unterbrochen von dem freund-

lichen Geplauder des Quellwassers. Allein wenn wir durch Geduld die orientalische Ruhe und Behaglichkeit zu überwinden hofften, so täuschten wir uns sehr. Es wurde 11 Uhr, unsre Türken wichen nicht. Offenbar hatten sich diese Dorf magnaten in den Kopf gesetzt, einmal zuzusehen, wie die Frengi zu Bette gehen. Wir mussten schon der Ueberzahl nachgeben und zum Ergötzen der Türken, die übrigens noch stundenlang blieben, in unsre Decken kriechen.

Früh Morgens verliessen wir den Ort und von einem ortskundigen Türken geleitet, setzten wir über den Skamandros, indem einer nach dem andern auf den Rücken des Führers sass und sich hindurchtragen liess; eine komische Situation, und doch that es uns leid einen Menschen gleichsam als Lastthier zu benutzen. Der biedere Bauer selbst schien dafür weniger Empfindung zu haben.

So kamen wir auf das rechte Skamandrosufer; denn auf dieser Seite, am Abhange der sich verflachenden und fast unmerklich in der Ebene verlaufenden Höhenzüge liegt Hissarlik, der Hügel mit den Ruinen Neuliums, welche wir heute zu besuchen gedachten.

Noch in früherer Türkenzeit war, wie es scheint, dieser Theil der Ebene wohl bevölkert. Viele Dörfer, so gerade Hissarlik, sind spurlos verschwunden; nur die grossen Friedhöfe sind noch übrig, aber ihre Mauern eingestürzt und die Grabsteine mit wucherndem Gestrüpp überzogen.

Von Chiblak, dem nächsten Dorfe, führte uns ein Bauer nach dem nahen Hügel Hissarlik. Mit um so höhern Erwartungen besuchten wir den Ort, als hier Schliemann mit bewundernswerther Ausdauer und grossen Kosten seine Ausgrabungen eröffnet hatte und, wie es hiess, bald wieder beginnen sollte.

Hissarlik ist ein Erdhügel von mässiger Erhebung.

Seine niedrige Fläche ist keine ausgezeichnete Burglage, und obschon dem Meere viel näher, als der Balidagh, genießt man nicht diesen weiten Blick auf die See, weil ihn die unbedeutenden Uferhöhen verdecken. Die Mauerspuren sind jetzt von Schliemann grossentheils blosgelegt. Unsre Aufmerksamkeit zog besonders ein grosser gewölbter Thorweg auf sich, dessen Seiten mit Muschelkalk beworfen waren. Auch hat Schliemann die Substruction eines alten Baues entdeckt; zwei schöne, 9 Meter lang sich hinziehende Quadermauern, die auf einem Fundamente von Füllsteinen ruhen. Der Zwischenraum ist durch Quermauern in kleine quadratische Räume getheilt. Da Schliemann den Palast des Priamus entdeckt haben will, vermutheten wir, dass er diesen allerdings nicht unansehnlichen Bau so benannt hat. In neuester Zeit hat er nun die Ausgrabungen in umfassendem Umfange wieder vorgenommen. Während die früher entdeckten von uns 1871 besichtigten Mauerzüge verhältnissmässig späten Character zeigten — auch Calvert setzte sie in Lysimachus Zeit — hat Schliemann bei den neuesten Nachgrabungen Gefässe und Götterbilder von hoher Alterthümlichkeit gefunden. Ein besonderes culturgeschichtliches Interesse erwecken die von ihm neulich beschriebenen Idole mit dem Eulengesicht; diese Menschen- und Thierformen vereinigenden Götterbilder, wie ähnliche den kaminischen Gräberfunden entstammen, sind für Kunst- und Religionsgeschichte gleich wichtige Proben einer Uebergangsperiode, in welcher sich aus dem Orientalischen das Hellenische allmählig herausgestaltet hat. ¹⁾

Der vollgültige Beweis freilich, dass Priamos' Stadt hier gelegen habe, ist hiemit keineswegs geleistet. Auch

¹⁾ Curtius archäologische Zeitung 1869 pg. 110 u. 1870 pg. 10.

Neu-Ilions Anlage fällt in sehr alte Zeit. Aus Strabo,¹⁾ welcher ihren städtischen Bestand in Crösus Zeit setzt, darf wohl nur soviel geschlossen werden, dass Neu-Ilion in lydischer Zeit Hauptort des umliegenden Districtes, vielleicht Residenz eines königlichen Unterstatthalters war. Seine Gründung reicht sicher in die ersten Zeiten äolischer Colonisation zurück, nach der Zeitrechnung der alexandrinischen Gelehrten also in das elfte Jahrhundert. Deshalb können uns hochalte Reste auch aus Neu-Ilion nicht befremden.

Aeolische Griechen, welche die ganze Troas neu bevölkert hatten, setzten sich hier fest. Sie gründeten ein Heiligthum der Athena Ilia und ihr Ehrgeiz war nun natürlich darauf gerichtet, als echte Nachkommen der alten Trojaner zu erscheinen. Ueberall suchten sie die zerrissenen Fäden der Ueberlieferung wieder zu knüpfen. Auf ihren Grabhügeln brachten sie dem Achilleus und dem Patroklos, dem Antilochos und dem grossen Ajax Todtenopfer dar, nur den Herakles ehrten sie nicht, weil sie ihn der Zerstörung ihrer Stadt anklagten.

Mit grossem Eifer legten sie sich auf Sammlung patriotischer Alterthümer. Man zeigte den Fremden den Stein, auf welchem die griechischen Fürsten, von langer Weile über die langjährige Belagerung geplagt, im Brettspiel sich geübt hatten. Als Alexander erschien, boten sie ihm die Leyer an, auf welcher Paris die drei Göttinnen entzückt hatte.

Die classische Epoche hellenischer Geschichte hat sich mit antiquarischer Forschung nicht abgegeben; erst in Alexandria erwachte die Wissenschaft. Daher nahm man

¹⁾ Strabo XIII, pg. 593.

arglos die Angaben der Ilieer über ihren Ursprung und die Lage der alten Stadt für Wahrheit. Alexander, als er nach Asien hinaufzog, schmückte ihren Athenatempel mit Weihgeschenken und schenkte der Stadt Reichsunmittelbarkeit und Abgabefreiheit. Auch seine Nachfolger suchten die Stadt zu heben; aber die Gründung des ungleich günstiger gelegenen Alexandria Troas war für die alte Stadt ein schwerer Schlag. Sie sank zum Bauernstädtchen hinab. Als die Römer nach Asien kamen, hatten die Häuser nicht einmal Ziegeldächer. Im mithridatischen Kriege eroberte der rohe Söldnerhauptmann Fimbria die Stadt mit Sturm und rühmte sich, in 10 Tagen einen Platz genommen zu haben, der den Agamemnon eine zehnjährige Belagerung und eine Ausrüstung von 1000 Schiffen gekostet hatte. „Aber für uns stritt auch kein Hektor“, erwiderte einer der Gefangenen.

Sulla suchte sie durch Gewährung von allerlei Vortheilen für die erlittene Misshandlung zu trösten und trug sie in die Liste der Freunde des Römervolkes ein.

Vor allem aber Julius Cäsar nahm sich der Stadt in grossartiger Weise an; denn schon damals betrachteten die Römer den Trojaner Aenea als ihren Stammhelden und waren höflich genug, in dem griechischen Flecken Neulion ihre Mutterstadt zu erkennen. Zugleich war aber auch Julius, Aenea's Sohn, Stammvater des julischen Geschlechts, und so stammte Cäsar unmittelbar vom dardanischen Königshause ab.

Er erweiterte ihr Gebiet bis an's Meer, Sigeum und andre kleine Orte kamen unter ihre Botmässigkeit; ihre verbrieften Rechte wurden feierlich bestätigt.

Ja es wird erzählt, dass sowohl Cäsar, als August und später Constantin den Plan gefasst hätten, die Residenz nach

dieser Urheimath des römischen Volkes zurückzuverlegen, ein Plan, den freilich seine eigne Abenteuerlichkeit und die Unmöglichkeit der Ausführung stets scheitern liess.

Auch die spätern Kaiser Claudius, Nero und Antoninus Pius überschütteten die Ilienser, als Roms Väter, mit Wohlthaten und bestätigten ihre alten Freiheiten.

So erhielt die Volksmeinung, welche in Neu-Ilion das alte Troja sah, eine officielle Gewähr. Aber die gelehrte Forschung gab sich mit diesem Ergebniss nicht zufrieden. Histiaea, eine gelehrte Dame aus Alexandria Troas, wies auf die grosse Nähe des Lagerplatzes bei Neu-Ilion hin. Unmöglich hätten die Griechen so lange Zeit ohne Umwallung dort weilen können, wenn die Trojaner so nahe gewesen wären. Denn dass die Küste durch Anschwemmung des Skamandros sich bedeutend vergrössert hatte und dass Neu-Ilion in ältester Zeit dadurch dem Meere viel näher lag als jetzt, wussten schon die Alten. Vor allem aber Demetrius, aus der kleinen Idastadt Skepsis, hat sich das Verdienst erworben, in gründlicher Weise die Nichtigkeit der ilienischen Ansprüche darzuthun.

Freilich im positiven Theile seiner Untersuchung irrte er, wenn er Alttroja in dem „Dorfe der Ilieer“ suchte, einer ganz unscheinbaren Anlage.

Auch haben Schliemanns neuste Ausgrabungen erwiesen, dass dort nie eine Stadt gestanden.

Soviel in Kürze über den Stand der jetzigen Untersuchung über Troja.

Es war Mittag geworden, als wir Neu-Ilion verliessen. In Chiblak hatte man uns Pferde versprochen und schon standen die unsrer harrenden Thiere vor dem Kaffenion, statt der contractmässig gemietheten vier Pferde ein Pferd, ein Maulthier und ein Esel mit den landesüblichen Holz-

sätteln. Abwechselnd musste daher einer von uns zu Fuss gehen in Gesellschaft von zwei braunen Zigeunern, welche als Rosstreiber mitkamen.

Unser Weg führte über die Ruinen von Thymbra, dem alten Apolloheiligthum, welches einst der angesehenste Tempel der Ebene gewesen war. Helenos und Cassandra, Priamos' Zwillingskinder, schliefen, so geht die Sage, im Tempelraume ein. Schlangen beleckten die Ohren der schlafenden Kinder, und als sie erwachten, waren sie der Weissagekunst theilhaftig und standen fortan in Apollo's Dienst.

Neuerdings ist eine wichtige Urkunde gefunden worden, ein Verzeichniss der goldenen und silbernen Tempelgeräthschaften, wie es die Priester wohl officiell angefertigt hatten.

In der schönsten Abendbeleuchtung stiegen wir die sorgfältig bebauten Höhen heran, welche den Hellespont umgürten. Wir erreichten Renkioe, ein vollkommen griechisches Dorf, dessen Einwohner mitten in der fröhlichsten Festlust des Kirchweihfestes, der Panegyris, sich befanden. Die Alten, welche diese Anhöhe mit einer Augenbraue verglichen und deshalb Ophrynon nannten, hatten dort dem Hektor ein Heiligthum geweiht und mit einem schattigen Haine umpflanzt.

Es war schon tiefe Nacht geworden, als wir endlich durch die breiten, mit spärlichem Riedgras bewachsenen Sanddünen das Dardanellenschloss und die Stadt zu seinen Füßen erreicht hatten.

So verliessen wir den nächst Mykene hervorragendsten und berühmtesten Punkt griechischer Vorgeschichte.

Die ferneren Ziele unsrer Reise galten den kleinasiatischen Städten, welche in schon wahrhaft historischer Zeit

und noch unter der Herrschaft der römischen Kaiser Centren der Bildung und des Handels waren. Und den Abschluss bildete Athen, wo der griechische Geist die höchste Stufe seiner für die Menschheit so einflussreichen Entwicklung erstiegen hat.



Die Sternschnuppen.



VORTRAG,

gehalten in der Neuenburger Gemeinnützigen Gesellschaft

am 7. December 1872

von

Dr. Adolph Hirsch,

Director der Neuenburger Sternwarte.



BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Benno Schwabe.)

1873.

~~~~~  
**Schweighauserische Buchdruckerei.**

## I.

Wem immer unter Ihnen es vergönnt war, den glänzenden Sternschnuppenfall am Abend des 27. November zu beobachten, der wird eines tiefen Eindrucks sich nicht haben erwehren können. Was den Zuschauer ergriff, war weniger die Pracht des Anblicks; denn gestehen wir es nur, die künstlichen Feuerwerke, wie sie in den grossen Residenzen dem schaulustigen Volke geboten werden, mit ihren vielfarbigen Sternen, ihren sausenden Raketen, ihrem sprühenden Funkenregen, lassen an Lichtglanz und Farbenpracht selbst die Sternschnuppen vom letzten Mittwoch weit hinter sich zurück.

Was den Zuschauer des himmlischen Feuerwerks ergreift, das ist vielmehr der Contrast eines solchen Schauspiels mit dem Charakter ruhiger Majestät, der sonst dem Sternenhimmel eigen. Wenn mitten unter den ewigen, ruhevoll kreisenden Gestirnen plötzlich ein Lichtpunkt aufblitzt, der in wenigen Sekunden einen ansehnlichen Theil der Himmelskugel durchheilend, ebenso plötzlich wieder verlöscht; oder wenn unerwartet inmitten eines Sternbildes eine rothe, blaue oder grüne Feuerkugel erscheint, welche langsam schwebend mit ihrem Glanze die Sterne verdunkelt, um nach wenigen Augenblicken sich aufzulösen, als einzige Spur während kurzer Zeit einen matt schimmernden Schein zurücklassend, oder um plötzlich mit donnerartigem Getöse in tausend Funken zu zerspringen, welche man alsdann nicht selten auf dem Erdboden in





Form kleiner schwarzglänzender Steine auflesen kann; oder endlich, wenn — wie jüngst — ein wahrer Regen von Sternschnuppen den Himmel erleuchtet, den sie, von einem einzigen Punkt ausgehend, nach allen Richtungen durchfahren — dann staunen wir ob des ungewöhnlichen, seltsamen Anblicks. Ja man begreift, dass kindliche und ungebildete Geister, wenn sie sehen, wie die Sterne „sich loslösen und in den See stürzen,“ von Schrecken durchschauert werden, ähnlich dem, der uns erfasst, wenn die Mutter Erde, die wir die „Feste“ nennen und als Sinnbild des Starren betrachten, plötzlich in Schwingungen erbebt. —

Ich bin zwar überzeugt, dass Niemand unter Ihnen, verehrte Anwesende, neulich gezittert hat bei dem Gedanken an den Weltuntergang, der einige schwache Seelen erfüllt zu haben scheint. Aber gestehen Sie nur, dass Ihre Einbildungskraft von dem ungewohnten Schauspiel lebhaft ergriffen wurde und dass seine räthselhafte Natur Ihr Nachdenken beschäftigt. Jeder wird sich gefragt haben: Was sind auch diese Sternschnuppen? gehören sie dem Himmel oder der Erde an? sind es wirkliche Sterne, oder Erscheinungen ähnlich dem Blitz? in welcher Entfernung befinden und mit welcher Geschwindigkeit bewegen sie sich? wie gross und schwer sind sie? wie kommt es, dass man an gewissen Tagen, wie jüngst am 27. November, eine zahllose Menge, viele Tausende in einer Stunde sieht, während man sonst nur einige im Verlauf der ganzen Nacht erblickt? wie gross ist überhaupt ihre Anzahl und welches ihre Vertheilung im Raume? und vor Allem kennt die Wissenschaft die Gesetze, welche diese seltsamen Erscheinungen beherrschen?

Ich will es versuchen, alle diese Fragen zu beantworten, insoweit es der heutige Zustand unserer Wissen-

schaft erlaubt und es möglich ist, gewisse Erklärungen, welche ihrer Natur nach ziemlich schwierige mathematische Entwicklungen erfordern, in populärer Weise zum Verständniss zu bringen. Wenn ich auch auf die Hülfe mathematischer Deductionen verzichte, so muss ich doch meinen geehrten Zuhörern eine gespannte Aufmerksamkeit und Anstrengung der Einbildungskraft zumuthen, wie sie bei populären Vorträgen selten gefordert werden. Wenn es mir daher nicht gelingen sollte, auf alle gestellten Fragen genügende Antworten zu geben, alle Ihre Zweifel zu zerstreuen und alle Seiten meines Gegenstandes mit voller Klarheit zu beleuchten, so mögen Sie zwar in erster Linie mir selbst die Schuld geben, — denn ich würdige gar wohl meine ungenügende Kraft, so schwierige Gegenstände exacter Wissenschaft populär darzustellen; — immerhin möchte ich von vornherein daran erinnern, dass der Schleier, welcher ehemals diese seltsamen Erscheinungen verhüllte, noch nicht ganz gelüftet ist. Obwohl die heutige Astronomie die Sternschnuppen für ihren Himmel in Anspruch nimmt, ist es ihr noch nicht gelungen, die allgemeinen Gesetze, welchen dieselben gehorchen, vollständig nachzuweisen, alle Eigenthümlichkeiten ihrer Erscheinung zu erklären, oder gar ihre seltsamen Bewegungen mit jener Genauigkeit und Gewissheit zu berechnen, mit der sie die Ereignisse der Planeten- und Fixstern-Welt bis auf die Secunde genau vorher zu bestimmen im Stande ist.

Doch vermögen wir gewisse Sternschnuppen-Erscheinungen wenigstens auf den Tag vorauszusagen; wir können ihre parabolischen oder elliptischen Bahnen um die Sonne bestimmen; wir wissen demnach, dass sie den allgemeinen, das Weltall beherrschenden Gesetzen der Anziehung gehorchen; und seit Kurzem hat man ihre nahe Verwandt-

schaft mit einer andern Art nicht minder räthselhafter Himmelskörper, den Kometen, erkannt.

Diejenigen meiner Zuhörer, welche sich etwa noch des Vortrags erinnern sollten, den ich vor 12 Jahren in dieser Saale über die Meteore gehalten habe, werden die bedeutenden Fortschritte erkennen, welche in dieser Richtung seit so kurzer Zeit gemacht worden sind. Und hier, wie überall sonst in der Wissenschaft, sind die vollbrachten Fortschritte die sichern Bürgen für neue Erfolge in dem grossen Kampfe des forschenden Menscheingeistes gegen die Sphinx des Universums. Jenes hochmüthige „Niemals“, welches sogar in der Politik allen Credit verloren, ist jedenfalls in der Wissenschaft ohne Berechtigung.

Will man sich nicht der nur allzu oft begangenen Verwechslung schuldig machen zwischen den momentanen Grenzen nicht nur unseres Wissens, sondern unserer ganzen Weltanschauung, und den sogenannten absoluten, unserem Geiste innewohnenden Schranken — so wird man nicht leicht jenem trostlosen „Ignorabimus“ beistimmen, welches ein berühmter Physiologe, auf den dieses Land mit Recht als auf einen seiner besten Söhne stolz ist, jüngst der deutschen Naturforscher-Versammlung zugerufen hat.

Aber — es ist Zeit, zu unseren Sternschnuppen zurückzukehren.

## II.

Ogleich in den Berichten der Pariser Academie der Wissenschaften die Sternschnuppen noch heute unter der Rubrik „Meteorologie“ erscheinen, und wenn auch der Nachfolger des unermüdlichen Coulvier-Gravier noch immer vom Dache des Luxemburg-Palastes officiell nach den Sternschnuppen wie nach „höheren Wetterfahnen“ ausschaut,

„welche die in den oberen Luftschichten herrschenden Winde verrathen und somit das Wetter vorausszusagen erlauben,“ — so kann man doch behaupten, dass, mit wenigen Ausnahmen, alle Astronomen und Physiker darüber einig sind, die Sternschnuppen und übrigen Meteore, denen man sonst einen atmosphärischen und wesentlich irdischen Charakter zugeschrieben hatte, als Himmelskörper zu betrachten, welche den allgemeinen Gravitations-Gesetzen unterworfen sind.

Die Meteorsteine oder Aerolithe, welche vom Himmel auf die Erde fallen; die Feuerkugeln oder Bolide, welche plötzlich, oft mit grossem scheinbaren Durchmesser, sichtbar werden; die Sternschnuppen endlich, welche den Himmel in allen Richtungen durchkreuzen; alle diese Meteore enthüllen sich einer näheren Untersuchung, die seit dem Anfange unseres Jahrhunderts datirt, als kleine Himmelskörper, welche in parabolischen Bahnen oder, in gewissen Fällen, in geschlossenen, elliptischen Ringen um die Sonne kreisen.

Wenn unser Planet, in seinem jährlichen Umlauf um die Sonne, einer dieser Meteor-Wolken begegnet, so übt seine Anziehung eine störende Wirkung auf ihre normale Bahn; ein Theil der Körperchen jener Gruppe wird die Erd-Atmosphäre durchziehen, und dabei sich entzünden und sichtbar werden; unter gewissen Bedingungen der Geschwindigkeit und der Richtung ihres Laufs werden einige derselben die Oberfläche der Erde erreichen; dann haben wir es mit dem Falle von Meteorsteinen zu thun, von denen offenbar nur der kleinste Theil aufgefunden und erkannt wird.

Wir sind genöthigt, all' diesen Meteoren kosmischen Ursprung zuzuschreiben, zunächst wegen ihrer gewaltigen,

mehr als planetarischen Geschwindigkeit; ferner wegen der periodischen Wiederkehr an gewissen Tagen des Jahres, die man besonders bei den Sternschnuppen beobachtet; und endlich weil man die letzteren von gewissen Punkten des Himmels, sogenannten Radiations-Centren oder Radianten, ausgehen sieht, in welchen ihre Bahnen sich kreuzen.

Diese kosmische Erklärung der modernen Wissenschaft wurde bereits von den griechischen Philosophen aufgestellt, welche — mit dem ihrem Stamme eigenen Tiefsinne — so oft die von den Neuern erwiesenen Wahrheiten vorausgeahnt haben. Später, im Mittelalter und bis zum 18. Jahrhundert, waltete die entgegengesetzte Ansicht vor, wonach die Sternschnuppen und Feuerkugeln atmosphärische Erscheinungen sind, ähnlich den Blitzen und Nordlichtern, und wonach selbst die Meteorsteine nur condensirte Massen der in der Regel luftförmig in den obern Schichten der Atmosphäre existirenden Materie wären.

Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann man mit mehr Genauigkeit und System diese seltsamen Erscheinungen zu studiren, welche bis dahin weder in ihrer Zahl, noch in ihren Bahnen und Geschwindigkeiten irgend einem Gesetze zu gehorchen schienen. Zwei deutsche Astronomen, Brandes und Benzenberg, waren die Ersten, welche in der Nähe von Göttingen durch gleichzeitige Beobachtungen die sogenannte Parallaxe und damit die Entfernung der Sternschnuppen zu bestimmen suchten. Ersrecken Sie nicht, weder vor dem fremdklingenden Worte noch vor der geometrischen Operation! Sie wissen aus der Betrachtung unseres herrlichen Gebirgshorizontes, dass die Gipfel sich zu verschieben scheinen, wenn wir unseren Standpunkt am See verändern; das Alpen-Panorama



erscheint schon ganz anders in Yverdon als bei uns in Neuenburg; und zwar haben Sie sicher bemerkt, dass diese parallaktische Verschiebung am grössten ist bei den nächsten Gipfeln der Freiburger Kette, geringer schon bei den Berner Alpen und am schwächsten bei der entfernten Montblanc-Gruppe. Diese Beobachtung lehrt Sie, dass man aus dem Grade der parallaktischen Verschiebung eines fernen Objectes, in Folge unserer eigenen Ortsveränderung, auf die Entfernung des Objectes schliessen kann. Darauf beruht das Verfahren der Ingenieure und Astronomen, welche die Entfernung eines unzugänglichen Punktes oder eines Gestirnes bestimmen, indem sie die Richtungen messen, in welchen dieselben von zwei, am Ende einer Grundlinie gelegenen Punkten aus erscheinen. Bei den Sternschnuppen braucht diese Grundlinie bei weitem nicht so gross zu sein, als wenn es sich darum handelt, die Entfernung des Mondes, oder der Planeten zu messen; es genügt, dass die beiden Beobachter um einige Kilometer von einander entfernt sind, um dieselben Sternschnuppen bereits in merklich anderer Richtung, d. h. bei anderen Sternen aufblitzen oder verschwinden zu sehen.

Das Beispiel der Göttinger Beobachter fand zahlreiche Nachahmung unter den Astronomen; Olbers und Bessel, Ermann und Quételet, Houzeau, Heiss, Schmidt und viele Andere, indem sie für die Sternschnuppen den Moment und den Ort unter den Gestirnen, sowohl beim Aufblitzen als beim Erlöschen, demnach auch die Richtung ihrer Bewegung genau notirten, haben endlich in diese scheinbar regellose Welt der Meteore Ordnung gebracht und die Lösung der verschiedenen Fragen angebahnt, welche ihre scheinbaren und wirklichen Bahnen, die wechselnde Häufigkeit und Periodicität ihrer Erscheinung,

endlich ihr Wesen und ihr Ursprung an den wissenschaftlich forschenden Geist des Menschen stellen.

Sehen wir zunächst, was die Beobachtungen für die Höhe der Sternschnuppen ergeben haben:

Nach Professor Newton schwankt die Höhe der sporadischen Sternschnuppen zwischen 30 und 180 Kilometer; im Mittel ist dieselbe 95 Kilometer.

Für die Gruppe der Perseiden, welche im Monat August sichtbar ist, findet Professor Weiss in Wien 115 Kilometer als mittlere Höhe im Moment ihres Aufblitzens und 88 Kilometer im Moment ihres Verschwindens.

Für die Sternschnuppen des 13. November, oder die sogenannten Leoniden, sind diese Entfernungen 199 und 98 Kilometer.

Diese Zahlen nöthigen uns, wie ich im Vorbeigehen bemerke, die äussere Grenze unserer Atmosphäre bei weitem höher, etwa bei 180 Kilometer, anzusetzen, als dieselbe aus anderen Beobachtungen, namentlich aus der Dauer der Dämmerung, gefolgert wurde, wonach die Höhe der Atmosphäre dreimal geringer, zwischen 50 und 60 Kilometer geschätzt wird.

In der That kann man keinen Zweifel darüber hegen, dass die Sternschnuppen, während ihrer Sichtbarkeit, unsere Atmosphäre durchschneiden; denn nicht nur kann man sich ihr plötzliches Aufflammen und Erlöschen schwerlich anders als durch die Annahme erklären, dass der Widerstand, den ihre Bewegung in der Luft erfährt, sie bis zu einem Grade erhitzt, wo sie glühend werden. Dieser selbe Luft-Widerstand ist auch das einzige Erklärungs-Mittel für die unregelmässigen und sonderbaren, wellen- oder gar zickzackförmigen Bahnen, welche man zuweilen bei den Sternschnuppen beobachtet; beim letzten Schauer am 27. No-

vember z. B. habe ich selbst sowohl als mein Assistent, eine solche wellenförmige Bahn gesehen.

Nun ist es aber nach den Grundsätzen der Mechanik nicht möglich, eine so geformte Bahn anders zu erklären als durch die Wirkung eines widerstehenden Mittels auf die Bewegung eines festen, unregelmässig geformten und rotirenden Körpers. Dass die Meteore feste Körper sind, ist unter andern durch einige Spectralbeobachtungen ihres Lichtes wahrscheinlich gemacht; und für die Unregelmässigkeit ihrer Form spricht wenigstens die vorherrschend splitterartige Gestalt der meisten Meteor-Steine.

Uebrigens kann man auch nur durch den Luft-Widerstand Rechenschaft geben von der merkwürdigen Abnahme der Geschwindigkeit, welche die Sternschnuppen zeigen. Denn die Anfangsgeschwindigkeit, mit welcher dieselben in unsere Atmosphäre eintreten, ist eine ausserordentliche; sie variirt zwischen 11 und 75 Kilometer in der Secunde. Von der Thatsache ausgehend, dass die Sternschnuppen im Durchschnitt einen Bogen von  $12\frac{1}{2}$  Grad zu beschreiben scheinen, und dass die mittlere Dauer ihrer Sichtbarkeit 0,45 Secunden beträgt, gelangt Professor Newton zu dem Resultat, dass ihre mittlere Geschwindigkeit 70 Kilometer in der Secunde beträgt.

Das ist nun mehr als das Doppelte der Erdgeschwindigkeit in ihrer Bahn; Körper aber, die mit solcher Geschwindigkeit begabt sind, können in unserer Entfernung von der Sonne nicht eine fast kreisförmige Bahn, wie die der Erde ist, beschreiben, sondern sie müssen in lang gestreckten Parabeln oder wenigstens in sehr excentrischen Ellipsen, ähnlich denen der Kometen, um die Sonne kreisen.

Mit diesem Resultate war Prof. Newton nahe daran, die merkwürdigen Beziehungen zu erkennen, welche zwischen

den Kometen und Sternschnuppen bestehen, und deren Entdeckung, einige Jahre später, dem geistreichen und gelehrten Mailänder Astronomen Schiaparelli vorbehalten war.

Verweilen wir aber noch einen Augenblick bei der Geschwindigkeit der Sternschnuppen und ihrer merkwürdig schnellen Abnahme. Nicht nur bemerkt man ohne Weiteres, dass ihre Geschwindigkeit im Augenblicke des Erlöschens bedeutend abgenommen hat, sondern im Falle, wo sie bis zur Erdoberfläche gelangen, berühren sie dieselbe mit einer so geringen Geschwindigkeit, dass wir die meisten Meteor-Steine nur um einige Zoll oder höchstens Fuss tief in den Boden eingedrungen finden.

Und dieser Geschwindigkeits-Verlust findet fast gänzlich bereits in den obersten Luftschichten statt. Denn Schiaparelli hat durch eine vertrauenswürdige Rechnung nachgewiesen, dass eine kleine Sternschnuppe, welche in unsere Atmosphäre mit der furchtbaren Geschwindigkeit von 72 Kilometer in der Secunde eindringt, die Hälfte dieser Geschwindigkeit bereits in einer Höhe einbüsst, wo der Luftdruck nur erst 0,2 Millimeter beträgt; und dass in der Höhe, wo das Barometer nur 20 Millimeter zeigen würde, diese Geschwindigkeit bereits auf 1 Kilometer per Secunde gesunken wäre.

Diese Rechnungen haben besonders deshalb Bedeutung, weil sie auf die einfachste Weise die Entzündung der Meteore in jenen Höhen, wo die Luft noch so äusserst dünn ist, zu erklären gestatten. — Es geht nicht wohl an, hier nur beiläufig das grosse Princip des mechanischen Wärme-Aequivalents erklären zu wollen, dessen Auffindung eine der grössten, wenn nicht die grösste wissenschaftliche Entdeckung unserer Zeit ist. Diesem Princip gemäss ist

die Bewegung ebenso ewig und die Kraft ebenso unvergänglich, wie die Materie selbst.

So oft ein bewegter Körper an seiner Geschwindigkeit einbüsst, oder gar zur Ruhe kommt, wird seine lebendige Kraft doch nur scheinbar zerstört; in Wirklichkeit setzt sich dieselbe in schwingende Bewegung seiner kleinsten Theile, d. h. in Wärme um.

Sie wissen, dass man durch Reibung zweier Hölzer dieselben zur Entzündung bringt; Sie haben wahrscheinlich beobachtet, dass das Eisen unter den Hammerschlägen des Schmieds sich erwärmt; wenn Sie vielleicht sich einmal in einem Eisenbahnzuge befunden haben, der in voller Geschwindigkeit dahineilend plötzlich hat zum Stehen gebracht werden müssen, so werden Sie Rauch und Geruch wie von brennendem Holze verspürt haben; es sind das die Hemm-Klötze, welche mit aller Gewalt an die Räder gepresst, deren Geschwindigkeit aufheben und deshalb sich bis zu einem Grade erhitzen, dass sie zu brennen beginnen.

Etwas Aehnliches findet bei den Sternschnuppen statt; die lebendige Kraft, welche dieselben durch den Luft-Widerstand verlieren, verwandelt sich in Wärme und diese Wärme erhöht sowohl die Temperatur der vor dem himmlischen Geschoss zusammengedrückten Luft, als auch die Temperatur des Meteors selbst. Da aber dessen Geschwindigkeit diejenige unserer Kanonenkugeln mehr als 100 mal, und diejenige unserer Schnellzüge mehr als 5000 mal übertrifft, so erreicht die auf solche Weise erzeugte Wärme viele Tausend Grade. Wenn man annehmen könnte, dass die gesammte lebendige Kraft einer Sternschnuppe sich in Wärme umsetzt, und dass die ganze so erzeugte Wärme nur zur Erwärmung des Meteors selbst verwandt würde, so zeigt die Rechnung, dass die Abnahme der Geschwin-



digkeit von 72 Kilometer auf 500 Meter in einer Secunde die Temperatur des Meteors um 31 Millionen Grade erhöhen würde. Indessen ein Theil der lebendigen Kraft wird verbraucht zum Zusammendrücken und Verdrängen der Luft, in welcher die Sternschnuppe sich bewegt; und der grössere Theil der erzeugten Wärme wird zur Erwärmung der umgebenden Luft dienen.

Jedenfalls aber begreift man leicht, dass die Meteore, welche wahrscheinlich metallische — meist eisenerzartige — Körper sind, unter solchen Umständen glühend werden und sogar verdampfen können; in letzterem Falle löst sich die Sternschnuppe in der Luft auf und wir sehen die glühenden Dämpfe in Form eines Schweifes während einiger Secunden. Wenn hingegen die Schmelzhitze nicht überstiegen wird und das Meteor auf den Boden fällt, so finden wir wirklich den Meteorstein meistens auf einer — während des Laufs vorangehenden — Seite mit einer dünnen, glänzenden Schicht überzogen, welche offenbar das Product der Schmelzung ist. Dass diese Schmelzung sich auf die Oberfläche beschränkt, und nicht bis in das Innere des Meteors dringt, wenn dieses nur etwas beträchtliche Dimensionen hat, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, dass der ganze Sternschnuppenfall nur einige Secunden dauert, während welcher die an der Oberfläche entwickelte Wärme nicht Zeit hat, die ganze Masse bis in ihr Inneres zu durchdringen. —

Dieses selbe Princip des mechanischen Wärme-Aequivalents gestattet auch das Gewicht oder die Masse der Sternschnuppen zu bestimmen, nach einer von Alexander Herschel — dem jetzigen Vertreter der grossen englischen Astronomen-Dynastie — ersonnenen Methode, welche sich etwa in folgender Weise andeuten lässt:

Wenn man für eine Sternschnuppe, deren Entfernung bekannt ist, den Lichtglanz durch Vergleichung mit den hauptsächlichsten Gestirnen schätzt, so kann man nach photometrischen Grundsätzen die Quantität Gas bestimmen, deren Verbrennung — von der betreffenden, ungefähr 100 Kilometer betragenden Entfernung aus gesehen — dieselbe Licht-Intensität darbieten würde. Wenn man dann weiter voraussetzt, — was im Allgemeinen erlaubt ist — dass diese Licht-Intensität der bei jener Verbrennung erzeugten Wärme proportional sei, so kann man demnach die bei dem Erglühen des Meteors erzeugte Wärmemenge schätzen. Aus dieser Wärmemenge aber können wir, eben vermöge jener fruchtbaren Theorie, auf die lebendige Kraft des Meteors schliessen; und da diese sich zusammensetzt aus der Masse eines Körpers und dem Quadrate seiner Geschwindigkeit, so brauchen wir nur mit der letzteren Grösse, die uns ja bei den Sternschnuppen bekannt ist, in die lebendige Kraft zu dividiren, um die Masse oder das Gewicht des Meteors zu erhalten.

Auf diese Weise hat Alexander Herschel die Masse einer gewissen Anzahl der im August 1863 sichtbaren Sternschnuppen berechnet und gefunden:

|   |          |                        |            |      | haben ein mittleres Gewicht von |
|---|----------|------------------------|------------|------|---------------------------------|
| 2 | Meteore, | deren Glanz gleich dem | der Venus, | 1953 | Gr.                             |
| 2 | "        | "                      | "          | "    | des Jupiter, 2996 "             |
| 7 | "        | "                      | "          | "    | des Sirius, 358 "               |
| 1 | "        | "                      | "          | "    | der Vega, 29 "                  |
| 3 | "        | "                      | "          | "    | des Altair, 10 "                |
| 4 | "        | "                      | "          | "    | von $\alpha$ Persei, 6 "        |
| 1 | "        | "                      | "          | "    | von $\alpha$ Coronae, 6 "       |

Da aber die Mehrzahl der Sternschnuppen an Lichtglanz den genannten Gestirnen bei Weitem nachstehen, so

werden dieselben gewöhnlich auch nur ein Bruchtheil eines Gramms wiegen. So hat denn in der That derselbe Astronom für eine Anzahl von Sternschnuppen, die am 12. November 1865 fielen, nur ein Gewicht von einem Drittel Gramm gefunden. Schiaparelli nimmt daher im Allgemeinen 1 Gramm als mittleres Gewicht einer Sternschnuppe an.

### III.

Nachdem wir bisher von der Höhe, der Geschwindigkeit und der Masse der Sternschnuppen gehandelt, wollen wir uns nun mit ihrer Anzahl und der seltsamen Abhängigkeit beschäftigen, in welcher die Zahl der sichtbaren Sternschnuppen von den Tagesstunden, den Jahreszeiten und den Himmelsgegenden zu stehen scheint.

Jedermann weiss, dass man in jeder hellen Nacht Sternschnuppen den Himmel nach verschiedenen Richtungen durchziehen sieht. Ebenso ist es bekannt, dass man an gewissen Tagen — wie z. B. neulich am 27. November — eine ungleich grössere Anzahl erblickt, und dass diese dann sämmtlich von einem bestimmten Punkte des Himmels auszugehen scheinen. Seitdem Humboldt, angeregt durch das glänzende Schauspiel, welches er mit Bonpland am 12. November 1799 in Cumana zu beobachten Gelegenheit gehabt, auf diese Meteor-Schauer aufmerksam gemacht hatte, unterschied man so zu sagen zweierlei Arten von Sternschnuppen; zunächst die sporadischen, welche verhältnissmässig selten und vereinzelt zu allen Jahreszeiten und in allen Himmelsgegenden fallen; und dann die periodischen, welche in bestimmten Nächten gruppen- und massenweise von bestimmten Sternbildern auszuströmen scheinen. Wir wissen heutzutage, dass diese Unterscheidung

nicht absolut zu nehmen ist, und dass auch die sporadischen Sternschnuppen wahrscheinlich zu minder reichen Gruppen gehören, deren Radiations-Punkte uns noch weniger bekannt sind.

Zunächst einige Angaben über die Häufigkeit der sporadischen Sternschnuppen. Dabei sei mir erlaubt zu bemerken, dass die Anzahl der Sternschnuppen, die man sieht, von einer Menge veränderlicher und zum Theil zufälliger Umstände abhängt, wie z. B. von ihrer Entfernung und ihrem Glanz, von dem Winkel unter dem ihre Bahnen unsere Gesichtslinie kreuzen, von der Durchsichtigkeit der Luft am Beobachtungsorte u. s. w.; man wird also begreifen, dass die von verschiedenen Astronomen angegebenen Resultate nur ungefähr übereinstimmen.

Herr Herrik in Newhaven (Connecticut) gibt als mittlere Zahl der für einen Beobachter während einer Stunde sichtbaren Sternschnuppen 30 an, woraus folgen würde, dass während eines Tages ungefähr 7,500,000 Sternschnuppen in unsere Atmosphäre dringen.

Coulvier-Gravier, in dieser Beziehung eine nicht zu verachtende Autorität, fand, dass im Mittel zwei Beobachter in Paris in einer Stunde 6 Sternschnuppen sehen; das macht für das ganze Jahr 53,000 nur für den Horizont von Paris, und 554 Millionen für die ganze Erde.

Aehnliche Angaben von Quételet in Brüssel (8 per Stunde) und von Schmidt in Athen (4 bis 5 per Stunde) führen zu ähnlichen Resultaten.

Aber bemerken Sie wohl, dass diese Zahlen nur von den für das blosse Auge sichtbaren Sternschnuppen gelten; da aber die Helligkeit der Meteore, von den fast blendenden, bis zu den kaum sichtbaren, eine sehr verschiedene ist, so erscheint es von vornherein wahrscheinlich, dass man mit

Fernröhren eine bei Weitem grössere Anzahl erblicken müsse. Das haben die Untersuchungen, welche Pape und Winnecke 1854 in Göttingen über diesen Punkt angestellt haben, bestätigt. Während Herr Pape mit blossem Auge in 32 auf 10 Tage vertheilten Stunden 312 Sternschnuppen sah, erblickt Herr Winnecke in der gleichen Zeit 45 in einem sogenannten Kometensucher. Wenn man nun der Ausdehnung des Gesichtsfeldes dieses Fernrohrs Rechnung trägt, so findet man, dass auf der ganzen Himmelskugel während einer Stunde 1582 in einem solchen Fernrohr sichtbare Sternschnuppen erscheinen. Daraus folgt aber als Anzahl der teleskopischen Meteore für die ganze Erde 400 Millionen während eines Tages und  $1\frac{1}{2}$  Milliarden während des ganzen Jahres. — Und dabei ist es selbstverständlich, dass mit stärkeren Fernröhren noch grössere Zahlen erhalten würden.

Auf anderem Wege gelangte Professor Newton zu dem Resultate, dass der Erdkörper in seiner Bewegung um die Sonne in jedem Augenblicke 13,000 dieser Körperchen verdrängt, und gar 500,000, wenn man auch die teleskopischen mit in Betracht zieht. Und da durchaus kein Grund vorliegt, weshalb es in der Nähe der Erdbahn mehr Sternschnuppen geben sollte, als im übrigen Sonnensystem, so kann man sich einen Begriff machen von der staunenswerthen Anzahl dieser kleinen Körper, welche wie eine Art kosmischer Staub den Raum unseres Sonnensystems erfüllen.

Damit Sie sich nun auch eine Vorstellung von der Dichtigkeit der grossen periodischen Sternschnuppen-Schwärme bilden, führe ich Ihnen einige Zahlen an, welche am letzten 27. November von verschiedenen Beobachtern gefunden wurden.



Hier in Neuenburg zählte ich mit Herrn Deſor zusammen 500 Sternschnuppen in 17 Minuten, woraus 1800 per Stunde folgen; zu gleicher Zeit sah der Assistent der Sternwarte, Herr Dr. Becker, 311 Sternschnuppen in 19 Minuten, also etwa 1000 per Stunde. Dabei werden Sie sich erinnern, dass der Himmel an jenem Abend zum Theil bedeckt und selbst an hellen Stellen durch leichten Dunst verschleiert war. Anderwärts unter günstigeren Bedingungen hat man in der That bedeutend grössere Zahlen gefunden. So sah Herr Lowe in England 14665 Sternschnuppen während 4 Stunden 40 Minuten, also 3100 in einer Stunde; und der Pater Secchi in Rom sogar 14000 in 4 Stunden, also nahezu eine Sternschnuppe in jeder Secunde. Die stündliche Zahl der an diesem Abend gesehenen Sternschnuppen war also etwa 500 mal grösser als unter den gewöhnlichen Umständen. Und wenn wir — um die Zahl der am 27. November durch unsere Atmosphäre geschossenen Sternschnuppen zu schätzen — mit Professor Bruhns annehmen, dass die Erde 10 Stunden gebraucht habe, um durch die Meteor-Wolke hindurchzugehen, so finden wir, dass an diesem einen Tage unsere Atmosphäre von 300 Millionen Sternschnuppen durchkreuzt worden ist.

Diese Meteore dürften also selbst die Heuschrecken Aegyptens an Zahl übertreffen, mit denen sie übrigens die arabischen Astronomen verglichen haben.

Wir kommen jetzt zu der auffallenden Veränderlichkeit der Meteorzahl je nach der Tagesstunde und Jahreszeit.

Seit langem ist es — selbst im Volke — bekannt, dass die Häufigkeit der Sternschnuppen nach Mitternacht zunimmt und ihre Zahl in den Morgenstunden grösser ist als Abends. So fand der unermüdliche und scharfsichtige

Beobachter von Athen, Herr Schmidt, aus einer langen Reihe von Jahren, dass man im Mittel vor Mitternacht 8 Meteore und nach Mitternacht 16 per Stunde sieht; zwischen 5 und 6 Uhr Abends ist die stündliche Zahl 4, zwischen 4 und 5 Uhr Morgens hingegen 19.

Die jährliche Variation war schon den Alles aufzeichnenden Chinesen bekannt, welche — was ja auch von so manchen europäischen Chinesen gilt — an einen Zusammenhang zwischen diesen Himmels-Erscheinungen und den irdischen Ereignissen glauben und dieselben daher mit grosser Sorgfalt beobachten. In den chinesischen Annalen findet man nun 462 Sternschnuppen-Erscheinungen während des Winterhalbjahrs (December — Juni), hingegen 1017 zwischen Sommer- und Winter-Sonnenwende verzeichnet. Die modernen Beobachtungen ergeben ein ähnliches Verhältniss; denn nach Coulvier-Gravier sieht man im ersten Halbjahr 30%, im zweiten 70%, nach Wolf in Zürich sieht man im ersten Halbjahr 40%, im zweiten 60% von der Gesamtzahl der Sternschnuppen.

Endlich haben die Astronomen, seit Brandes, auch eine verschiedene Vertheilung der Sternschnuppen auf die Himmelsgegenden, in denen sie sichtbar werden, gefunden; so gibt z. B. Coulvier-Gravier an, dass 376 Meteore aus Norden, 535 Meteore aus Osten, 384 Meteore aus Süden, 42 Meteore aus Westen zu kommen scheinen. Also ein entschiedenes Vorwiegen von Ost und ein Minimum im Westen.

Nach all' diesen Thatsachen scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, dass die Anzahl der sichtbaren Meteore von den Himmelsgegenden sowohl als von den Tagesstunden und Jahreszeiten abhängt. Dieser Umstand war das hauptsächlichste Argument der Anhänger jener Theorie,

welche in den Sternschnuppen eine rein terrestrische und atmosphärische Erscheinung erblickte. „Wie wäre es möglich,“ hiess es, „dass die Häufigkeit oder Intensität eines kosmischen Phänomens in solcher Weise von der Ortszeit und von dem Horizonte des Beobachters abhängt?“

Dieser Einwurf gab sogar ernsten Gelehrten, wie Humboldt, zu schaffen und war der Eckstein der meteorologischen Sternschnuppen-Theorie von Coulvier-Gravier. Und doch hatte bereits im Jahre 1827 Brandes die Lösung dieser scheinbaren Schwierigkeit gegeben, und seither sind diese Variationen von Herschel und Schiaparelli astronomisch auf eine so vollständig befriedigende Weise erklärt, dass sie heutzutage im Gegentheil als einer der stärksten Beweise zu Gunsten des kosmischen Ursprungs der Meteore gelten müssen.

Ich will versuchen, soweit dies ohne geometrische Entwicklungen und Zeichnungen möglich ist, diese astronomische Erklärung zu skizziren.

So viel wir wissen, bewegen sich wenigstens die sporadischen Sternschnuppen in allen möglichen Richtungen. Wenn man sich also die Erde als unbeweglich in einer solchen Wolke von Geschossen vorstellt, so wird offenbar eine ungefähr gleiche Anzahl derselben auf alle Theile der Erdoberfläche zufallen. Wenn hingegen umgekehrt die Erde sich mit einer bedeutend grösseren Geschwindigkeit bewegte, als die Sternschnuppen, so würde sie hinter sich eine Art leeren Raum zurücklassen, ähnlich wie eine Kanonenkugel, die durch einen Mückenschwarm hindurchfliegt; in diesem Falle würden also fast sämmtliche Sternschnuppen auf die nach vorn gerichtete Halbkugel der Erde fallen; das heisst man würde Sternschnuppen überall dort sehen, wo der Punkt des Himmels, gegen welchen der

Lauf der Erde gerichtet ist, sich über dem Horizont befindet; sobald dieser Punkt unter dem Horizont liegt, würde man keine mehr sehen.

Zwischen diesen beiden extremen Voraussetzungen aber, der eines vollständigen Stillstandes der Erde und derjenigen, wonach ihre Geschwindigkeit die der Meteore bedeutend überträfe, liegt in der Mitte ein dritter Zustand, bei welchem die Erdgeschwindigkeit derjenigen der Sternschnuppen ungefähr gleich wäre. In diesem Falle, welcher in der Natur wirklich besteht, muss dann die Erscheinung der Meteore auch in der Mitte liegen zwischen dem, was wir als Folge jener zwei extremen Fälle erkannt haben: das heisst, die Sternschnuppen werden zwar überall und immer sichtbar sein, aber mit sehr verschiedener Häufigkeit; denn die Zahl der sichtbaren Sternschnuppen wird abhängen von der Höhe, über dem Horizont, desjenigen Punktes der Himmelskugel, auf welchen die Erde gerade lossteuert. Wenn dieser Punkt, der von Schiaparelli Apex genannt wird, im Zenith liegt, so wird die Anzahl der sichtbaren Sternschnuppen ein Maximum sein; wenn der Apex im Nadir sich befindet, ein Minimum.

Nun ändert sich aber, in Folge der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde, die Lage des Apex auf der Himmelskugel fortwährend; denn offenbar befindet sich der Apex, der ja in der Richtung der Tangente der Erdbahn liegt, stets ungefähr  $90^\circ$  westlich von der Sonne. Folglich wird der Apex gegen 6 Uhr Morgens durch den obern Meridian gehen, d. h. die höchste Stelle am Himmel einnehmen; um Mittag wird er untergehen, und Abends um 6 Uhr ungefähr wird er durch den untern Meridian gehen. Daraus folgt dann aber unmittelbar, dass die grösste Anzahl Sternschnuppen in den Morgenstunden und die kleinste

des Abends sichtbar ist, ganz so, wie es die Beobachtung zeigt.

Auf ähnliche Weise erklärt sich auch der Einfluss der Jahreszeiten auf die Anzahl der Sternschnuppen. Und endlich ist es nun leicht zu begreifen, warum wir die meisten Sternschnuppen im Osten erblicken. Denn wie wir eben sahen, passirt der Apex um 6 Uhr Morgens den obern Meridian, um Mittag geht er unter, und gegen 6 Uhr Abends ist er im untern Meridian; also während des Tages, von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, befindet sich der Apex auf der westlichen Hälfte des Himmels, und folglich würden auch die meisten Sternschnuppen dann im Westen erscheinen. Aber während des Tages sind sie eben unsichtbar wegen des Sonnenlichts. Während der Nacht hingegen, wo wir sie sehen können, befindet sich der Apex in der östlichen Hälfte des Himmels; also werden wir die Mehrzahl der Meteore im Osten erblicken.

Wenn es mir gelungen ist, diese Brandes'sche Erklärung ungefähr deutlich zu machen, so werden Sie zugeben, dass die besprochenen Variationen in der Zahl der Sternschnuppen gerade einen unwiderleglichen Beweis ihrer kosmischen Natur enthalten.

#### IV.

Wir gelangen nun zu den periodischen Sternschnuppen, welche in lang gestreckten elliptischen Bahnen um die Sonne kreisen, unter denen einige als identisch mit gewissen Kometenbahnen erkannt wurden.

Das Charakteristische für diese Erscheinungen sind, wie bereits erwähnt, die beiden Thatsachen: dass diese Meteorschwärme an bestimmten Tagen des Jahres wiederkehren, und dass die scheinbaren Bahnen all' dieser Tau-



sende von Sternschnuppen, rückwärts verlängert, sich sämmtlich in einem Punkte des Himmels, dem sogenannten Radianten, schneiden, dessen Lage von einem Jahre zum andern sich kaum merklich ändert.

Wir kennen heutzutage ungefähr 200 solcher Radianten, und also ebenso viel Meteor-Schwärme. Nur von dreien unter ihnen soll hier die Rede sein: von den Perseiden, oder der Gruppe, deren Radiant im Sternbilde des Perseus gelegen und die am 10. August sichtbar sind; von den Leoniden, deren Radiationspunkt im Löwen liegt und welche am 13. November erscheinen; endlich von dem jungen Schwarm des 27. November, dessen Radianten wir neulich im Sternbilde der Andromeda erkannt haben.

Ehe wir auf das Nähere eingehen, bitte ich meine verehrten Zuhörer sich Rechenschaft davon zu geben, wie die Erscheinung, welche Sie kürzlich beobachtet haben, d. h. also die Thatsache des scheinbaren Ausströmens der Meteore von einem Punkte nach allen Seiten, zu der Schlussfolge nöthigt, dass in einem solchen Falle die Erde einen Meteor-Strom kreuzt, dessen zahllose Theilchen sich in merklich parallelen Bahnen bewegen. Es ist das einfach eine Wirkung der Perspective, den Malern wohl bekannt, die — wenn sie Reihen paralleler Bäume oder Säulen zeichnen wollen, — dieselben wie von einem Punkte divergirend darstellen.

Sehen wir also einen solchen Divergenz-Punkt der Sternschnuppen, so schliessen wir, dass diese Sternschnuppen in Wirklichkeit parallele Bahnen ziehen, deren Richtung nach rückwärts verlängert eben auf den Radianten hinausläuft.

Wenn wir demnach die Lage des Radianten auf der Himmelskugel bestimmen, so erhalten wir damit die Rich-

tung der Tangente an der Meteorbahn zur Zeit der Beobachtung; ausserdem kennen wir einen Punkt dieser Bahn, da wir dieselbe ja im Augenblicke des Phänomens mit unserer Erde kreuzen. Da wir aber Richtung und Geschwindigkeit der Erde in diesem Augenblicke kennen, so brauchen wir damit nur die beobachtete Richtung und Geschwindigkeit der Sternschnuppen zu verbinden, um die Bahn der Letzteren zu finden. Nehmen wir für die Geschwindigkeit der Meteore das allgemeine Mittel, ungefähr  $1\frac{1}{2}$  mal die Erdgeschwindigkeit, so berechnet man leicht die Parabel, der die Meteore folgen. Denn es wird in der Geometrie gezeigt, dass eine Parabel vollständig bestimmt ist, wenn man ihren Brennpunkt (in unserem Falle die Sonne), einen Punkt der Curve und die Richtung der Tangente in diesem Punkte kennt.

Auf solche Weise berechnen die Astronomen zunächst eine parabolische Bahn für alle Meteorschwärme, deren Radianten beobachtet sind. Stellen Sie sich nun eine solche Bahn so zu sagen von einem Strom von Sternschnuppen ausgefüllt vor, und Sie werden ohne Weiteres begreifen, dass so oft die Erde an denselben Punkt gelangt, wo ihre Bahn die Meteorbahn schneidet, wir immer am gleichen Tage einen Sternschnuppenfall beobachten, der von derselben Himmelsgegend herzukommen scheint.

Wenn ich soeben sagte „am gleichen Tage“, so ist das nicht ganz richtig; vielmehr sehen wir den gleichen Meteorschwarm jedes Jahr um ein Weniges verzögert. Und gerade dieser Umstand gibt den besten Prüfstein ab für die Richtigkeit der kosmischen Theorie der Sternschnuppen.

Natürlich unterfange ich mich nicht, hier nur so nebenbei die astronomische Theorie des Vorrückens der

Tag- und Nachtgleichen entwickeln zu wollen; ich beschränke mich darauf, zu erwähnen, dass in Folge desselben die Erde jedes Jahr ein wenig später an denselben Punkt gelangt, als das Jahr vorher; so dass nach 72 Jahren die Erde sich erst am 8. December an dem Punkte befinden wird, wo sie heute, am 7. December, steht. Wenn also z. B. die Perseiden, oder der St. Lorenz-Strom, wie sie auch heissen, welche zu unserer Zeit am 10. August sichtbar sind, ein und demselben Punkte der Erdbahn entsprechen, so wird ihr Datum in jeder Periode von 72 Jahren um einen Tag vorrücken müssen. Das ist nun in der That genau der Fall; denn wenn man von den ältesten chinesischen Beobachtungen an den St. Lorenz-Strom bis in unsere Zeit verfolgt, so bemerkt man, dass derselbe im Kalender vorrückt, und zwar um einen halben Monat in einem Jahrtausend.

Aus allem bisher Gesagten leuchtet nun wohl ein, dass die Erde an gewissen Punkten ihrer Bahn grossen Meteor-Schwärmen begegnet, welche ihrerseits in parabolischen Bahnen oder in lang gestreckten Ellipsen um die Sonne kreisen. Diese beiden Curven gleichen sich bekanntlich sehr, namentlich in der Gegend der Sonnennähe. Man gelangt dazu, zwischen ihnen zu unterscheiden, und eine elliptische Bahn zu berechnen, wenn die Beobachtung der betreffenden Meteore ihre Umlaufszeit um die Sonne zu ermitteln gestattet. Das ist z. B. der Fall bei den Leoniden.

Dieser Meteorschwarm nämlich zeigt keineswegs in jedem Jahr die gleiche Intensität; in gewissen Jahren ist er ebenso glänzend gewesen, wie jüngst der Sternschnuppenfall vom 27. November, während er z. B. heuer ganz unbedeutend war. Als er am 13. November 1833 mit

herrlicher Pracht erschienen war, bemerkte Olbers, dass Alexander v. Humboldt ihn am 12. November 1799 ebenso glänzend gesehen und berichtet hatte, die Einwohner von Cumana erinnerten sich, im November 1766 ebenfalls einen prächtigen Sternschnuppenfall beobachtet zu haben. Darauf hin wagte Olbers eine ausnahmsweise glänzende Erscheinung der Leoniden für den 13. November 1866 in Aussicht zu stellen. Viele unter Ihnen werden sich entsinnen, dass diese Vorhersagung genau eingetroffen ist.

Seitdem hat man nun in allen Chroniken und Annalen Nachrichten über die besonders glänzenden Sternschnuppenfälle in den Nächten um den 13. November gesammelt, und hat durch deren Zusammenstellung gefunden, dass der Cyklus der Leoniden  $33\frac{1}{4}$  Jahre beträgt. Wir haben es hier also mit einem Meteorschwarm von einer begrenzten Ausdehnung zu thun, der in  $33\frac{1}{4}$  Jahren um die Sonne läuft und dessen Bahn die Erde am 13. November durchkreuzt. Befindet sich die Meteor-Wolke gerade an diesem Kreuzungspunkt, dem sogenannten Knoten der beiden Bahnen (was eben alle 33 Jahre der Fall ist), so gehen wir mitten hindurch und erblicken dann die zahllosen Sternschnuppen wie im Jahre 1866; ist hingegen in den folgenden Jahren, wie heuer z. B., die Wolke schon weit über den Knoten hinaus, so sehen wir nur einige spärliche Nachzügler, die hinter dem grossen Schwarm zurückgeblieben sind.

Kennt man nun aber für eine solche Gruppe ihre Umlaufszeit um die Sonne, sowie ihren Radianten, so kann man leicht ihre elliptische Bahn um die Sonne berechnen. Das that zuerst Schiaparelli für die Perseiden, für deren Umlaufszeit er 108 Jahre fand. — Angeregt von einem Gedanken, den Chladni bereits vor 50 Jahren ausgesprochen hatte, dass ein gewisser Zusammenhang zwischen

den Sternschnuppen und Kometen bestehen möchte, suchte der Mailänder Astronom in dem Verzeichniss der elliptischen Kometen und stiess alsbald auf den Kometen Nr. III vom Jahre 1862, dessen elliptische Bahn vollständig mit derjenigen übereinstimmte, welche er soeben für die Perseiden berechnet hatte.

Diese epochemachende Entdeckung wurde von Schiaparelli im November 1866 gemacht und im December desselben Jahres publicirt. Zugleich veröffentlichte er auch die von ihm berechnete elliptische Bahn der Leoniden, deren von Olbers prophezeite, glänzende Wiederkehr soeben stattgefunden hatte. Unterdessen aber hatte Professor Oppolzer in Wien die Bahn eines kleinen teleskopischen Kometen, der ebenfalls 1866 erschienen war, berechnet und für die Umlaufszeit desselben  $33\frac{1}{6}$  Jahr gefunden.

Die Gleichheit dieser Umlaufszeit mit der der Leoniden liess natürlich sofort eine neue Uebereinstimmung zwischen diesem Kometen und dem November-Meteorschwarm vermuthen. Und in der That war die Uebereinstimmung aller Elemente dieser beiden Bahnen eine so vollständige, dass Sir John Herschel beim Anblicke der betreffenden Zahlen ausrief: „jetzt ist kein Zweifel mehr möglich an der Gemeinsamkeit des Ursprungs der Kometen und Sternschnuppen.“

Nein, es ist nicht mehr daran zu zweifeln, dass gewisse Kometen unter dem auflösenden Einflusse der Sonne oder der grossen Planeten, denen sie zu nahe kommen, die äussersten und leichtesten Theile ihrer Masse verlieren, und dass diese losgelösten Kometen-Theilchen dann eben jene Sternschnuppen-Schwärme bilden, welche fortfahren sich in der betreffenden Kometenbahn um die Sonne zu bewegen.



Meine verehrten Zuhörer werden mich vielleicht fragen: welches sind aber die Kräfte, die auf solche Weise Kometen in Sternschnuppen auflösen? stammen nun alle Meteore von Kometen ab? muss man sich die Kometen etwa als grosse Sternschnuppen vorstellen? und in welcher Beziehung stehen die Kometenschweife zu den Meteorwolken?

Ich bedaure, dass die knapp zugemessene Zeit mir nicht erlaubt, auf alle diese Fragen einzugehen, gestehe aber zugleich, dass ich nicht im Stande sein würde, auf alle schon jetzt befriedigende und definitive Antworten zu geben.

Nur soviel sei gleich jetzt bemerkt, dass die auflösende Kraft, von der eben die Rede war, einfach in dem Unterschiede der Anziehung zu suchen ist, welchen die Sonne auf die ihr nächsten und auf die von ihr entferntesten Theile eines nahen Kometen ausübt. Die Dichtigkeit der Kometenmaterie ist eine so geringe, dass die Cohäsion oder gegenseitige Anziehung ihrer Moleküle nicht genügend ist, um jener zerreissenden Wirkung der Sonne zu widerstehen. Schiaparelli hat berechnet, dass wenn — wie es wahrscheinlich ist — die Kometen aus einer Art Conglomerat von Staubtheilchen, deren Gewicht etwa ein Gramm beträgt, bestehen, es genügt vorauszusetzen, dass die Entfernung zwischen diesen Theilchen grösser als 1,86 Meter sei, damit die Anziehung der Sonne eine Auflösung des Kometen zu Wege bringe, sobald derselbe ihr bis auf die Erdentfernung nahe kommt. Und wenn die Kometen aus zusammenhängender Materie mit gleichförmiger Dichtigkeit bestehen, so wird ihre Auflösung durch die Sonne erklärlich, sobald diese Dichtigkeit geringer als  $\frac{1}{3000000}$  ist. Wir wissen aber schon lange, dass die Dichtigkeit der Kometen oft noch viel geringer ist.

Nach alledem begreift man, dass ein Komet, der in

langgestreckter Bahn der Sonne näher als die Erde kommt, sich in einen Meteor-Schwarm oder Sternschnuppen-Ring auflöst, indem er zunächst seine äussersten Schichten verliert. Ist der sogenannte Kometen-Kern dicht genug, so wird die Auflösung keine vollständige sein und es wird dann neben der Meteor-Wolke ein kleiner Komet fortbestehen, wie dies bei den Leoniden und Perseiden der Fall ist. Immer aber werden die losgelösten Theilchen fortfahren um die Sonne zu kreisen in Bahnen, welche von der ursprünglichen Kometenbahn kaum verschieden sind; und der aufgelöste Kometenstoff wird sich allmählig über die ganze Kometenbahn ausbreiten, so dass er am Ende einen geschlossenen elliptischen Meteor-Ring bildet. Ist aber die ursprüngliche Bahn eine parabolische, so wird die Zerstreuung der Theilchen mit der Entfernung von der Sonne zunehmen, und wir haben dann sporadische Sternschnuppen.

Wenn aber endlich die Dichtigkeit sogar des Kernes nicht gross genug ist, um der auflösenden Wirkung der Sonne zu widerstehen, so wird auch der Kern zerreißen und so vielleicht mit der Zeit der ganze Komet sich in zahllose Sternschnuppen auflösen. Ein solches Beispiel haben wir kürzlich erlebt; denn, verehrte Anwesende, das himmlische Feuerwerk, das Sie am 27. November jüngst bewundert haben, war nichts Anderes als der bekannte Biela'sche Komet, welcher viele Jahre lang verschwunden war und von dessen Wiederauferstehung in Form eines glänzenden Sternschnuppen-Falles wir Alle Zeugen gewesen sind.

Zum Schlusse will ich Ihnen die Geschichte dieses merkwürdigen Kometen und seiner seltsamen Verwandlung erzählen.

Derselbe wurde am 27. Februar 1827 von Hauptmann Biela in Josephstadt in Böhmen entdeckt; die Astronomen fanden bald, dass er in  $6\frac{3}{4}$  Jahren um die Sonne kreist. Die Rechnungen ergaben ausserdem, dass seine Bahn bis auf 27,000 Kilometer der Erdbahn nahe kommt, und da der Kopf des Kometen einen Durchmesser von 64,000 Kilometer hatte, so war es klar, dass wenn etwa Erde und Komet zu gleicher Zeit sich in diesem Knotenpunkte ihrer Bahnen befinden sollten, die Erde von dem Kometen eingehüllt werden müsste. Man fürchtete also einen Zusammenstoss, eine Katastrophe! Es herrschte ein grosser Schrecken unter dem Volke, gerade so wie heuer, als zwei Genfer Spassvögel, indem sie den wohlbekannten Namen meines Collegen Plantamour schamlos missbrauchten, einen imaginären Kometen erfanden und, in Folge des Zusammenstosses zwischen diesem und der Erde, das Ende der Welt für den 12. August prophezeiten. Zu jener Zeit befand ich mich mit Herrn Plantamour im Kanton Appenzell auf dem Gäbris, um dort für die europäische Gradmessung astronomische Beobachtungen zu machen. Natürlich waren die fremden Sterngucker mit ihren seltsamen Instrumenten und der weithin sichtbaren Kuppel für die Appenzeller Landleute sowohl, als für die zahlreichen Touristen und die fast ebenso neugierigen Kühe ein grosses Räthsel; die Schlausten aber unter den Eingeborenen meinten, wir hätten unsere Sternwarte dort auf dem Berge errichtet, um — den Weltuntergang besser beobachten zu können! —

Um aber auf den Biela'schen Kometen zurückzukommen, so schwand die Furcht vor den entsetzlichen Folgen seiner Wiederkehr im Jahre 1832, als die Astronomen versicherten, der Komet würde bereits einen Monat

früher den gefährlichen Punkt passirt haben, ehe die Erde zu demselben gelange. Auch die Wiederkehr im Jahre 1838 ging ohne Unglück vorüber. Im Jahre 1846 aber zeigte der Komet unmittelbar nach seinem Periheldurchgange ein merkwürdiges Schauspiel: vor den Augen der Beobachter spaltete er sich in zwei Theile, die dann ruhig einer neben dem andern herliefen. Und im Jahre 1852 sah man die beiden Zwillinge zur festgesetzten Zeit wiederkehren, jedoch schon sehr schwach. Seitdem aber hat man sie, trotz aller Anstrengungen, nie mehr erblickt.

Als dann vor 6 Jahren Schiaparelli seine schöne Entdeckung gemacht hatte, kamen mehrere Astronomen auf die Vermuthung, der Biela'sche Komet habe sich vielleicht in Sternschnuppen aufgelöst. Unter Andern zeigte Professor Weiss in Wien in einer gelehrten Abhandlung, dass unter dieser Voraussetzung der Radiant des aus dem Kometen entstandenen Meteor-Stromes sich im Sternbilde der Andromeda befinden und dass der betreffende Sternschnuppen-Fall zwischen dem 27. November und 7. December 1872 eintreten müsse.

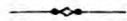
Nun wohl, Sie Alle werden bezeugen, mit welcher Genauigkeit diese kühne Prophezeiung des Wiener Astronomen sich erwahrt hat.

Zugleich aber haben Sie sich überzeugen können, dass die Erde ohne alle Gefahr mitten durch einen Kometen hindurchsegeln kann und dass der Welt-Untergang ein gar prächtiges Schauspiel ist.

---

MEBER

# HEBRÄISCHE POESIE.



VORTRAG,

gehalten im Rathhaussaale zu Zürich

am 22. Februar 1872

von

**Dr. Heinrich Steiner,**

Professor der Theologie in Zürich.



**BASEL.**

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Benno Schwabe.)

1873.



Schweighauserische Buchdruckerei.

Wenn ich Ihnen als Thema hebräische Poesie angekündigt habe, so ist es nicht meine Absicht, alles zu behandeln, was in hebräischer Sprache überhaupt gedichtet worden ist. Da könnte ich in einem Abend unmöglich fertig werden. Im Mittelalter nämlich, als die arabische Cultur sich im Abendlande eine Freistätte schuf und unter den Omejaden in Spanien mit der Wissenschaft auch die Kunst, im besondern die Baukunst und Poesie frisch aufzublühen begann, da war es zunächst das Judenthum, das die befruchtenden Keime dieser neuen Entwicklung in sich aufnahm. Vom 10. Jahrhundert an erzeugt das mittelalterliche Judenthum neben einer lawinenartig anwachsenden wissenschaftlichen Litteratur auch eine neue Art von Poesie, eine Nachahmung arabischer und abendländischer Dichtungsformen im Gewande der einfachen, in ihrem Ausdruck so knappen aber vielbezeichnenden und mannigfach dehbaren alttestamentlichen Sprache. Es entstehen zahllose Lieder für den gottesdienstlichen Gebrauch der Synagoge, ebenso aber auch weltliche Gedichte verschiedenster Art. Selbst die Gesänge der Troubadours finden ihr Echo in hebräischer Sprache, nicht minder der weltliche Roman in Form der arabischen Makame, und in Italien wird sogar die göttliche Comödie Dante's hebräisch nachgekünstelt. So wird denn auch die hebräische Sprache nach arabischem und abendländischem Muster metrisch behandelt, mit Reim, Silbenmass und geregelter Strophenbau aufgeputzt und

erscheint nun gar zierlich bald im Gewand des Sonetts, bald in dem der Terzinen, Octaven u. s. w.

Diese ganze neujüdische Poesie ist aber, wie Sie dem eben Gesagten schon entnehmen können, lediglich ein Kunstproduct, sie ist nicht aus dem Volksleben hervorgegangen, sondern in der Studirstube entstanden, sie ist, gestatten Sie mir ein Bild, eine nachgemachte Blume mit allerlei buntem Farbenspiel, aber ohne Duft und frischen Glanz. Nämlich schon im Lauf des letzten vorchristlichen Jahrhunderts verschwand die hebräische Sprache aus dem Munde des Volkes und wurde von der aramäischen verdrängt. Nur in Kirche und Schule blieb sie fortan noch in Gebrauch, wurde als Vermächtniss einer grossen Vergangenheit ängstlich bewahrt, bis in's Kleinste studirt, dem Gedächtnisse eingeprägt, und durch eifriges Studium konnten Viele in ihr so heimisch werden, dass sie dieselbe mit Leichtigkeit, wie eine lebende Sprache, handhabten; aber das Alte Testament galt von da an als vollendetes abgeschlossenes Sprachmuster, eine lebendige Entwicklung der Sprache war nicht mehr möglich, nur eine möglichst vollständige und richtige Ausbeute des vorhandenen Materials. Es verhielt sich mit dem Hebräischen der Juden ähnlich wie mit dem Latein bei den Christen im Mittelalter, und da wir hier nur von der aus der lebendigen Sprache erzeugten, naturwüchsig echten hebräischen Poesie reden wollen, können wir diese ganze jüdische mittelalterliche Litteratur bei Seite lassen. Unsern Gegenstand schöpfen wir demnach lediglich aus dem Alten Testament, denn dieses ist für uns die einzige und ausschliessliche Quelle althebräischer Litteratur. Wir haben wohl ausserhalb des Alten Testaments noch einige wenige sprachliche Ueberreste, z. B. Inschriften von Münzen aus der Makkabäerzeit und einiges andere, aber das

sind nur einzelne abgerissene Worte und Sätzlein, zusammenhängende hebräische Schriftwerke aus der Zeit der lebenden Sprache existiren für uns neben dem Alten Testament nicht, nur einige Apokryphen können wir etwa noch mit zur althebräischen Nationallitteratur rechnen, solche nämlich, die, wie das Buch Sirach und das erste Buch der Makkabäer, aus hebräischem Original in's Griechische übersetzt worden sind und denen wir indirect durch Rückübersetzung ihr älteres hebräisches Gewand wiedergeben können.

Wir haben also in einem verhältnissmässig nicht sehr grossen Bande Alles beisammen, was von hebräischer Litteratur sich erhalten hat. Auf der andern Seite können wir aber mit voller Bestimmtheit den Satz aussprechen, dass im Alten Testament uns lange nicht die ganze, überhaupt je vorhandene hebräische Litteratur vorliegt, sondern nur eine allmählig auf verschiedene Weise entstandene Quintessenz derselben, die im Verhältniss zu ihrem muthmasslichen vollen Bestande nur als Fragment bezeichnet werden muss. Das gilt im besondern vom dritten Theil des alttestamentlichen Kanons, den Ketubim oder Hagiographen, zu denen neben andern auch die poetischen Bücher des Alten Testaments gehören. Die Büchersammlung, welche wir Kanon nennen, war nämlich keineswegs ein von Anfang an fertiger Behälter, der jedes einzelne nationale Schriftdenkmal, sobald es entstanden war, in sich aufnahm. Vielmehr an eine Sammlung der einheimischen Litteratur dachte man erst, als die Productivität aufzuhören anfang, und abgeschlossen wurde diese Sammlung erst, als die Litteratur ihre Entwicklung und Blüthe längst hinter sich hatte. Manches Schriftwerk war im Laufe der Zeiten einfach verschwunden, andere schienen dem beschränkten dogmatischen Standpunkte einer jüngern Zeit nicht wichtig,

nicht religiös genug, um auf ihre Erhaltung mit gleicher Sorgfalt bedacht zu sein wie bei der gesetzlichen und prophetischen Litteratur; dazu kam noch, dass man für das, was nicht zu Gesetz und Propheten gehörte, keinen bezeichnenden Titel hatte und erst zuletzt an eine Sammlung dieser unbestimmten Kategorie von Schriften (Ketubim) dachte, kurz — wir dürfen behaupten, dass der dritte Theil des Kanons der relativ unvollständigste sei, und dass im besondern von hebräischer Poesie mehr vorhanden war, als was wir im Alten Testament lesen können. Immerhin aber ist die Differenz zwischen dem vollen Bestand der Litteratur und dem uns überlieferten nicht so gross anzuschlagen als z. B. beim Schriftthum des hellenischen Alterthums; die wichtigsten, gehaltvollsten und originalsten Producte hebräischer Poesie sind uns jedenfalls erhalten und wir können auf Grund dessen es wagen, eine annähernd zutreffende Charakteristik derselben zu geben.

Es gibt nun zwei Arten, von hebräischer Poesie zu reden. Die eine sieht in ihr von vorn herein eine heilige Poesie, ein Resultat unmittelbar göttlicher Eingebung, die der menschlichen Thätigkeit nicht viel mehr übrig liess als das bloss mechanische Aufzeichnen. Die andere erblickt in dieser Poesie, wie in jeder andern, zunächst ein nationales Product, ein Spiegelbild des hebräischen Volksgeistes, den Ausdruck individuell menschlichen Fühlens und Vorstellens, ein nach allgemeinen Regeln der Aesthetik zu beurtheilendes Erzeugniss menschlicher Kunst. Jene erstere specifisch religiöse Auffassung war in der frühern Zeit die gewöhnliche. Eine unbefangene Würdigung der hebräischen Poesie war von diesem Gesichtspunkte aus nicht möglich; statt des einfachen Wortsinnes suchte man, wo er nicht erhaben genug schien, einen tiefern und wo möglich eine



Beziehung auf die Mysterien der christlichen Religion und liess sich verleiten, auch rein weltliche Dichtungen, wie das hohe Lied, geistlich zu deuten, als ob ein tiefes Geheimniss hinter ihnen verborgen läge. Diese einseitig theologische Behandlung des Alten Testaments war lange Zeit hindurch die allein gültige; die andere Auffassung, die wir kurzweg die menschliche nennen können, bahnte sich erst etwa seit Mitte des 18. Jahrhunderts einen festen sichern Weg zuerst in den „academischen Vorlesungen über die heilige Poesie der Hebräer“ des englischen Bischofs Lowth und dann noch vollendeter in Herders Buch „vom Geist der hebräischen Poesie“, dessen dem Gegenstand congeniale, sinnige und begeisterungsvolle Darstellung wohl geeignet war, diese neue Auffassung sehr bald zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen.

Statt die Sprache der Bibel wie ein übernatürliches Wunder anzustaunen, ging man jetzt darauf aus, sie zu verstehen, ihre Schönheiten mit gesundem, menschlichem Sinn herauszufühlen. Man vernahm die Stimme Gottes nicht mehr blos als ein ausserhalb des Menschen wirkendes magisches Agens, sondern in den Aeusserungen der schlichten unverfälschten Menschennatur selbst, man erkannte den Vorzug der hebräischen Poesie vor allem darin, dass sie echte Naturpoesie sei, man verglich sie mit andern, zunächst mit den ihr am nächsten verwandten der übrigen semitischen Völker und lernte so ihre Eigenthümlichkeit besser verstehen und unbefangener würdigen. Heutzutage ist diese menschliche, ästhetisch urtheilende und vergleichende Behandlung der hebräischen Poesie die vor dem Forum der strengen Wissenschaft allein gültige.

Gestatten Sie denn auch mir den Versuch, sie Ihnen in dieser Weise darzustellen, und zwar will ich zunächst



einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken über die geistige Eigenart der Völkerfamilie, zu der die Hebräer gehörten und die man die semitische zu nennen pflegt. Der specifisch hebräische Typus wird sich, wie ich glaube, an diesem Familientypus leichter erkennen und schärfer bestimmen lassen.

Wenn wir die Semiten mit den Indogermanen vergleichen, so ergibt sich für jene im Ganzen ein bedeutendes Minus geistiger Productionskraft. Zunächst in ihren wissenschaftlichen Leistungen stehen die Semiten hinter den Indogermanen ohne Frage weit zurück. Was sie im Mittelalter an solchen aufzuweisen haben, ist zum grössten Theil erst unter dem Einfluss des Abendlandes, besonders der griechischen Philosophie entstanden. Die Hebräer im besondern haben in der Zeit ihrer selbstständigen nationalen Existenz für die Wissenschaft so viel wie nichts geleistet; zu philosophischem Denken waren sie nicht geschickt, und ihre Geschichtschreibung, die man etwa anführen könnte, war eine annalistische oder religiös didactische, aber keine wissenschaftlich kritische. Nicht minder gross ist die Differenz auf dem Gebiete der Kunst. Unter den räumlich objectiven Künsten ist es nur die Baukunst, für welche die Semiten einiges Geschick an den Tag gelegt haben, aber lange nicht so, dass sie darin z. B. mit den Griechen wetteifern könnten. Ihre Bauten, der salomonische Tempel sowohl wie die Moscheen und Paläste der Sarazenen in Spanien, zeichnen sich mehr durch glänzende Ausstattung im Einzelnen, durch reiches und zierliches Detail aus, als durch harmonische Massenwirkung, durch organische Gliederung aller Theile nach einem einheitlichen grossen Plane. Plastik und Malerei vollends haben bei den semitischen Völkern und zumal bei den Hebräern fast keine Stätte gefunden.

Der Grund davon liegt nicht ausschliesslich in religiösen Bedenken, sondern vor allem in wirklichem Mangel an plastischem Formensinn. Dem Semiten fehlt die Gabe, sich in die Totalanschauung eines äussern Gegenstandes ruhig zu versenken, alles Einzelne in seiner Beziehung zum Ganzen richtig aufzufassen. Er haftet zu sehr am Einzelnen, was gerade hervorsticht, sein Gefühl besonders afficirt, und so vermag er auch selbst keine Gestalten zu schaffen. Ein ähnliches Verhältniss zeigt sich auf dem Boden der Poesie, und hier lenken wir nach einem kleinen Umweg in unser Thema wieder ein. Alle Semiten haben nur in einer einzigen Gattung der Poesie sich ausgezeichnet, nur eine selbstständig ausgebildet, nämlich die, welche das Gefühl, die subjective Empfindung zu ihrem Gegenstande hat, also die Lyrik. In der epischen und dramatischen Poesie sind die Semiten nicht über die Anfänge hinausgekommen. Die erzählenden Stücke im Pentateuch, ebenso manche Abschnitte in den Büchern der Richter, Ruth und Samuels enthalten einzelne epische Momente, aber ein kunstvolles, zusammenhängendes Nationalepos besitzen die Hebräer nicht; es fehlte ihnen der plastische Sinn, den diese Dichtungsart verlangt, die Fähigkeit, einen grossen Erzählungsstoff klar, übersichtlich und gleichmässig in allen Theilen zu gestalten, die objective Welt vollständig, bis in die kleinen Einzelheiten hinein dichterisch zu reproduciren. Und ebenso wenig wie die hebräische Poesie hat die arabische ein Epos aufzuweisen. Die Erzählungen von 1001 Nacht, an die Sie vielleicht denken, sind kein original arabisches Product, sondern von Osten her, zunächst aus Persien zu ihnen herübergewandert. Gleich dem Epos fehlt den Semiten auch das ausgebildete Drama, die vollendetste Dichtungsform, die alle andern in sich aufnimmt und zu einem neuen

Ganzen vereinigt. Eine Schaubühne hatten die Hebräer nicht; das griechische Theater, als es von den Herodiern auf palästinischen Boden verpflanzt werden wollte, war ihnen ein Greuel. Auch in der arabischen Poesie, so gross sie dem Umfange nach ist, suchen wir nach dem Drama vergebens. Die Makamen sind blosse Erzählungen mit Wechselgesprächen, sie führen uns einzelne lose an einander gereimte Scenen, einen bunten Wechsel der Situationen vor, aber keine zusammenhängende Handlung, keine eigentliche Entwicklung der Charaktere. Die kunstvolle Mimik, das Heraustreten des Einzelnen aus seiner subjectiven Welt, das sich Hineinleben in eine andere Persönlichkeit war etwas dem Semiten durchaus Fremdes, und wenn man das Hohelied oder das Buch Hiob ein Drama genannt hat, so ist daran nur so viel richtig, dass beide einige Anfänge und Keime zum Drama haben, den Dialog und den Wechsel der Scene. Für die Aufführung aber war keines bestimmt, und im Buch Hiob steht die Handlung vom dritten Capitel an vollständig stille. Es bleibt also dabei, dass die den Semiten charakteristische Dichtungsart die Lyrik ist, und es darf uns nunmehr nicht wundern, dass wir von den übrigen Künsten hauptsächlich die Schwester der Lyrik, die Musik, bei ihnen ausgebildet finden, und endlich noch als Begleitung beider den Tanz, die unmittelbare Darstellung des Gefühls in entsprechenden Bewegungen der Glieder.

Als Haupteigenthümlichkeit der Semiten tritt nach dem Gesagten hervor: das Vorwiegen des Gefühlslebens, der subjectiven Empfindung. Er betrachtet die Aussenwelt zunächst so, wie sie sein Gefühl afficirt, Liebe oder Hass, Lust oder Schmerz, Staunen oder Bewunderung in ihm erregt; er schildert die Dinge nach dem ersten überwältigenden Eindruck, den sie auf ihn machen, er vermag

noch nicht, in alle Einzelheiten der objectiven Welt einzudringen, sie in klarem übersichtlichem Zusammenhange anzuschauen; er lässt die Aussenwelt nicht langsam und ruhig auf sich einwirken, sondern erfasst sie an einzelnen Punkten, die ihn besonders anziehen, mit einseitig gesteigerter Leidenschaft. Die Schönheit ist für ihn noch nicht ein harmonisches Ebenmass einer Fülle von Erscheinungen, schön ist für ihn vor allem das Erhabene, Gewaltige, Geheimnissvoll-Mächtige, das was ihn unmittelbar packt und hinreisst. Er steht der Natur gegenüber wie ein staunendes Kind, das über jede neue Erscheinung in Verwunderung geräth und von dem einen, was seine Phantasie gerade beschäftigt, nicht genug reden kann.

Mit dieser entschieden subjectiven, wesentlich durch das Gefühl bestimmten Denkungsart geht nun aber bei'm Semiten Hand in Hand ein scharfer Verstand, der die Dinge nach ihrem Verhältniss zum Subjecte misst, auf ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit ansieht und wiederum das practische Verhalten des Menschen zur Aussenwelt nach seinen Zwecken und Mitteln genau zu bestimmen sucht, eine gewisse Weltklugheit, die mit einfachen Vorstellungen operirt, diese aber mit Consequenz und Zähigkeit auf alles Einzelne anzuwenden weiss. Es liegt nahe, hier darauf hinzuweisen, wie für mathematische Wissenschaften und mechanische Beschäftigungen die Semiten von jeher ein besonderes Geschick gezeigt haben, und wie anderseits dieses verständige Messen und Abwägen der Dinge nach ihrem practischen Werthe und Nutzen sie zu gewinnbringendem Handelsverkehr von jeher qualificirt hat; ich kann das aber nur im Vorbeigehen erwähnen, wichtiger ist hier, dass diese practische Klugheit in besonderem Masse auch die Phantasie der Semiten angeregt hat, dazu nämlich, für all' die



verschiedenen Beziehungen des Verhaltens zur Welt und zum Menschen einen schlagenden, bündigen Ausdruck zu finden, wo möglich irgend eine Analogie nahe liegender bekannter Dinge, eine Vergleichung mit Erscheinungen der todten oder belebten Natur. Die Spruchweisheit ist ein specifisches Eigenthum der semitischen Völker, und so stellt sich als zweite Hauptart der Poesie neben die lyrische die didactische, deren Inhalt die Lebensphilosophie der Semiten ist, deren Form bald der einfache Spruch, bald die Fabel oder Parabel, bald auch das ausgeführte Lehrgedicht.

Wir haben bisher von der hebräischen Poesie gesprochen, so weit sie auf gemeinsamem Boden mit der übrigen semitischen Völker steht. Die gemeinsamen Eigenthümlichkeiten und besonders der Parallelismus der hebräischen und arabischen Poesie liessen sich noch weiter verfolgen, allein ich fürchte, dadurch zu weit von meinem Ziele abzukommen. Wir haben jetzt näher zu untersuchen, welches neben dem allgemein semitischen der specifisch hebräische Charakter dieser Poesie war.

Was die hebräische Poesie in erster Linie auszeichnet, ist die Einheit und Idealität ihrer Weltanschauung. Die den Semiten eigenthümliche subjective Denkungsart steigert sich bei den Hebräern dazu, dass sie die ganze Welt unter dem Eindruck eines Gefühls betrachten und aus diesem Gefühl einen Gedanken ableiten, dem alles Einzelne untergeordnet wird. Dieses Gefühl ist das der Schwäche und Abhängigkeit des Menschen, der Endlichkeit, Hinfälligkeit, Veränderlichkeit alles irdischen Seins und Geschehens — der Gedanke, der daraus abgeleitet wird, ist, dass die Natur kein selbstständiges Dasein habe, dass sie von einem höheren Wesen abhängt, das im Gegensatz zu ihr ewig, unveränderlich, unbeschränkt sei. Den Ursprung dieser

Weltanschauung zeigt schon die Sprache selbst. Das Wort für Mensch, *enósch*, bedeutet im Hebräischen Schwäche, und ihm steht ein anderes gegenüber, *elóah*, Stärke, Macht, und letzteres ist Name für Gott. Die höchste Steigerung des Gefühls menschlicher Schwäche und Abhängigkeit führt zur Vorstellung einer höchsten, absoluten Macht, die als absolute nur als einheitliche, persönlich freie gedacht werden kann. Auf diesem Wege wird die Weltanschauung des Hebräers zu einer vorwiegend, ja ausschliesslich religiösen und eben damit auch zu einer einheitlichen und idealen. Das spiegelt sich natürlich auch in seiner Poesie wieder, verleiht ihr vor allem Erhabenheit und Einfachheit. Das ganze Leben der Natur wird auf eine höher waltende geistige Macht bezogen und so überall Einheit des Zweckes geschaut, ein letzter Zusammenhang aller einzelnen Erscheinungen festgehalten. Der Donner ist die Stimme Gottes, die Winde sind seine Boten, die Wolken die Hülle seines Lichtglanzes, die Blitze seine Diener, die Sonne die Verkünderin seiner Majestät. Er spannt den Himmel aus, er bindet die Wolken wie Schläuche, er sendet den Regen, öffnet die Schatzkammern des Schnee's und Hagels, erquickt die Erde mit Thau, kleidet die Pflanzen und gibt den Thieren Speise, jedem zu seiner Zeit. Die hebräische Poesie ist voll von solchen Schilderungen der göttlichen Allmacht (am schönsten im Buche Hiob, namentlich c. 9, 26 u. 38 fg.; ferner Ps. 8, 19, 29, 104). Von einem Naturgesetz weiss der Hebräer noch nichts, aber die Ahnung eines solchen, das Gefühl eines Zusammenhangs aller einzelnen Erscheinungen ist in ihm lebendig, und die einfach kindliche Weise, wie er ihm Ausdruck gibt, bleibt als Poesie für alle Zeiten schön und erhaben; hat doch auch Humboldt (Kosmos II, Cotta'sche Ausgabe, S. 44 fg.)

ihr seine Sympathie nicht versagt. Diese einheitliche Weltanschauung lehrt dieselbe Ordnung und Zweckmässigkeit auch in den Begebenheiten der Menschenwelt erkennen; was in der Natur die Allmacht und Weisheit, das wirkt hier die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, die jedes sündhafte, vermessene Thun der Menschen ahndet, die Stolzen demüthigt, die Niedrigen erhöht und das Gute über alle bösen Mächte der Welt triumphiren lässt. Die Kehrseite zu diesen Schilderungen der göttlichen Majestät und Allwirksamkeit sind dann jene Stellen, die vom Loos des schwachen, staubgeborenen Menschen reden, ihn vergleichen mit einer Blume, die abfällt, wenn der Wind weht, mit einem Schatten, der vorüber eilt, mit einem Gebilde von Thon, das zusammenbricht, mit einer Wolke, die verfliegt, mit einem Kleide, das zerfällt u. a. m.

Am ergreifendsten sind diese melancholischen Betrachtungen im Buche Hiob (c. 7 u. 14) und in einigen Psalmen, z. B. jenem, der beides neben einander stellt, die Ewigkeit, Unveränderlichkeit Gottes und die Endlichkeit, Vergänglichkeit des Menschen, Ps. 90.

Ehe die Berge wurden  
Und Erde und Welt entstanden,  
Von Ewigkeit zu Ewigkeit bist du Gott.  
Du machst die Menschen wieder zu Staube  
Und sprichst: kehret zurück, ihr Menschenkinder.  
Denn tausend Jahre sind in deinen Augen  
Wie der gestrige Tag, wenn er dahin ist,  
Und wie eine Wache in der Nacht.

Ferner Ps. 102, 26 fg.:

Ehedem hast du die Erde gegründet  
Und deiner Hände Werk sind die Himmel;  
Sie werden vergehen, du aber bestehest,

Sie alle werden veralten wie ein Kleid,  
Wie ein Gewand wechselst du sie und sie wechseln —  
Du aber bleibst der Selbe  
Und deine Jahre nehmen kein Ende.

Ps. 103, 14 fg.:

Gott kennet unser Gebilde,  
Ist eingedenk, dass wir Staub sind.  
Der Mensch, dem Grase gleich sind seine Tage  
Und wie die Blume des Feldes, so blühet er.  
Wenn ein Hauch über ihn fährt, ist er nicht mehr  
Und nicht mehr kennet ihn seine Stätte.

Es sind besonders die spätern Dichter, die diesen elegischen Ton lieben; der lebensmuthige Geist der frühern Zeit hebt daneben auch jenes andere hervor, welch' hohe Stellung der Mensch bei alle dem unter den übrigen Geschöpfen einnimmt, wie er von allen Gott am nächsten steht und zum Herrn über die Schöpfung berufen ist.

Ps. 8, 4 fg.:

Schau ich deinen Himmel, das Werk deiner Finger,  
Mond und Sterne, die du geschaffen:  
Was ist der Mensch, dass du sein gedenkest,  
Und das Menschenkind, dass du sein dich annehmest?  
Und doch, nur wenig hast du ihm fehlen lassen, dass  
er Gott sei,  
Mit Hoheit und Ansehen hast ihn gekrönt,  
Hast ihn gemacht zum Herrn über das Werk deiner  
Hände,  
Hast Alles ihm zu Füßen gelegt.

Wenn aber der Monotheismus die Natur zum abhängigen Geschöpfe macht, so erscheint sie dem Hebräer darum nicht als todtes Einerlei, das seine Phantasie in keiner Weise anregte. Vielmehr gerade ihm ist eigen ein unge-

mein tiefes Naturgefühl, ein liebevolles sich Hingeben an die Natur, ein lebendiges Uebertragen menschlicher Empfindungen und Affecte auf die Pflanzen- und Thierwelt. Dieses Naturgefühl zeichnet bis zu einem gewissen Grade die Semiten überhaupt aus, noch viel lebhafter aber als z. B. in der arabischen Poesie ist es in der hebräischen ausgeprägt. Das liegt zum Theil schon in der verschiedenen Naturumgebung begründet. Die echt arabische Poesie ist aus dem Beduinenleben hervorgegangen; sie ist eine Tochter der Wüste, es fehlt ihr die Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Naturanschauung. Was die Einbildungskraft des Beduinen beschäftigt, das sind hauptsächlich die Lufterscheinungen, der Zug der Wolken und Winde, das Erscheinen des lang ersehnten Regens, das majestätische Gewitter und dann wieder die Erhabenheit des gestirnten Himmels; dagegen die organische Welt gibt seiner Phantasie wenig Nahrung, unter den Pflanzen ist es fast nur die Palme, unter den Thieren das Kameel, das Pferd und der Esel, die wilde Kuh und die Gazelle, die sein Naturgemälde beleben, und das gibt der arabischen Poesie eine gewisse Einförmigkeit, wenn auch einzelne Dichter, wie ein Imriul-Kais, Antara, Tarafa, Lebid u. a. es verstehen, diese wenigen Bilder mit einer ungemeinen Lebendigkeit und Anschaulichkeit zu schildern. Dagegen das Land, in dem die Hebräer wohnten, Palästina, bot dem Blicke überall eine bunte Abwechslung: Berg und Thal, Einöde und grüne Weide, nackte Felsen und bewaldete Abhänge, grüne Hügel und schneebedeckte Höhen, blumige Auen und dunkle Haine — alles oft unmittelbar neben einander. So stehen denn auch den hebräischen Dichtern viel mehr und mannigfaltigere Bilder aus dem Naturleben zu Gebote als den arabischen, und weiter: wie der Hebräer für jede Stim-



mung des Herzens in der Natur ein Echo findet, so lässt er auch die Natur selbst an seinem Empfindungsleben mit theilnehmen, macht sie zu einem persönlichen Wesen, das wie der Mensch fühlt und handelt. Sie jauchzt und jubelt, klagt und seufzt, sie bebt und zittert, trauert und schämt sich mit dem Menschen, jedes ausserordentliche Ereigniss übt auf sie die gleiche Wirkung wie auf das Menschengemüth. Wie die Israeliten aus der Gefangenschaft zurückzukehren im Begriffe sind, da jubelt die Wüste ihnen entgegen, sie zieht ein festlich Gewand an, sie wird zum üppigen Garten, Berge und Hügel frohlocken, die Bäume klatschen in die Hände und in den kommenden glücklichen Tagen wird alles hell werden, wird Gott seinem Volke sein ein ewig Licht, vor dem Sonne und Mond erbleichen. (Vgl. bes. Jes. 35. 41, 18 fg. 44, 23. 55, 12 fg. 60, 19 fg. 65, 17 fg.) Auf der andern Seite, wenn Gott zum Gericht erscheint, wenn eine grosse Katastrophe im Anzug ist, da wankt die Erde in ihren Grundvesten, da verdüstert sich der Himmel, der Glanz der Sonne schwindet, Mond und Sterne leuchten nicht mehr. (Joel 3, 4. 4, 15. Jes. 13, 10. 24, 19 fg. Ez. 32, 7. Ps. 18, 8 fg. 97, 4 fg.) Wir sehen, wie stimmungsvoll der Hebräer die Natur betrachtet, ihr Leben und Seele einzuhauchen weiss; seine Naturanschauung ist eine durchaus lyrische, ich möchte fast sagen musikalische. Die Melodie, die sein Inneres erfüllt, klingt ihm aus der ganzen Welt entgegen, und indem der Dichter ihr diese weite Resonanz giebt, spricht er um so mächtiger und eindringlicher zum Herzen.

So liegt es dem Hebräer denn ungemein nahe, sich jeden Naturgegenstand als persönliches Wesen zu denken. Seine Sprache ist solcher Personendichtungen voll. Stimme, Mund, Lippe, Hand, Angesicht werden mit Leich-

tigkeit auch leblosen Dingen beigelegt, ja sogar Eigenschaften und Zustände können persönlich gedacht und einem Einzelnen in der Weise zugeschrieben werden, dass man ihn als ihren Sohn bezeichnet. Ein Schlechter heisst Sohn der Schlechtigkeit, ein Tüchtiger Sohn der Tüchtigkeit, ein dem Tode Verfallener Kind des Todes, ein Elender Sohn des Elends, ein Fetter Sohn der Fettigkeit u. s. w. Ein ähnlicher Ausdruck ist, was ich beiläufig erwähnen will, Sohn Gottes, was der Sache nach nicht mehr sagen will als göttlich, Gott nahe stehend; so heissen z. B. die Engel im Alten Testament etwa Gottessöhne. (Hiob 1, 6. 2, 1. 38, 7. Ps. 29, 1. 1. Mos. 6, 2.) Mit derselben Leichtigkeit wie auf die Natur, überträgt nun aber der Hebräer persönlich individuelle Gefühle nebst ihren Organen auf Gott. Er spricht in dichterisch unbefangener Weise von Affecten, von Unmuth, Zorn, Langmuth, Eifersucht Gottes und ebenso unbefangen von Haupt, Augen, Ohren, Nase, Mund, Hand und Fingern Gottes. Man hat über diese Ausdrucksweise schon genug gespottet und gesagt, der Gottesbegriff im Alten Testament sei ein sehr sinnlicher, niedriger. Um den Gottesbegriff handelt es sich aber hier gar nicht; die begriffliche Definition ist für den Hebräer die eines unsichtbaren geistigen Gottes, daneben aber hat er auch lebendig dichterische Vorstellungen von Gott, sucht ihn seinem Gemüth und Herz näher zu bringen, um auf innige unmittelbare Weise mit ihm verkehren zu können, und das ist nur möglich, indem er ihn menschlich denken, handeln und empfinden lässt. Es ist nicht zu leugnen, dass solche dichterischen Vorstellungen mit der Zeit im Bewusstsein des Volkes Realität gewinnen und sinnliche beschränkte Begriffe von Gott erzeugen können, ursprünglich aber sind sie weiter nichts als Belebungsmittel für Sinn, Phantasie und

Gemüth des Menschen, und die Personification hat hier so gut ihre Berechtigung und Begründung wie in der Naturdichtung.

Das mag genügen, um Ihnen zu zeigen, wie innig das Empfindungsleben des Hebräers mit der Natur verwachsen ist und wie sehr seine Poesie die Natur zu beleben und zu vergeistigen weiss, ohne dass die Grundauffassung von der geschöpflichen Abhängigkeit der Natur dadurch beeinträchtigt würde. Wenn der hebräische Dichter die Gestirne zu belebten Wesen macht (Richt. 5, 20. Hiob 38, 7. Jes. 24, 21), so sind sie darum keine selbstständigen Wesen, sondern Geschöpfe Gottes und ihm dienend; wenn er die Sonne besingt, sie vergleicht mit einem Helden, der kühn und freudig seine Bahn wandelt, mit einem Bräutigam, der strahlend aus seiner Kammer tritt, so thut er es nur, um den Hauptgedanken zu illustriren, dass Gott in ewig gleicher Majestät über der Welt throne, dass der Himmel seinen Ruhm verkünde Tag für Tag. (Ps. 19, 1—7.) Wir begreifen also, warum die Hebräer bei aller Lebendigkeit ihres Naturgefühls keine Mythologie hatten. Wir finden wohl einzelne Mythen im Alten Testament, aber keine eigentliche Mythologie, und jene Mythen haben das Eigenthümliche, dass sie weniger Vorgänge der Natur als vielmehr des Menschenlebens zu ihrem Gegenstande haben, nämlich die ersten Anfänge des Menschenlebens oder vielmehr gewisse allgemeine menschliche Vorgänge und Zustände, die aus einem einmaligen uranfänglichen Ereigniss abgeleitet werden. Da der Hebräer für alles Geschehende, das er noch nicht als innerlich nothwendig zu begreifen vermag, einen Anfang in der Zeit sucht, so tritt, wo die Ueberlieferung aufhört, die Phantasie ergänzend ein und veranschaulicht das Allgemeine, Allen Gemeinsame zu einem Individuell-Anfänglichen. So wird jedes Volk in der Ein-

heit eines Stammvaters gedacht, die Vertheilung und das Verwandtschaftsverhältniss der den Hebräern bekannten Völker wird in die Anschauung einer Familientafel der Söhne Noahs zusammengedrängt (1. Mos. 10), die ideale Gattungseinheit des Menschengeschlechts wird durch die Annahme eines ersten Menschenpaars erklärt (1. Mos. 1. 2), die allen Menschen gemeinsame Entwicklung aus dem unschuldsvollen Kindheitszustande zum Selbstbewusstsein und eigenmächtigen Gebrauch des freien Willens wird an der Geschichte dieses ersten Menschenpaares nachgewiesen (1. Mos. 3), die Verschiedenheit der Sprachen und Völker wird hergeleitet von einer einmaligen, durch Gott selber veranlassten Trennung (1. Mos. 11, 1—9). An diese mythischen Anfänge der Geschichte der Menschheit schliessen sich sodann (1. Mos. 12 fg.) die Anfänge der israelitischen Geschichte, die bis zur Königszeit herab uns im poetischen Gewande der Sage entgegentritt. Die bevorzugte Stellung, die Israel den umwohnenden Völkern gegenüber einzunehmen sich bewusst war, wird als eine von Gott uranfänglich beabsichtigte und schon den ersten Stammvätern kundgegebene dargestellt, die spätere Volksgeschichte erscheint vorbildlich in der Geschichte der Stammväter, was an nationalen Hoffnungen und Wünschen, an sittlichen und religiösen Ideen im Volke lebte, wird auf geschichtliche Anfänge zurückgeführt, und in der Persönlichkeit der Stammväter, vor allem Jakobs, hat der israelitische Volkscharakter unbewusst sein eigenes getreues Abbild mit seinen Licht- und Schattenseiten gezeichnet. Wir wollen nicht leugnen, dass diesen Erzählungen auch echte Stammes- und Familienüberlieferungen zu Grunde liegen, aber ebenso klar ist auch, dass ihre einzelnen speciellsten Züge ein Product dichter der Volkssage sind. Eben darum treten sie uns mit einer



so wunderbaren Anschaulichkeit und Frische entgegen, zwar im Gewande schlichter Prosa, aber vom Hauch der Poesie durchweht. Derselbe dichterische Genius, der es verstand, der Natur Leben und Empfindung einzuathmen, hat auch die todten Gestalten der Vergangenheit belebt, hat auch menschliche Verhältnisse und vor allem die sittlichen und gemüthlichen Seiten des Familienlebens mit einer Einfalt, naiven Herzlichkeit und Traulichkeit zu schildern gewusst, die immer jung und frisch bleibt, noch uns anspricht und entzückt.

Ich habe Ihnen in den Hauptzügen die Eigenthümlichkeit der hebräischen Poesie ihrem Inhalt nach darzustellen gesucht; ehe ich weiter gehe, dürfte es am Platze sein, noch ein Wort über die Form dieser Poesie beizufügen, obgleich ich mir gestehen muss, dass ich Ihnen hierüber nur einige allgemeine Andeutungen geben kann, da das Einzelne nur den des Hebräischen Kundigen verständlich wäre.

Sie alle haben schon in den Psalmen gelesen und vielleicht sich gefragt, worin denn eigentlich die poetische Form dieser Lieder bestehe, da wir nun einmal gewohnt sind, dieselbe im regelmässigen Wechsel von betonten und unbetonten Silben und wohl auch im gleichmässigen Klang der Versausgänge zu suchen. Vielleicht haben Sie gedacht, das liege nur an der Uebersetzung, die das Original nur dem Sinne nach wiedergebe, nicht lautlich nachbilde. Dem ist aber nicht so. Wenn ich Ihnen einen Psalm hebräisch vorlesen würde, so hätten Sie wieder Veranlassung, dieselbe Frage zu stellen. Um es kurz zu sagen: ein eigentliches Metrum mit geregelter Folge von langen und kurzen oder betonten und unbetonten Silben besitzt die hebräische Poesie nicht, und sie unterscheidet sich dadurch nicht nur von der antik classischen, sondern ebenso wohl auch von der ihr zunächst verwandten, der arabischen. Die arabische



Poesie folgt sehr genauen und bestimmten metrischen Regeln, sie hält sich streng an den Reim, und ihre Versmasse sind beinahe so mannigfaltig wie die der griechischen. In diesem Punkte übertrifft sie die hebräische bei weitem, allein sie ist auch jünger, viel viel jünger als diese. Die ältesten arabischen Gedichte, die wir kennen, gehören alle erst den nachchristlichen Jahrhunderten an, und weit- aus die meisten erst der Zeit nach Muhammed. Sodann ist die arabische Sprache für ein quantitirendes Metrum durch- aus geeignet, die hebräische aber nicht, weil hier fast alle Silben lang sind, dort aber lange und kurze sich ziemlich gleichmässig vertheilen. Dies beiläufig — und Sie wieder- holen nun wohl die Frage: hat also die hebräische Poesie gar keine metrische Form? Ich antworte: doch — aber eine sehr leicht und lose gebundene, sie besteht nämlich nur darin, 1) dass die Verse aus Verszeilen bestehen, welch' letztere ungefähr gleiche Länge haben, 2) dass eine be- stimmte Anzahl solcher Verszeilen sehr häufig in gleicher Folge wiederkehrt, das Lied also strophisch gegliedert ist. Die metrische Einheit ist also nicht der Vers, wie wir ihn in unserem Texte lesen, sondern die Verszeile, von denen oft 2, oft 3 und 4 auf einen Vers kommen. Nur so lässt sich eine etwelche Gesetzmässigkeit im äussern Bau der hebräischen Gedichte nachweisen, und eine solche musste doch vorhanden sein, wenn ein Lied mit musika- lischer Begleitung gesungen werden sollte. Aber wie ge- sagt: ein genaues Mass für die Länge der Verszeilen, z. B. für die Zahl der betonten Silben in denselben, giebt es nicht, nur ein ungefähres, sie dürfen in der Länge nicht zu stark von einander abweichen. Man hat sich schon vielfach bemüht, ein bestimmteres Gesetz für den hebräi- schen Versbau nachzuweisen, es ist aber bis jetzt nicht ge-

lungen und ich glaube, es wird auch nicht gelingen. Es fehlte eben den Hebräern wie an plastischem Formensinn, so auch am Gefühl für völlige Gleichmässigkeit des rhythmischen Versbaues. Es kam ihnen bei ihrer Poesie mehr auf den Inhalt als auf den strengen Zuschnitt der Form an. Das unterscheidende Merkmal der hebräischen Poesie ist weit weniger jener Zeilenrhythmus, als vielmehr der ganze Styl der poetischen Rede, die gewähltere Diction, die kühnere Satzstellung, die häufigere Anwendung von Bildern, Tropen u. s. w. und sodann im Allgemeinen möglichste Lebendigkeit und Anschaulichkeit im Ausdruck der Gedanken; z. B. wird selten ein Gedanke für sich allein hingestellt, sondern alsbald durch einen zweiten gleichen, ähnlichen oder entgegengesetzten verdeutlicht, ergänzt, gehoben, verstärkt. Man nennt das gewöhnlich den Parallelismus der Glieder, und der Name mag angehen, nur sollte man ihn nicht für die metrische Form dieser Poesie gebrauchen, da er vielmehr nur eine rhetorische Eigenthümlichkeit derselben bezeichnet, die sie mit der prophetischen Rede theilt.

## II.

Ich möchte nunmehr versuchen, Ihnen noch ein kurz gedrängtes Bild zu geben von der Entwicklung der hebräischen Poesie, so weit wir sie nach den im Alten Testament uns erhaltenen Schriftstücken verfolgen können.

Die älteste grössere Kunstdichtung, die wir kennen, ist ein Triumphlied aus der ersten Heldenzeit des Volkes, als Israel das Land, in welchem es sich bleibend niederlassen wollte, den Kanaanitern erst abkämpfen musste. Besonders im Norden, gegen Phönizien zu, konnten die Israeliten nur langsam Boden gewinnen, bis die nördlichen

Stämme, Naphthali und Sebulon an der Spitze, sich zusammenthaten und, von einem muthvollen Weib, der Debora, begeistert, unter der Führung Baraks einen Hauptschlag gegen die Kanaaniter führten. Es war Debora selbst, welche mit schwungvollen Worten diesen Sieg besang, den Nationalgott für seine Hülfe pries, über einzelne Stämme, die feig und träge zu Hause geblieben waren, bitteren Hohn und Tadel ausgoss und zum Schlusse noch die kühne That jener Jael verherrlichte, die mit eigener Hand den gefürchteten Feldhauptmann Sisera erschlagen hatte. Wir besitzen also schon aus dem 13. Jahrhundert vor Christi Geburt ein kunstvolles, auch im Rhythmus ausgebildetes hebräisches Gedicht, dessen Aechtheit gegen jeden Zweifel gesichert ist. Und nicht erst in der Richterzeit haben die Hebräer zu dichten angefangen; ist es doch von vorn herein nicht glaublich, dass ganz unvermittelt, mit einem Male die hohe Stufe erstiegen worden sei, auf der wir das Deboralied finden. Der Dichtergenius war im Volk Israel auch früher schon thätig. Wir haben davon einzelne Andeutungen, die bis in die mosaische Zeit hinaufgehen, weiter hinauf aber nicht, denn über Mose hinaus verliert sich die geschichtliche Kunde im nebelhaften Dunkel der Sage, und wir haben allen Grund, die hebräische Litteratur überhaupt erst mit Mose beginnen zu lassen. Leider aber sind uns aus der mosaischen und der nächstfolgenden Zeit nur ganz wenige Reste von Poesie erhalten, so der kurze, nachher zu einem grössern Lied (2. Mos. 15, 1—19) erweiterte Pään, den Mirjam anstimmte nach dem Durchzug der Israeliten durch's rothe Meer (2. Mos. 15, 21), dann das Gebet bei'm Aufbruch und bei'm Ausruhen der Bundeslade (4. Mos. 10, 35. 36), ein kurzes Siegeslied über den Fall von Hesbon (4. Mos. 21, 27—30) und ein anderes

Liedchen, dessen Gegenstand ein für uns sehr prosaisches, für den Nomaden aber höchwichtiges Geschäft ist, das Graben eines Brunnens (4. Mos. 21, 17. 18). (Die grössern, dem Mose selbst zugeschriebenen poetischen Stücke 5. Mos. 32. 33 gehören erst einer viel spätern Zeit [dem 8. Jahrh.] an, und noch jünger ist Ps. 90). Lesen Sie dann weiter im Buche Josua, so ist z. B. jenes „Sonne, stehe still zu Gibeon und Mond im Thal von Ajalon!“ (Jos. 10, 12) ein kurzes geflügeltes Dichterwort, das dann freilich von der spätern Ueberlieferung in nüchterne Prosa umgestempelt wurde und so jene bekannte Erzählung vom Stillstehen der Sonne erzeugte. Von solch' einfacher Volkspoesie finden wir einzelne Spuren auch noch in den Erzählungen über die zweite Hälfte der Richterzeit, so in der Fabel Jothams (Richt. 9, 7 fg.) und einzelnen Parthien in der Geschichte Simsons. Ein künstlicheres, aber weniger poetisches Product, etwa aus der Zeit Samuels, ist der sogenannte Segen Jacobs, eine Schilderung des Schicksals der 12 Stämme im Phantasiegewand einer alten Weissagung (1. Mos. 49, 1—27).

Sie sehen, was wir von hebräischer Poesie aus der Zeit vor Einführung des Königthums besitzen, ist wenig, aber Beweis genug dafür, dass, seitdem Israel als Volk existirte, es gemeinsame Interessen hatte und an gemeinsamen Thaten sich freute, auch die Dichtung die Begleiterin seines Volkslebens war. Sie sehen weiter, dass die Anfänge hebräischer Poesie durchaus volksthümlichen und vorwiegend weltlichen Charakters waren, meist Kriegs- und Heldenlieder, ihrem Inhalt nach vielfach verwandt mit der altarabischen Poesie, wie denn das ganze Volksleben in der Richterzeit von dem, welches arabische Beduinenstämme noch jetzt führen, nicht sehr verschieden und von religiösen Interessen noch wenig beeinflusst war. Auch das Königthum Sauls brachte noch

keine wesentliche Aenderung in die öffentlichen Zustände, wohl aber bezeichnet das Königthum Davids in dieser Beziehung einen grossen Wendepunkt. Wenn unter David Israel zu politischer Macht und Festigkeit und zum vollen nationalen Selbstbewusstsein kam, wenn der jugendliche König das Volk von Sieg zu Sieg führte, so war jene Zeit an sich schon eine poetisch begeisternde, und indem durch alle diese grossen Erfolge das Vertrauen zum Nationalgott mächtig sich hob, wurde mit der nationalen auch die religiöse Begeisterung zunächst in Einzelnen und durch diese dann im Volke geweckt. Unter diesen Einzelnen steht voran der König David selbst, ein Held und Sänger zugleich, als Mann der That sowohl wie als genialer Kopf allen seinen Zeitgenossen voranleuchtend. Die Ueberlieferung macht ihn zum Schöpfer der Psalmenpoesie, d. h. der kunstvollen Verbindung von Dichtung, Gesang und Saitenspiel, und wir haben durchaus keinen Grund, diese Ueberlieferung zu beanstanden. Im 2. Buch Samuels sind uns zum Glück einige unzweifelhaft echte Proben Davidischer Dichtkunst aufbewahrt, wie die Elegie auf Sauls und Jonathans Tod (2. Sam. 1, 19—27), die Todtenklage über Abner (2. Sam. 3, 33. 34), die sogenannten letzten Worte Davids (2. Sam. 23, 2—7), und sodann der grosse, kunstvolle Hymnus (2. Sam. 22), mit dem der königliche Dichter Gott dankte, nachdem er ihn aus allen Gefahren glücklich gerettet und auf den Gipfel der Macht gestellt hatte. Von der musikalischen Begabung Davids gibt uns das 1. Buch Samuels (16, 18. 23. 18, 10. 19, 9) und Amos 6, 5 vollkommen sichern Beleg, und weiter geht aus den im Ganzen den Stempel geschichtlicher Treue und Unbefangenheit tragenden Erzählungen aus dem Leben Davids hervor, dass er bei aller orientalischen Naturwüchsigkeit und Sinnlichkeit,



die hie und da zu ungezügelterm Ausbruch kam (2. Sam. 11) ein Mann von Gemüth, Herz und Edelsinn war (1. Sam. 18, 1 fg. 20, 41. 24. 26. 2. Sam. 1. 4. 9. 19) und auch in seiner hohen Stellung sich stets bewusst blieb, dass er nicht eigenem Verdienst, sondern göttlicher Gunst und Leitung sie verdanke (2. Sam. 4, 9 fg. 6, 21 fg. 7, 18 fg. 15, 26. 16, 10 fg. u. a.). Nach alledem dürfen wir annehmen, dass David ein religiöses Lied wie den 18. Psalm, der von der Geschichtserzählung (2. Sam. 22) ihm ausdrücklich zugeschrieben wird, wirklich gedichtet hat, und mit dem einen ist die Möglichkeit auch für andere bewiesen. Ausser dem genannten Psalm können wir noch etwa von 12 andern (Ps. 3. 4. 7. 8. 11—13. 15—17. 19, 1—7. 29) mit einiger Sicherheit behaupten, dass sie Kinder seines Genius und irgend einer bestimmten Situation in seinem Leben seien.

Die von David geschaffene Dichtungsform blieb muster-gültig für die Folgezeit; sie gab die Tonart an für alle religiösen Gesänge, die fortan in Israel erklangen, bald als Lob- und Danklieder, bald als Klagen und Gebete aus tiefer Noth, bald ohne besondere Veranlassung als Stimme des ruhigen, gottergebenen Gemüths. Wir können es also begreifen, wie man in der spätern Zeit sich daran gewöhnte, jedes ähnliche Lied kurzweg ein davidisches zu nennen, und wie endlich eine unkritische Ueberlieferung aus dem im Allgemeinen davidischen Charakter solcher Lieder ohne weiteres auch davidische Autorschaft schloss. Im Ganzen werden dem königlichen Sänger 73 Psalmen beigelegt und bei sehr vielen liegt es offen auf der Hand, dass er sie nicht gedichtet haben kann.

Die Psalmenpoesie ist unstreitig das eigenthümlichste, individuellste Product hebräischer Kunst, und sie wird in ihren besten Erzeugnissen von keiner Poesie irgend eines andern

Volkes übertroffen an Einfachheit und Ursprünglichkeit der Empfindung, an Innigkeit des religiösen Gefühls, an Energie des Glaubens, an kindlicher Bewunderung der Majestät und Erhabenheit Gottes, an sinniger Betrachtung der mannigfachen Spuren der göttlichen Wirksamkeit im Leben der Natur wie in den Schicksalen der Menschen. Die Psalmen sind der classische Ausdruck für die Sprache des religiös gestimmten Gemüths, und so sind sie auch das beliebteste Gebetbuch der christlichen Welt geblieben. Viele der schönsten Wendungen in unsern Liturgien und Kirchenliedern sind ihnen entnommen.

Die 150 Psalmen, welche uns erhalten sind und die den verschiedensten Zeiten (von David an bis herab zum 2. Jahrh. v. Chr.) angehören, sind ohne Zweifel nicht die einzigen, die Israel überhaupt besass, sondern nur die einzigen, die wir besitzen, und erhalten sind uns vorzugsweise die, welche für gottesdienstliche Zwecke, sei es für den Tempelgesang, sei es für Privaterbauung, sich am meisten eigneten, ganz besonders also die, welche für den Tempeldienst selbst gedichtet wurden, was bei den meisten nach-exilischen Psalmen der Fall war. Aus eben diesem Grunde, weil die Sammlung ein Gebet- und Gesangbuch für die Gemeinde sein sollte, erklärt es sich, dass wir von den allerwenigsten dieser Lieder die Namen der Dichter angeben können. Je mehr sie ein Lieblingsgut, ein gemeinsames Eigenthum der Gemeinde wurden, um so weniger hatte man ein Interesse, ihre individuelle Veranlassung zu kennen, ganz so wie bei uns die Wenigsten nach den Dichtern der Lieder in ihrem Kirchengesangbuch fragen.

Wie Davids Name Typus für die religiöse Lyrik bei den Hebräern geworden ist, so knüpft sich auf der andern Seite an den Namen Salomo's vorzugsweise ihre welt-

liche Poesie. Dem Salomo werden von den Büchern unseres Kanons drei zugeschrieben: die Sprüche, das Hohe Lied und der Prediger. Wörtlich genommen ist diese Ueberlieferung unrichtig, denn keines dieser Bücher ist so, wie es vorliegt, wirklich von Salomo selber verfasst worden, das können wir mit leichter Mühe beweisen. Aber ganz aus der Luft gegriffen ist sie darum nicht. Zu Grunde liegt ihr die auch sonst bezeugte Thatsache, dass Salomo gleich seinem Vater ein geistreicher und im besondern ein poetisch begabter König war, und zweitens, dass seine poetische Begabung sich besonders weltlichen Gegenständen zuwandte; von der Weltklugheit sowohl wie von der üppigen Sinnlichkeit Salomo's haben wir ja auch andere Beweise (1. Kön. 3, 16 fg. 10. 11, 1 fg.). Die 1005 Lieder, die ihm zugeschrieben werden (1. Kön. 5, 12), waren also wohl meistens weltlichen Inhalts, und nahe liegt die Annahme, dass er, der ein so zahlreiches Harem hielt, sich besonders auch im Liebeslied versucht habe. Wenn weiter von ihm gesagt wird: er redete 3000 Sprüche (ebend.), so lernen wir daraus, dass er seine Weisheit an den Mann zu bringen, das rechte Wort für sie zu finden verstand, in der Weise, die bei den Orientalen von jeher die beliebteste war, in der Form des kurzen, durch irgend eine Vergleichung oder treffende Gegenüberstellung belebten Sinnspruchs. Solche Sprüche bei jeder Gelegenheit bereit zu haben, da und dort in die Unterhaltung leicht und gefällig zu verweben, ist bei den Orientalen noch jetzt das Kennzeichen eines geistreichen Mannes, und als solcher war Salomo ja weithin bekannt und berühmt (1. Kön. 5, 9 fg. 10). Wir werden ihn demnach als Begründer dieser zwei Arten von Poesie, des Liebesliedes und der Gnomenpoesie betrachten dürfen, und sein Name wurde für dieselben typisch ähnlich wie

derjenige Davids für die Psalmendichtung, so dass Alles, was von gleicher Art nachher entstand, unter seinem Namen umlief und einfach als salomonisches Lied oder salomonischer Spruch bezeichnet wurde. Wie viel von echt salomonischer Dichtung in die genannten Bücher übergegangen sei, kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden, und statt uns mit dieser Frage zu quälen, wollen wir lieber auf die Bücher selbst, so wie sie sind, noch einen kurzen Blick werfen.

Das Hohe Lied übt seinen Zauber noch immer auf Jeden, der für gesunde, frische Naturpoesie Sinn und Geschmack hat. Manches freilich muthet uns seltsam an, wie jene derb sinnlichen, in's Kolossale steigernden, zum Theil geradezu unschönen Vergleichen im 4. und 7. Capitel, aber wir wollen das der ungebundenen, an kein harmonisches Mass gewöhnten orientalischen Phantasie zu gute halten, um so mehr, als verschiedene Personen im Gedichte auftreten und der Dichter unverkennbar die Absicht hatte, die üppige und lüsterne Weise, in der Salomo die Liebe empfindet und ausspricht, in Gegensatz zu stellen zu dem feineren, innigeren, empfindungsvolleren Liebesgeplauder der Sulamith und ihres Geliebten auf dem Lande. Man mag am Hohen Lied dies und jenes zu tadeln finden, z. B. auch den Mangel an durchsichtigem Plan, den unvermittelten, vom Leser oft schwer zu erkennenden Wechsel der Scenen und Personen, seinem Inhalte nach bleibt es darum doch ein unvergängliches Denkmal erotischer Poesie, dem sich in andern Litteraturen wenige an die Seite stellen lassen. Was das Hohe Lied ganz besonders auszeichnet, ist die unbefangene Sinnlichkeit im Bunde mit einer ernst sittlichen Auffassung der Liebe. Die letztere tritt namentlich am Schlusse (8, 6 fg.) heraus in den schönen Worten:

Mächtig wie der Tod ist Liebe  
Fest wie die Hölle ist eifrige Minne.  
Ihre Gluthen sind Feuergluthen, eine Gottesflamme.  
Gewaltige Wasser können nicht löschen die Liebe,  
Und Ströme fluthen sie nicht hinweg.  
Wenn Einer bietet all' sein Vermögen um die Liebe —  
Man wird ihn verachten.

Unser Dichter will vor allem zeigen, dass die Liebe nichts künstlich Gemachtes, durch äussere Mittel Hervorzurufendes sei, sondern wie ein göttlicher Funke in der Menschenbrust von selber sich entzünde. „Wecket nicht, wecket nicht auf die Liebe, bis es ihr selbst gefällt!“ Diese Mahnung kehrt mehrmals wieder (2, 7. 3, 5. 8, 4) und eben die Sulamith ist es, welche trotz aller Lockungen und Schmeicheleien des Königs dem Mann ihres Herzens treu bleibt und uns zeigen soll, dass jeder echte Liebesbund im wahren Gefühl einen sittlichen Halt habe und darum fest und unauflöslich sei.

Während wir vom Hohen Lied mit ziemlicher Sicherheit die Entstehungszeit, nämlich als solche das 10. Jahrhundert bestimmen können, ist das bei den Sprüchen, wie leicht einzusehen, nicht möglich. Wir können nur ungefähr angeben, wann die Spruchsammlung angelegt wurde. Wir wissen, dass sie in den Zeiten Hiskia's noch Nachträge erhielt (Spr. 25, 1), und ihr letzter Abschluss wird etwa in das nächstfolgende 7. Jahrhundert fallen. Das gilt von der Sammlung; wann aber und wo die einzelnen Sprüche entstanden seien, lässt sich hier so wenig genau angeben wie bei den Sprüchwörtern irgend eines andern Volkes. Salomonische Sprüche können gar wohl mit darunter sein, sie aber und gerade nur sie aus den andern heraus erkennen zu wollen, wäre ein eitles Bemühen.

Im Ganzen können wir auch die Sprüche mit zur weltlichen Poesie rechnen. Zwar fehlt auch das religiöse Ele-



ment nicht; wiederholt wird zur Gottesfurcht als dem Anfang der Weisheit ermahnt und hingewiesen auf die göttliche Gerechtigkeit und Vergeltung, weitaus die meisten aber haben das sittliche und sociale Leben im Auge und nicht wenige sind blosse Klugheitsregeln, wie z. B. die Warnungen vor Leichtgläubigkeit, Schwatzhaftigkeit, Unvorsichtigkeit, vor dem Bürgschaftleisten für Andere u. ä. Durchgängig gibt sich in den Sprüchen ein gesunder practischer Sinn und eine ernste sittliche Lebensauffassung kund, mögen sie sich nun auf die öffentlichen Verhältnisse oder auf den engern Kreis des Familienlebens oder auf das Verhältniss zum Nächsten überhaupt beziehen. Faulheit, Falschheit, Verleumdung und Zanksucht, Selbstgefälligkeit und Hochmuth, Betrug in Handel und Verkehr werden in nachdrücklicher, oft auch witzig ironischer Weise verpönt, und ermahnt wird dagegen zu Fleiss und Genügsamkeit, zu heitrem Sinn, zu Geduld und Bescheidenheit und vor allem zu Wohlthun und Mildthätigkeit gegen den Nächsten, selbst gegen den Feind, zu treuer Gattenliebe und strenger Kinderzucht. Die Sprüche sind für uns ein lebendiger Sittenspiegel der Zustände in Israel, und sie enthalten gar vieles, was als practische Lebensweisheit und als Sittengebot noch heute Jedem an's Herz gelegt werden kann. Einigermassen systematisch geordnet sind sie übrigens nur in den neun ersten Capiteln und in einigen Parthien am Ende, z. B. ganz am Schlusse lesen wir das sogenannte goldene ABC, eine zusammenhängende Schilderung vom emsigen Fleiss und vom Glücke einer wackern, tugendhaften Hausfrau. Sonst sind sie meist lose an einander gereiht, und der poetische Werth des Buches liegt nicht in seiner Composition im Ganzen, sondern lediglich in der Form der einzelnen Sprüche. Hierüber nur noch ein kurzes Wort.

Eine der häufigsten und ansprechendsten Formen ist die Vergleichung (und das hebräische Wort für Spruch: *maschal*, bedeutet auch zunächst Gleichniss, Vergleichung):

„Wie Essig den Zähnen und Rauch den Augen  
So ist der Faule dem, der ihn sendet“ (10, 26).

„Eine laufende Dachtraufe am Regentage  
Und ein zänkisch Weib, die sind sich gleich“ (27, 15).

Sehr oft wird auch Bild und Sache unmittelbar neben einander gestellt:

„Goldene Aepfel an silbernen Zweigen,  
Ein Wort gesprochen zu seiner Zeit“ (25, 11);

„Eisen das Eisen schärft  
Und ein Mann schärft die Schneide des Andern“ (27, 17);  
oder ein Satz wird durch sein Gegenteil hervorgehoben  
oder an Ungleichen gemessen:

„Das Andenken des Gerechten bleibt in Segen,  
Aber der Frevler Name vermodert“ (10, 7).

„Manchen nennt Einer seinen lieben Freund,  
Aber einen treuen, wer mag ihn finden“ (20, 6)?

„Lieber wenig mit Rechtschaffenheit  
Als viel Einkommen unrechtmässig“ (16, 8).

„Besser ein Gericht Kohl und Liebe dabei  
Als ein gemästeter Ochs und Hass dazu“ (15, 17).

Auch kann ein Spruch etwa aus einem einfachen, inhaltsvollen Satze bestehen:

„Wer seinen Mund behütet und seine Zunge  
Behütet vor Gefahren seine Seele“ (21, 23).

„Die Lehre des Weisen ist Lebensquell,  
Um zu entgehen den Fallstricken des Todes“ (13, 14).

„Der Faule dünkt sich weiser als Sieben,  
Die gescheidt antworten“ (26, 16).

Die wesentliche Eigenthümlichkeit dieser Dichtungsart liegt darin, dass irgend ein Gedanke möglichst bündig, anschaulich, einleuchtend zum Ausdruck gebracht, dem Verständnisse nahe gelegt und etwa auch mit Witz und Humor gewürzt wird. In solcher Form konnte der bei'm bessern Theile des Volkes liegende Fonds an Lebensklugheit und sittlicher Bildung am leichtesten Eigenthum der Gesammtheit werden; auf den allgemeinen Bildungszustand des Volkes haben die Sprüche ohne Zweifel grossen Einfluss geübt, und einzelne sind bis auf den heutigen Tag Volkssprüchwörter geblieben.

Das Meisterstück hebräischer Dichtung ist ohne Frage das Buch Hiob, das wir seinem Wesen und Ursprung nach ein religiös-philosophisches Lehrgedicht nennen können. Sein Thema ist das menschliche Leiden nach seinem Grund und Zweck, oder allgemeiner: das Verhältniss von Schicksal und Schuld, die Rechtfertigung der göttlichen Weltregierung den Unregelmässigkeiten des irdischen Weltlaufs gegenüber. Der traditionelle Glaube der Hebräer war, dass Unglück und Schuld in einem constanten, congruenten Verhältnisse stehen, dass jede Sünde ihre entsprechende Strafe in diesem Leben finde, und dass demnach auch alles Unglück und Leiden, das den einzelnen Menschen treffe, Folge von Sünde sei. Dieser einseitig harten, mechanischen Vergeltungslehre stellt das Buch Hiob die Ansicht entgegen, dass es Leiden gebe, die durch keine besondere Schuld veranlasst seien, sondern über den Menschen kommen, weil Gott ihn prüfen wolle, mit andern Worten, dass das Leiden des Einzelnen nicht immer einen besondern Grund, aber wenigstens einen Zweck habe, den nämlich, seine geistige Kraft zu stählen, damit er dem wankenden äussern Geschick den festen Halt des sittlichen Selbstbewusstseins entgegenzustellen und so

über den Anstoss seines Glaubens an eine göttliche Weltregierung hinwegzukommen vermöge. Denn diese ist, das will unser Gedicht schliesslich zeigen, über das kleinliche Schema menschlicher Begriffe erhaben, die bestehende Weltordnung ist trotz aller scheinbaren Unregelmässigkeiten doch die beste, denn Niemand ist mächtiger und weiser als Gott. Niemand also kann es besser machen als Er.

Von philosophischem Standpunkt aus lässt sich gegen das Buch Hiob manches einwenden. Es ist ein ungenügender Versuch selbstständiger Speculation und kommt, nachdem es den Anlauf dazu genommen, bei dem Resultate an, dass man nicht speculiren, sondern glauben soll, Gott fürchten und das Böse meiden (c. 38 fg. 28, 28). Um so höher steht es als Dichtung, nur dürfen wir nicht denselben ästhetischen Massstab wie an die Schöpfungen des classischen Alterthums an dasselbe legen. Es ist vorab keine einheitliche Kunstform, in der uns diese Dichtung entgegentritt, weder die lyrische, noch die epische, noch die dramatische, sie hat von jeder etwas, geht aber in keiner ganz auf. Seinem Zwecke nach ist das Buch Hiob ein Lehrgedicht, aber ohne jeden nüchtern pedantischen Ton, vielmehr weiss der Dichter zur Durchführung seiner Ideen alles zu verwenden, was Schönheit der Sprache, Fülle der Anschauung, Schmuck der Phantasie, Lebhaftigkeit der Empfindung dem Hebräer zu leisten vermochten, und wenn ein langer und im Ganzen resultatloser Wortstreit an sich etwas Ermüdendes hat und wir oft den Eindruck gewinnen, der Dialog komme nicht recht vom Flecke, die Gedankenentwicklung sei nicht klar genug, so werden wir dafür vollauf entschädigt durch die schwungvollen lyrischen Ergüsse, die jedem Capitel seine eigenthümliche Schönheit verleihen; bald sind es Seufzer und Klagen über die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des

irdischen Lebens, bald erhebende Schilderungen der göttlichen Allmacht und Weisheit, bald Bilder aus dem bewegten Menschenleben, insbesondere von jähem Wechsel des Schicksals, bald Scenen aus der Natur, Betrachtungen über den wunderbaren Zusammenhang des Weltalls, über die weise Ordnung im Kleinen und dann wieder über einzelne staunenswerthe Phänomene, kurz wo wir das Buch aufschlagen mögen, auf jeder Seite finden wir eine solche Glanzstelle, wo der Dichter seine Meisterschaft in Behandlung lyrischer Stoffe an den Tag legt. Gleich vollendet ist die in epischem Tone gehaltene Einleitung des Buches mit ihrer doppelten Scene im Himmel und auf Erden und mit der poetisch wirkungsvollen Figur Satans. Hat doch auch Goethe hieran seine Freude gehabt und es nicht verschmäht, die Scene im Himmel als Einleitung zu seiner Faustdichtung nachzubilden, und auch in andern Beziehungen hat die Faustdichtung manches Verwandte mit Hiob. Beiden gemeinsam ist das sich Auflehnen der in heissem Seelenkampf gewonnenen Ueberzeugung gegen eine überlieferte Begriffswelt, das aus dumpfer Verzweiflung sich herausringende Suchen nach Licht, Einheit und Zweck in unserem irdischen Dasein, die kühne Energie des Willens, die, um die Widersprüche des Lebens zu lösen, über die dem Menschen gesetzte Schranke hinauszugreifen und selbst gegen die göttliche Weltordnung sich zu erheben wagt.

Nach der wahrscheinlichsten Annahme fällt die Abfassung des Buches Hiob an's Ende des 8. Jahrhunderts oder in den Anfang des 7.; sein Problem ist ein Widerhall jener Katastrophe, die in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts mit einem Theil des israelitischen Staatslebens auch einen guten Theil des alten kindlich zuversichtlichen Glaubens in Trümmer schlug und eine Vertiefung und neue Befestigung der mosaischen Weltanschauung gebieterisch forderte.



Das Buch Hiob steht, gleichwie unter den Propheten Jesaja, an der Grenzscheide des Aufgangs und Niedergangs der politischen und geistigen Existenz Israels. Der dichterische Genius des Volkes ist von da an im Abnehmen begriffen, die Unglücksschläge, welche in der chaldäischen Periode über Juda kommen und mit der Zerstörung Jerusalems enden, lähmen jede freudige Begeisterung, sind zu schwere Fesseln für die leichten Schwingen der Phantasie. In der Elegie, dem fast einzigen poetischen Producte dieser Unglückszeit, ich meine in den Klageliedern Jeremia's, vernehmen wir die erschütternde Stimme eines zerschlagenen Herzens, die düstern Klänge der Schwermuth, die dumpfe Sprache der Resignation, die ernste Predigt der Busse, und das Alles ist wohl geeignet, das innigste Mitgefühl in uns zu erwecken, uns das Bild jener entsetzlichen Katastrophe lebendig vor die Seele zu führen, aber wir spüren hier wenig mehr von echt poetischem Hauch, und die künstliche, alphabetisch gebundene Form entschädigt uns nicht für die Eintönigkeit des Inhalts.

Zu höherem Schwunge beflügelte sich die Phantasie erst wieder am Ende des Exils, als die nationalen Hoffnungen neu auflebten; die glänzenden Zukunftsträume, die überschwenglichen Schilderungen vom neuen Jerusalem, die wir bei'm babylonischen Jesaja (c. 40 fg. bes. c. 54. 60. 61. 65. 66) lesen, sind die ersten Kinder dieser neu auflebenden poetischen Begeisterung, und sodann eine Reihe von Psalmen, die den ersten Jahrzehnden nach der Rückkehr angehören und die zum Theil den besten Producten der vorexilischen Lyrik wenig nachstehen. (Vgl. von den sogenannten „Stufenpsalmen“ Ps. 121—124, 127 fg., ferner Ps. 93, 95—100, 103, 104, 114 u. a.) Aber das war nur eine kurze Nachblüthe der hebräischen Poesie. Die Zeiten ver-

düsterten sich bald wieder, und seit der von Esra und Nehemia durchgeführten gesetzlichen Restauration des Staates trat an die Stelle des eigenen Schaffens und Dichtens mehr und mehr das gelehrte Studium, das eifrige Sammeln und Erhalten der vorhandenen geistigen Schätze, die dogmatische Engherzigkeit und Spitzfindigkeit, und wenn etwa Einzelne sich noch im Dichten versuchten, so war es meist nur ein Arbeiten nach der Schablone, ein Austreten der schon gebahnten Geleise, ein phantasieloses Versmachen, von dem wir im 119. Psalm und einigen ähnlichen Schlages Beispiele haben.

Ein schwaches Nachbild findet auch das Buch Hiob in dieser jüngsten Zeit im Prediger, einem theilweise immer noch originellen Product. Das durch den Zwiespalt des alten Glaubens mit einer widersprechenden Wirklichkeit gequälte Denken macht sich hier Luft im kecken Zweifel. Auf die Frage nach dem Zweck alles menschlichen Lebens und Strebens, nach dem bleibenden Resultat alles Mühens und Arbeitens weiss der Verfasser keine andere Antwort als die: Alles ist eitel, nichtig, es gibt kein absolutes höchstes Gut für den Menschen, Alles bewegt sich im Kreise, nichts Neues unter der Sonne, kein bleibendes Ziel menschlicher Entwicklung lässt sich erkennen und die einzige annehmbare Lebensregel ist die: essen, trinken und fröhlich sein, den Augenblick geniessen, so oft man ihn erhaschen kann (2, 24. 3, 12. 5, 17 fg. 8, 15. 9, 7 fg.). Ueber die göttliche Weltordnung soll man nicht nachgrübeln (3, 14. 6, 10. 8, 17), aber den Glauben an eine solche und an eine gerechte Vergeltung nicht aufgeben (11, 9. 12, 14). Dieser Schluss kommt etwas unvermittelt, wir haben hier Skepsis und Glauben neben einander, also jedenfalls keine consequente philosophische Lösung des Problems. Die alte Welt-

anschauung wird zerschlagen und ihr Bruchstück muss dann doch wieder die mangelhafte neue zusammenflicken. Wenn der Prediger dem Inhalt nach mit dem Buch Hiob verwandt, eine Weiterführung der dort begonnenen und wieder aufgegebenen Speculation ist, so sind die beiden Bücher an poetischem Werth doch sehr verschieden. Koheleth steht in dieser Hinsicht weit unter Hiob und begreiflich! der Skepticismus erzeugt keine Begeisterung mehr. Wo soll sich diese entzünden, wenn dem Menschen alles nichtig und eitel erscheint? Von phantasievoller Sprache ist hier wenig mehr zu spüren, nur die concrete, bündige Ausdrucksweise der alten Spruchpoesie wird hie und da mit Geschick nachgeahmt. Weit gelungener ist ihre Nachahmung jedoch in dem auf den Boden der alten religiösen Weltanschauung und ihren nationalen Standpunkt wieder zurückkehrenden Spruchbuch des Jesus ben Sirah, das ursprünglich hebräisch geschrieben war, also hier noch mit erwähnt werden darf.

Ich kann hier schliessen, wenn ich mir auch wohl bewusst bin, dass ich in dieser kurzen Zeit Ihnen nur einige Umriss und Skizzen vorzuführen im Stande war. Möge es mir gelungen sein, wenigstens diese Umriss deutlich gezeichnet und so mein Thema Ihrem Verständniss und Interesse um Einiges näher gerückt zu haben. Gestatten Sie mir noch eine allgemeine Bemerkung:

Wenn wir die alte Auffassung, dass die ganze hebräische Litteratur eine durch unmittelbar göttliche Eingebung entstandene, ihrem Inhalte nach durchweg heilige Litteratur und dass demnach auch die hebräische Poesie die vollendetste und erhabenste sei, mit der keine andere der Welt sich vergleichen lasse, wenn wir diese theologisch beschränkte Auffassung des alten Testaments heutigen Tages einfach aufgeben müssen, so bleibt darum doch der hebräi-

schen Poesie für alle Zeiten der Vorzug, echte, unverfälschte Naturpoesie zu sein, ein durchaus originales Product eines gesunden Volksgeistes und solcher Original-litteraturen gibt es wenige, ich nenne die indische, griechische und germanische. Wohl lässt sich mit diesen die hebräische nicht vergleichen an Fülle und Vielseitigkeit des Inhalts, sie beschränkt sich in der Hauptsache auf eine Gattung, die Lyrik, und auch in der Lyrik haben z. B. die Griechen ein viel weiteres Gebiet menschlichen Lebens und Strebens umspannt und weit kunstvollere Formen geschaffen als die Hebräer, aber in Einem sind die Hebräer unübertroffen: in Unmittelbarkeit und Frische, Tiefe und Lebendigkeit der Empfindung. Je weniger ihre Dichter durch ein kunstreiches Metrum sich gebunden fühlen, um so leichter können sie ihr Inneres ganz und voll ausströmen lassen, und was das Menschenherz zu allen Zeiten am meisten bewegt hat, der Zug nach dem Ewigen, im Wechsel des Irdischen Bleibenden, das Suchen nach Einheit und geistigem Zusammenhang in den Ursachen alles Geschehens, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden in Gott, die Seligkeit der Gemeinschaft mit ihm, mit einem Wort: das religiöse Gefühl — nirgends im Alterthum ist es so schlicht, innig, lebendig zum Ausdruck gekommen wie bei den hebräischen Dichtern, und wir können auch von ihnen sagen: sie haben nicht nur zu ihrem Volke, sondern zur Menschheit gesprochen.



**Die Sage**  
von der  
**Befreiung der Waldstätte.**

---

**Die Ausgangsstelle,  
das Erwachsen und der Ausbau derselben.**

---

Von  
**G. Meyer von Knonau.**

---

**BASEL.**  
**Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.**  
**(Benno Schwabe.)**  
**1873.**



~~~~~  
Schweighauserische Buchdruckerei.

Ramenée à la taille ordinaire des choses, cette histoire se montre sans doute moins dramatique et moins piquante que si, devenant infidèle à son rôle, elle donnait place dans ses récits aux émouvantes mais mensongères peintures d'une lutte purement imaginaire entre d'innocentes victimes et d'odieus tyrans. Heureusement la vérité vaut ici mieux que le mélodrame pour ceux, du moins, qui savent discerner les traits auxquels se connaît la virilité des peuples et qui préfèrent prendre pour type de leur patriotisme les solides et pratiques vertus de leurs véritables ancêtres, dont l'imitation reste toujours possible, plutôt que de poétiques chimères, peu faites, par leur étrangeté même, pour servir d'exemple, quelque puissante, quelque légitime, si l'on veut, que soit leur prise sur l'imagination.

(A. Rilliet in den Origines de la Confédération Suisse,
histoire et légende.)

Wohl nicht häufig ist durch die Natur selbst den Bewohnern eines Landes ihre staatliche Entwicklung so klar und bestimmt vorgezeichnet worden, als den Insassen der Thäler, welche sich nach dem vielverzackten See der vier Waldstätte öffnen. Die gleichen Felsgebirge, welche das Urnerthal begleiten, setzen sich in steilem Abfalle an der Bucht von Uri fort; an deren Nordende öffnet sich, dem Laufe der hier bei Brunnen einmündenden Gewässer entsprechend, der prächtige Thalkessel von Schwyz; durch den Busen von Buochs, den fast völlig abgetrennten See von Alpnach werden den Zwillingsthälern von Unterwalden verknüpfende Glieder entgegengereicht; wo am Ausflusse des schmal gewordenen Beckens die Reuss raschen Laufes flacheren Gefilden zueilt, bindet das alte Luzern den ganzen Verkehr in eine Ader zusammen. Von vorne herein sind Urner, Schwyzer, Unterwaldner und Luzerner

auf Bundesgenossenschaft hingewiesen worden. Aber grosse innere Umgestaltungen, Entfernung trennender Unterschiede, Erringung gleichmässig günstiger Bedingungen, mussten vorgehen, ehe eines und dasselbe Band erst die drei Länder, dann als viertes Glied die Stadt auf die Dauer zu umschlingen im Stande war.

Zuerst haben wir hier, gemäss der Wahl unserer Aufgabe, zu prüfen, wie der Bund von Uri, Schwyz, Unterwalden entstehen konnte, also die urkundliche Geschichte in raschem Gange vorzuführen, dann uns der Sage zuzuwenden, um ihr Heranwachsen und ihren schliesslichen Ausbau zu veranschaulichen.

I. Die Ausgangsstelle.

Im Thale der Reuss und seinen spärlich dem Anbau sich eröffnenden Verästungen war aus mehrfachen Bestandtheilen, zumeist aber aus den freien und unfreien Ansiedlern der Abtei Zürich, im Laufe der Jahrhunderte, durch die Besorgung der gemeinsamen Angelegenheiten in der einzigen grossen Markgenossenschaft, eine Gemeinschaft der Leute von Uri zusammengewachsen, der 1231 durch den König Heinrich aus dem staufischen Hause für alle Zeiten, nach vorübergehender Gefährdung ihrer Unabhängigkeit, die Reichsunmittelbarkeit zugesichert worden war. Indessen nur neun Jahre später gewann auch die zahlreiche Gemeinde der freien Leute von Schwyz aus den Händen des Kaisers Friedrich, des Vaters jenes Heinrich, einen Freiheitsbrief, der sie gleichfalls als nur Kaiser und Reich unterthan erklärte, ihr versprach, dass sie vom Reiche nie entfremdet werden sollte. Gar sehr stand aber

zu dieser Zeit, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, Unterwalden noch hinter seinen reichsfreien Nachbarthälern zurück: ohne den einheitlichen Zusammenschluss jener, verschiedenen weltlichen und geistlichen Grundherren zustehend, wie sie waren, schienen diese „Leute in den Bergen“ — so hiessen sie — eine ähnliche glückliche Entwicklung ihrer Lage, obschon es auch unter ihnen an einem Kerne von freien Leuten nicht mangelte, für lange noch nicht erreichen zu können.

Denn unter verschiedenen Titeln, als Grundherren, als Inhaber von landgräflichen, von Vogteirechten, war eines der lebenskräftigsten adeligen Geschlechter in den ober-rheinischen Landen dasjenige der Grafen von Habsburg, von gebieterischer Stärke in den Thälern von Sarnen und Stans. Es war dasselbe Haus, das 1240 durch Kaiser Friedrichs Freibrief die bisher geübten gaugräflichen Gerechtsame über Schwyz eingebüsst hatte, und ebenso war es die gleiche Familie, welcher bis 1231 vorübergehend die Vogteirechte über Uri angehört hatten. Es kann also nicht auffallend sein, wenn bei einer Waffenerhebung gegen Glieder des Hauses Habsburg bei gegebenem Anlasse neben den noch abhängigen, aber nach besserer Lage sich sehnenden Unterwaldnern, neben den kürzlich vom Kaiser privilegierten, aber ihrer Errungenschaft noch nicht sichern Schwyzern auch die von Habsburg längst völlig unabhängigen Urner sich betheiligen: wissen wir doch auch aus anderen Zeugnissen, dass noch auf weiterem Felde, in der Verwendung des Ueberschusses jugendlicher Kraft für fremden Solddienst, Leute aus den Waldstätten, besonders Urner und Schwyzer, schon in diesen Jahrzehnten in Waffenbrüderschaft gleichmässig neben einander sich zeigten.

Diese Gelegenheit zum gemeinsamen Losschlagen er-

gab sich im fünften Jahrzehnt, im Zusammenhange mit den letzten Verzweiflungskämpfen des staufischen Hauses und der immer mehr zusammenschmelzenden Schaar seiner Anhänger gegen die Opposition im Reiche und die hinter derselben stehende Kirche.

Derjenige Habsburger nämlich, welchem der durch die Befreiung von 1240 nicht geschmälerte Grundbesitz des Hauses in Schwyz, in dem Unterwaldnerlande, am Luzerner See in der Erbtheilung zugefallen war, Graf Rudolf von der jüngeren Linie, hatte den Kaiser Friedrich verlassen, der Gegenpartei sich zugewendet. So kam es, als nun vollends Papst Innocenz IV. zu Lyon den Kaiser und sein Haus aller weiteren Ansprüche auf ihre Machtstellung für verlustig erklärte und die deutsche Krone dem Landgrafen von Thüringen anbot, nothwendig dazu, dass der schon vorher ausgebrochene Streit am Vierwaldstätter See einen noch blutigeren und heftigeren Charakter annahm. „Hie Habsburg! hie Schwyz!“ „Hie Papst! hie Kaiser!“: so mögen die Schlachtrufe an den Felswänden des Rigi und des Pilatus, an den Mauern des Thurmes im Wasser der Reuss in Luzern und um die Gräben der neulich errichteten Feste Neuhabsburg wiedergehallt haben, als die Luzerner gegen ihren Grundherrn, den Abt von Murbach, und die Leute von Schwyz, von Sarnen und von Stans gegen den Habsburger Grafen gemeinsam in den Waffen waren, als Jahre langer Kriegszustand zwischen Herren und Unterthanen, wirklichen oder beanspruchten, waltete. Bis an den päpstlichen Stuhl — das lehrt uns eine Weisung Innocenz' IV. von 1247 — waren des Habsburgers Klagen über die unbotmässigen Leute von Schwyz und von Sarnen und über die von Luzern gedrungen. Aber auch die Aufständischen suchten sich einen Rückhalt, und sie fanden ihn eben

nirgends besser, als hinten am See im Reichslande Uri: wenn wir in späterer Zeit von einer zu erneuernden alten Eidesverbindung von Uri, Schwyz und Nidwalden vernehmen, so ist an nichts Anderes, als an diese Verabredung in der letzten staufischen Zeit zu denken — eine Bundesgenossenschaft, geschlossen im ghibellinischen Interesse, ebenso sehr freilich auch hervorgegangen aus der Absicht einer Verbesserung der eigenen Lage.

Aber wie in Italien und wie am Rheine und in Schwaben, so blieb der Verzweiflungskampf der Staufer und ihrer Anhänger auch hier im Gebirge ohne Erfolg. Allerdings vergingen Jahre, bis die Ruhe am See gänzlich hergestellt war; aber schliesslich machten doch die Verbündeten alle, erst Luzern, dann Unterwalden und Schwyz ihren Frieden mit der Herrschaft. Der Versuch der Sarner und Stanser, ihren Nachbarn nachzueifern, war gänzlich missglückt; allein auch die Schwyzer mussten für einstweilen auf die Durchführung ihres schönen Freiheitsbriefes verzichten; nur Uri blieb unangefochten in seiner Selbständigkeit.

Zwei Glieder des staufischen Geschlechts hatten durch ihre Privilegien für Uri und Schwyz die Habsburger in ihren Plänen gestört, welche dahin zielten, über den Thälern des Hochgebirges allmählig aus den verschiedenartigsten Rechtsansprüchen eine geschlossene fürstliche Landeshoheit zusammenzuwölben. Aber traurig war der Glanz des schwäbischen Kaiserhauses erloschen, und als es endlich in Deutschland wieder einen König gab, war dieser selber ein Habsburger, und dazu kein anderer, als derjenige Spross des Hauses, dem es vor Kurzem geglückt war, von einem Vetter der jüngeren Linie alle Güter und Rechte in den Waldstätten an sich zu kaufen. Den Urnern freilich bestätigte Rudolf als König ihren alten Brief vom stau-

fischen Heinrich; dass er aber durch Wiederholung der Urkunde des Friedrich für die Schwyzer sich die durch eigene geschickte Unterhandlung bereicherte Karte seiner Güter selber verstümmele, liess sich nicht erwarten. Allzugut wusste der kluge Herr zu rechnen, er, dem es nichts ausmachte, im Falle der Noth, noch als König sich im Felde selbst das Wamms zu flicken. Aber mochte er auch die Gerichtsbarkeit über die Schwyzer wieder als Sache seines Hauses, nicht als solche des Reiches ansehen, so ist doch die Schwyzer Thalgemeinde, nach dem Vorbilde Uri's, auch unter seiner Regierung in strafferem Zusammenschlusse unter eigenen Beamten in der Abwehr von aussen kommender, herabwürdigender Einwirkungen erstarkt.

Da drang im achtzehnten Sommer, nachdem Rudolf den Thron bestiegen, an den See und in die Thäler die Kunde, unten am Rheine sei zu Speyer des Königs Tod erfolgt, damit eine Erledigung des Reiches eingetreten, und zugleich verbreitete sich die Nachricht, dass von geistlichen und weltlichen Herren und Städten, unter diesen auch von Zürich, ein Waffenbund vorbereitet werde gegen Habsburg und den Erben der Ansprüche Rudolfs; denn in Albrecht, dem ältesten Sohne des ersten Habsburgischen Königs, hatte man einen nicht minder geschickten Vermehrer der Hausmacht zu gewärtigen, als der Vater gewesen war. Erwägungen, wie der Dichter sie ausgedrückt hat: „Von seinen Ländern wie mit einem Netz sind wir umgarnet rings und eingeschlossen“, die Beruhigung, dass eine allgemeine Abneigung gegen den österreichischen Herzog herrsche, der Wunsch vor allem, die günstige Gelegenheit zu ergreifen, all' das beschleunigte die Entschlüsse in den Waldstätten. Nur einen halben Monat nach König Rudolfs Tod traten Uri, Schwyz, Nidwalden — das von sechzig Jahren

her völlig reichsfreie, das seit drei Jahrzehnten ähnlicher Begünstigung entgegenstrebende, das jetzt erst zur Vereinigung in eine Gemeinde gelangte und von Habsburg noch völlig abhängige Land — zum ewigen Bündniss am 1. August 1291 zusammen, zur Erneuerung, wie deutlich gesagt wurde, alter Vereinigung, das will heissen, zur Wiederaufrichtung jenes Bundes aus der Zeit der ghibellinischen Kämpfe, und am 16. October folgte ein dreijähriger Schutzvertrag der Urner und Schwyzer mit Zürich. Entsprechend diesem entschlossenen Vorgehen hatten nun auch die Waldstätte sich mit den Waffen gegen den Herzog zu messen. Jedenfalls stand Schwyz ungleich kräftiger in den nächsten Jahren da, als das zu Rudolfs Zeit möglich gewesen war; von Adolf, dem gebornen Grafen von Nassau, der die Krone seinem Mitbewerber Albrecht abgewonnen hatte, erlangten die Schwyzer, zugleich mit den Urnern, wieder eine Verbriefung ihrer Reichsunmittelbarkeit.

Doch Adolf fiel im Kampf um seine Königsstellung; Herzog Albrecht wurde sein Nachfolger; die Waldstätte sahen den gefährlichsten und kräftigsten Gegner ihrer Unabhängigkeit im Besitze der obersten Gewalt. In völliger Widerstandslosigkeit, in Erkenntniss ihrer zu schwachen Kraft, beugten sie sich zehn Jahre lang vor Albrechts königlicher und landesfürstlicher Uebermacht. Uri konnte keine Bestätigung seiner Reichsfreiheit gewinnen; Schwyz anerkannte die habsburgische Gerichtsgewalt; Unterwalden musste sich glücklich schätzen, endlich durch die Herrschaft selbst zur Vereinigung der beiden Landeshälften gelangt zu sein. Die Zeit schien für Habsburg-Oesterreich gekommen, seine fürstliche Gewalt in den oberen Landen insgesamt, über Adel und Städten und Landgemeinden, unerschütterlich aufzurichten.

Alles war ruhig zwischen dem Bodensee und dem Hochgebirge (eine Fehde des Königs gegen den Bischof von Basel kann hier nicht in Frage kommen); keine Friedensstörung trübte die Beziehungen zwischen den Waldstätten, wo in Uri Werner der Freie von Attinghausen als Landammann seit Jahren waltete, in Schwyz Männer aus dem angesehenen Geschlecht der Ab Iberg und Stauffach dieses oberste Landesamt abwechselnd bekleideten; Albrecht, weit entfernt, durch Angelegenheiten seiner oberen Länder länger festgehalten zu sein, bereitete die dortigen Streitkräfte zu einer kriegerischen Unternehmung nach Böhmen vor —: da erlag er den Streichen der Mörder, angesichts seiner Stammburg, am 1. Mai 1308.

Und augenblicklich kamen nun wieder die Waldstätte in unermüdeten Thatkraft auf die Betreibung des einmal Gewollten zurück. Rudolfs Königsregierung war einst für Schwyz eine Zeit getäuschter Aussichten, zurückgelegter Pläne gewesen: gleich nach dessen Tode hatte es mit Uri und Nidwalden, in dem ersten ewigen Bündnisse, die Grundfesten der Eidgenossenschaft gelegt. Albrechts kräftiges Regiment hatte nicht weniger stark auf den Waldstätten, dieses Mal auch auf Uri, gelastet: nur etwas über ein Jahr nach seiner Ermordung trugen Uri und Schwyz, mit ihnen aber auch Unterwalden, und zwar als hätte es schon ältere Freiheiten vom Königsthron empfangen, Anerkennung ihrer Reichsunmittelbarkeit davon. Denn, wie nach Rudolfs Tode, war auch nach Albrechts Absterben nicht ein Habsburger als König gewählt worden; wie früher zu Adolf, so hatten sich jetzt wieder in vollem Verständnisse ihrer Lage die Waldstätte dem neuerwählten Heinrich von Lützelburg, als dem natürlichen Gegner Oesterreichs, zugewendet; aber als Kaiser Heinrich später dem österreichi-

schen Hause sich näherte und auf Unkosten der Waldstätte mit demselben eine Vereinbarung der gegenseitigen Interessen zu betreiben schien, da setzte ein früher Tod schon im Jahre 1313 seinen Plänen ein Ende: ein neuer Glücksfall für die Waldstätte.

Denn schon bald nach König Albrechts Ende müssen, ganz entsprechend der Annäherung an das neue Reichsoberhaupt, gespannte Beziehungen, unfreundliche Verhältnisse, welche einen zukünftigen völligen Bruch von Anfang an in sich trugen, zwischen den Verbündeten von 1291 und den österreichischen Herzogen eingetreten sein. Vornämlich die Schwyzer traten aus ihrer bisherigen unfreiwilligen Ruhe heraus; sie erlaubten sich weitgehende Anfeindungen des unter dem Schutze Oesterreichs stehenden Klosters Einsiedeln, sahen sich hinwiederum durch Befestigungen in der Landmarch gegen feindlichen Angriff vor. Für Schwyz und für Unterwalden konnte die statistische Erhebung der habsburgischen Einkünfte nicht durchgeführt werden, so dass die dortigen Gefälle, deren Erhebung die Waldstätte sich in ruhigen Zeiten nie widersetzt hatten, im österreichischen Urbarbuche fehlen. Allein trotz mancher kleinen Reibung und trotz gründlichen gegenseitigen Uebelwollens, brachten doch erst die Ereignisse nach Heinrichs VII. Tode die kriegerische Entscheidung.

Es verstand sich von selbst, dass bei der zwiespältigen Königswahl von 1314 die Waldstätte ungesäumt die Sache des gegen den österreichischen Herzog Friedrich auf den Thron erhobenen bayrischen Ludwig zur ihrigen machten, und dass König Ludwig diesen seinen natürlichen Bundesgenossen sofort entgegenkam. Nicht weniger lag es nahe, dass Herzog Leopold sich als eine der ersten Aufgaben stellte, durch Niederwerfung dieser widerspenstigen Ge-

birgsbauern nicht nur den Bereich der Königsgewalt seines Bruders auszudehnen, sondern auch für sich zurückzugewinnen, was er und sein Haus als durch Erbschaft und auf dem Wege gräflicher Gerichtsbarkeit sich zustehend ansahen, was sie, widerrechtlich ihnen entrissen, schon von Kaiser Heinrich zurückgefordert hatten. Und wieder, wie im ghibellinischen Kampfe, zwei Menschenalter früher, ist Schwyz der Platz, wo der Widerstand gerüstet wird, gegen den der Angriff sich richtet, Unterwalden das zwar schwächere, doch dem Beispiele des stärkeren sich muthig anschliessende Bundesglied, Uri der durch die Streitfrage unmittelbar nicht berührte, vom Kampfe in erster Linie nicht bedrohte Rücken der Anderen. Die Schwyzer waren es denn auch, welche am Vorabend des St. Otmarstages 1315 von den Höhen am Aegerisee den siegreichen Angriff auf den Gegner machten, als er nach der für leicht gehaltenen Eroberung ausging. Der Sieg am Morgarten, der neue ewige Bund in Brunnen sind die Besiegelungen der Verbindung aus der letzten staufischen Zeit und derjenigen von 1291; sie sind für das Erste die letzten Glieder einer langen Kette ruhmvoller, durch alle vorübergehenden Enttäuschungen nie erschütterter, zugleich klug und kraftvoll einem bestimmt festgehaltenen Ziele zustrebender Anstrengungen. Urner, Schwyzer, Unterwaldner, die sämtlichen drei Länder haben, von ursprünglich sehr ungleich vortheilhaften Grundlagen aus, sich zur ganz gleichlautend ausgesprochenen Anerkennung ihrer Reichsunmittelbarkeit, zur Geltung gleich gestellter Glieder eines auf weise erwogenen Bestimmungen ruhenden, auf alle Zeiten abgeschlossenen Bundes hindurch gekämpft. In ihrem die Dreie zu Einem verknüpfenden Bande war der Grundstein zur Schweiz gelegt, und entsprechend dem Bestreben, im Innern

durch Ablösung der grundherrschaftlichen Abgaben die noch gebliebenen Erinnerungen an frühere Unterscheidungen immer mehr zu entfernen, sich so auch der letzten Einwirkungen von aussen her zu entledigen, schreitet die Ausdehnung der eidgenössischen Verbindung nach aussen hin über weitere neugewonnene Glieder — die vierte der Waldstätte, Luzern, in erster Linie als nothwendigste Ergänzung — in den nächsten Decennien rasch vorwärts. In immer erneuerten, glückgekrönten Anstrengungen wird die Auffassung vom staatlichen Leben, dass Alle gleiche Anrechte an das nur Kaiser und Reich Gehorsam schuldende Gemeinwesen hätten, in stets grössere Umkreise getragen, bis im Sempacherkriege der letzte von aussen mit grossem Kraftaufwande gemachte Versuch, die freiheitliche Entwicklung abzuschneiden und die auf Erstellung fürstlicher Landeshoheit gehende Richtung von neuem zu pflanzen, gründlich scheiterte.

In bewusster Weise treten die Eidgenossen seit dem Sempacherkriege aus ihrer bisherigen mehr auf Abwehr und Erhaltung bedachten Politik hinaus in eine solche des Angriffs und der Eroberung; aber mit dem Preisgeben der überlieferten Behandlungsweise der neugewonnenen Gebiete, mit der Verwandlung der kriegerischen Erwerbungen in unterthänige Herrschaften, statt in gleichberechtigte Theile der unabhängigen Landesgemeinschaft, hebt zugleich der Wurm im eidgenössischen Bundeskörper zu nagen an.

II. Das Heranwachsen.

In den Jahren der Eroberung der österreichischen Stammlande im Aargau und der ersten grösseren Entfaltung

kriegerischer Kräfte in den durch südliche Pracht verlockenden Thälern jenseits des Hochgebirgskammes, als im Hochlande am Säntis, an den Quellen des Rheines, im Rhonethale neue Staatengebilde, nach dem Muster der schweizerischen Eidgenossenschaft, Wurzel schlugen, in der Zeit, wo der nunmehr achtgliederige Staatenbund immer stärkere Schatten seiner Geltung in die Nachbarländer hinaus zu werfen begann, war über der glänzenden Gegenwart das Gedächtniss an die ersten Zeiten der bescheidenen Anfänge, sogar in der Geburtsstätte der schweizerischen Freiheit, bereits getrübt worden —: das zeigt die älteste uns erhaltene Aufzeichnung der geretteten Erinnerungen an diese Keimungen.

Bald sechs Menschenalter waren vorüber gegangen, seit die Waldstätte ihren ersten Kampf mit den Habsburgern von der jüngeren Linie in Kaiser Friedrichs letzten Zeiten bestanden hatten, ohne Erfolg für ihre Unabhängigkeit aus diesem ersten Ringen auf die Dauer zu gewinnen. Schon wurde das lebende Geschlecht durch die Urenkel jener Männer gebildet, welche 1291 den ersten Bund auf die Ewigkeit hin geschworen, welche 1315 am Morgarten gegen den Vertreter des älteren, nun nach Oesterreich sich benennenden Stammes vom Hause Habsburg glücklich gestritten hatten. Da konnte es nicht anders sein, als dass, was man vom Ursprunge der Freiheit und der Macht, deren man sich gegenwärtig erfreute, jetzt noch wusste, was man davon sich erzählte, was man darüber weiteren Geschlechtern überlieferte, nicht mehr völlig das richtige Abbild dessen gab, was mehr als anderthalb Jahrhunderte früher wirklich sich zugetragen hatte. Aber doch war man sich noch dessen bewusst, dass es sich damals nach einander um den Kampf gegen zweierlei

Herrschaft gehandelt habe, zuerst gegen eine Herrschaft Habsburg, dann gegen eine Herrschaft Oesterreich, dass Habsburg seine Rechte um Geld an Oesterreich abtrat; es war noch nicht vergessen, dass diese Kämpfe gar lange Zeit gedauert, dass die Herrschaft Habsburg deswegen ermüdete und zu jenem Verkaufe sich veranlasst sah; man hielt fest, dass das Gefecht am Morgarten der Abschluss der langen Anstrengungen um Gewinnung der Unabhängigkeit gewesen sei: auch das hatte sich der Erinnerung noch eingeprägt, dass Uri zur Herrschaft Habsburg in keinen Beziehungen stand, so wenig als nachher zur Herrschaft Oesterreich, dass es an das Gotteshaus zu Zürich gehört, dagegen als Verbündeter von alten Zeiten her freiwillig mit seinen Nachbarn die kriegerischen Mühseligkeiten getheilt habe. Aber von den Ursachen und von dem Verlaufe jener ghibellinischen Erhebung der Vierziger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts hatte man nicht mehr ausreichende Kenntniss. Schon begann auch die irrige Ansicht Platz zu greifen, dass es sich bei diesem Kampfe um alte Rechte überhaupt darum gehandelt habe, einer uralten aber unterbrochenen Zugehörigkeit zu Kaiser und Reich wieder theilhaftig zu werden, welche die Waldstätte von vorne herein ausgezeichnet habe, dergestalt also, dass die Unterscheidung des älteren Reichslandes Uri von den beiden anderen Waldstätten bereits dahin zu schwinden beginnt. Mit der Vorstellung fast fortwährenden Kriegszustandes vertrug sich eine Erinnerung an die ruhigen dazwischen liegenden Epochen der Regierungen Rudolfs und Albrechts schon nicht mehr, und durch die Betonung dieser ununterbrochenen Fortdauer der Kämpfe lag die Gefahr allbereits nahe, dass allmählig die Erfolglosigkeit des ersten Versuchs in Vergessenheit gerieth, eine Vermischung mit dem

letzten sieggekrönten Kampfe in der Phantasie eintrat, dass so die irrige Ansicht von einer plötzlichen, in einer einzigen Anstrengung die fertige Freiheit sofort bringenden revolutionären Erhebung sich anbahnte.

Das Geschichtswerk, dem die Bewahrung dieser in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts noch festgehaltenen Auffassung des Ursprungs der Eidgenossenschaft verdankt wird, ist dasjenige des Berners Justinger, der um 1420 seine Bernerchronik schrieb. Gewiss hätte er noch mehr Einzelheiten in seine Geschichte aufnehmen, manches Weitere aus der geltenden Ueberlieferung über den Gang der Ereignisse mittheilen können; aber er schrieb eine Erzählung der Vergangenheit Berns, nicht eine solche der Begebenheiten in den Waldstätten. In der Geburtsstätte der Eidgenossenschaft selbst vielmehr müssen wir die eingehenderen Aufschlüsse über den damaligen Stand der Volksdarstellung der Befreiungsgeschichte suchen.

Widerstand gegen die eingeschränkteren habsburgischen Gerechtsame in Schwyz und die geschlossenere Gewalt in Unterwalden, Auflehnung gegen eingesetzte Amtleute, Aufsuchen von Hülfe durch die Unzufriedenen und vielleicht durch allerlei Bedrängnisse und Ungerechtigkeiten Gereizten in Uri, gemeinschaftliche Verabredungen und kriegerische Unternehmungen, schliessliche Rückkehr der Schwyzer und Unterwaldner in die wohl etwas gemilderten Abhängigkeitsbedingungen: das ist wahrscheinlich der Hauptinhalt der Ereignisse, auf die das päpstliche Schreiben von 1247 sich bezieht. Aber da, wo wir die Ueberlieferung darüber zum ersten Male geschrieben fixirt antreffen, in und nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, hat sie aus jenen Begebenheiten schon etwas sehr Abweichendes gestaltet.

Feine Aufstellung verfassungsgeschichtlicher Begriffe, fleissige Verfolgung langwieriger Entwicklungen sind dem Sinn des gemeinen Mannes fremd: er bringt ohne Scheu unumwunden seine persönliche Auffassung der Dinge hinzu, keinen Anstoss an ihrer etwaigen Schroffheit nehmend; die mehrfachen Anknüpfungen eines allmäligen Werdeganges schneidet er rasch durch und knüpft alle Fäden in einen einzigen Knoten. Dabei geschieht es ihm leicht, dass er, was ihn selbst angeht, mehr als recht ist, in den Vordergrund rückt, dass er also aus einem grösseren Erzählungsstoffe Bestandtheile, die für ihn Berührungsstellen haben, mit mehr Liebe festhält als andere; aber bei diesen bevorzugten Erinnerungen wird er dann auch Ort, Personen, Umstände mitunter besonders treu im Gedächtniss haben. Freilich kann sich leicht dabei ereignen, dass ihm, der nicht schreibt, die Einbildungskraft über den Vorrath seiner Geschichten Meister wird, dass sie an ihnen arbeitet, sie verschönert und ausschmückt. Klein ist dann der weitere Schritt zur eigentlichen Ummodelung, zur anders gestalteten Zusammenfügung.

Solche Merkmale trägt der Weg an sich, den die Geschichte von dem ghibellinischen Kampfe des dreizehnten Jahrhunderts nahm, indem sie bis in das fünfzehnte allmählig zur Sage von der in einem Male geschehenen Befreiung der Waldstätte wurde.

Die eidgenössische Politik des vierzehnten, noch mehr diejenige des fünfzehnten Jahrhunderts war in ihrer Hauptrichtung durch die Gegnerschaft gegen Habsburg-Oesterreich bedingt, so dass es nicht überraschen darf, wenn in der Ueberlieferung dieser Gegensatz gleichfalls immer grellere Farben annimmt. Schon Justingers Gewährsleute in den Waldstätten hatten die habsburgischen Rechte in Schwyz

und Unterwalden auf vorübergehende Versetzung vom Reiche, von welchem hinweg diese Thäler verpfändet worden seien, zurückgeführt; nachdem nun inzwischen der alte Zürichkrieg den alten Hass von neuem angefacht hatte, war man noch weniger gewillt, das Vorhandensein früherer berechtigter Ansprüche der Herrschaft anzuerkennen, bestrebte man sich noch lebhafter, die Zugehörigkeit zum Reiche von allen Zeiten her, das Gehässige der Versuche gewaltsamer Abreissung und Unterjochung hervorzuheben. Immer bestimmter wird von Reichsvögten statt von Herrschaftsamtleuten in den Ländern gesprochen, und so kam es auch von selbst, dass das wirkliche alte Reichsland Uri mit diesen fälschlich als Reichsländer aufgefassten Nachbarthälern zusammengestellt, dass der von der Ueberlieferung über Schwyz gesetzte Landvogt auch als solcher von Uri genannt wird. Zwar erscheint Uri auch jetzt noch etwas günstiger gestellt; es ist noch ohne Zwingburg — „das böse Thürmlein“ daselbst soll erst gebaut werden —; noch eignet es sich, als Zufluchtsort, als Platz der Verabredungen für die Abschüttelung des Joches zu dienen. Aber mit der grösseren Trübung des Gedächtnisses an die alten Beziehungen zu Habsburg, mit der Aufnahme von allerlei ungeheuerlichen Verwechslungen und Missverständnissen in die Darstellung der gewesenen Rechtsverhältnisse hängt die nun stets zunehmende Ausgleichung der ursprünglichen Verschiedenheit der Stellung Uri's, gegenüber derjenigen der übrigen Waldstätte, enge zusammen.

Die Unterscheidung zwischen den älteren Versuchen um 1247 und dem wirklichen Befreiungskampf am Morgarten von 1315 geht zusehends verloren. Justinger redete noch von den zwei Kämpfen gegen zwei Herrschaften; sogar nach ihm erhielt sich das Andenken an einen Wechsel

in der Herrschaft, doch ohne dass verhütet werden mochte, dass bereits alle einzelnen Erzählungen auf einen Act einer einmaligen Erhebung zusammengedrängt wurden, auf ein einziges Ereigniss, das gleich die volle Entscheidung bringt. Ja, es konnte bereits geschehen, dass zwar vom Brechen der Burgen, vom darauf folgenden Beschwören des Bundes gesprochen, dass dagegen der Schlacht am Morgarten nicht mehr gedacht wurde. Dem Spannenden einer rasch vorwärts schreitenden Handlung ist das Anziehende der nach und nach wachsenden Entwicklung aufgeopfert worden.

In den Rahmen der Mittheilungen einer für sich allein dastehenden Begebenheit zusammengedrängt, prägt sich ein Geschehenes dem Gedächtniss leichter ein; ein in einer gehörten Geschichte vorhandener Eigennamen bildet leicht den Anknüpfungspunkt für spätere Erinnerung. Schon Justinger hatte von Bedrückungen, Ungerechtigkeiten, von Verbrechen im Allgemeinen geredet, welche die Herrschaftsbeamten sich hätten zu Schulden kommen lassen; einem Zürcher Chorherrn, dem litterarisch fleissigen Hemmerlin, war einige Jahrzehnte später eine Erzählung zu Ohren gekommen, welche an den zerstörten Thurm im Inselchen des Lowerzersee's anknüpfte und von der gerächten Verlockung eines schwyzerischen Mädchens redete; anmuthig und anschaulich zugleich ist die Art, wie abermals nach einem Vierteljahrhundert Proben von Bedrückungen Einzelner dem Volksmunde nachgeschrieben und in eine zusammenhängende Geschichtserzählung gefügt wurden.

Noch heute kennt der Landmann neben seinem Hause, das ihm Obdach leiht, neben seiner Hausfrau, die ihm seine Tagesmühen tragen hilft, nicht in letzter Linie, als unschätzbares Gut, sein sorgsam gezogenes Vieh, das seine Kraft zur Bestellung des Bodens leihen muss. Darf

es uns wundern, wenn diesen natürlichen Erwägungen entsprechende Beispiele wilder Willkür aus der Fülle von Unthaten gewählt wurden, die man bereits von den Leiden der bedrückten Vorfahren sich herumbot. Wie eine kluge Frau ihren Ehemann ermuthigt, zugleich sich selbst das stattliche Haus, dem Vaterlande die alte Freiheit zu bewahren, wie ein Biedermann seinem Weibe die Schande durch Ermordung des lüsternen Verfolgers erspart, wie ein junger Bauer bei der Wegnahme eines schönen Gespannes Ochsen dem Vollzieher des Raubes den Finger in wilder Wuth zerschlägt: es sind Geschichten, die gerade dem Landbewohner besonderes Interesse bieten, die er leicht wieder und wieder erzählt und im Erzählen mit weiteren kleinen Zügen allmählig ausziert und ausdehnt. Und abermals ist es eine Eigenheit mündlicher Mittheilung, dass man einerseits die Zahl der Personen der Handlung nicht zur Unübersichtlichkeit anschwellen lässt, andererseits einer ganzen gleichartigen Gruppe von Personen, die etwa in Frage kömmt, zur Erleichterung des Vortrages einen einzelnen Vertreter gibt und nun auf dessen Namen häuft, was doch eine grössere Mehrzahl that. So lässt denn unser Gewährsmann mit Vorliebe den in seinem Eigenthum bedrohten Hausbesitzer, den flüchtigen Rächer seiner Hausehre, den heimathlosen Verletzer eines obrigkeitlichen Dieners hernach von neuem auftreten, und gerade diese drei als Vertreter von Schwyz, von Nidwalden, von Obwalden mit einem gleichfalls gefährdeten Urner sich berathen, während noch einige Zeit früher dem zürcherischen Gelehrten von seinem Berichterstatter in Schwyz, für diesen Ort allein, eine viel grössere Zahl von nicht näher bezeichneten Verschwörern, erst zwei, dann vier, dann vierzehn, zuletzt vierunddreissig, gemeldet worden war. Jetzt

dagegen bezog man das zu Ueberliefernde auf eine kleinere Menge; aber für diese wenigen auserwählten Hauptpersonen ist die schöpferische Einbildungskraft, der mit Liebe das Einzelne ausmalende Fleiss nur um so geschäftiger.

Enge hängt hiermit zusammen, dass wir es nunmehr auch nicht mehr mit unbenannten Personen, mit unbestimmten Oertlichkeiten zu thun haben, sondern dass, sei es unter Anknüpfung an alte Erinnerungen, sei es in freier Wahl, die Fixirung der einzelnen Scenen sich vollzogen hat. Noch Hemmerlin hatte allerdings die Feste Lowerz genannt erhalten, aber ohne einen Namen für den ermordeten Castellan, sowie für die von diesem verführte Jungfrau und für deren Brüder; dazu war von ihm noch etwas Weniges von der Einnahme der Burg Sarnen geschrieben worden. Ein Menschenalter später sind wieder weitere von jenen Festen mit aufgeführt, deren Reste innerhalb der Thäler noch emporragten und die Aufmerksamkeit der umwohnenden Landleute nothwendiger Weise fesseln mussten: der Thurm unterhalb Amsteg im Urnerland, die Burg am Rotzberg bei Stans. Die einsame Wiese am Urnersee gegenüber Brunnen, das Rütli, wird als nächtlicher Sammelplatz der allmählig sich vermehrenden Verschworenen bezeichnet; als den Platz, wo der Knecht die Ochsen vom Pfluge spannte, gibt der Erzähler die schöne weiträumige Gegend des Melchi, gleich südöstlich von Sarnen, an; das Attentat auf die Ehefrau geschah zu Altsellen in Nidwalden; in das Land Schwyz, nach Steinen an die Brücke, versetzt der Volksmund das Steinhaus, welches die Habgier des Vogtes reizte. Aber während in ganz richtiger Weise diese stattliche Wohnung einem Gliede des angesehenen schwyzerischen Geschlechts der Stauffacher zugeschrieben wird, hat bereits Hemmerlin irrthümlich den

Namen des Burghügels Landenberg oberhalb Sarnen als denjenigen des dort hausenden Vogtes mitgetheilt erhalten, und in der jüngeren Erzählung wird vollends als Träger eines unmöglichen Amtes eine noch weniger passende Persönlichkeit uns zugemuthet, nämlich ein Gessler als Vogt von Uri und Schwyz zugleich. Eigenthümliche Irrthümer und zutreffende Erinnerungen fangen an sich in der schon reichlich durch die Ueberliefernden beeinflussten Erzählung zu vermischen; die historischen Kerntheile sind schon spärlich in dem Ganzen geworden, und es ist bereits unmöglich, mit irgendwie ausreichender Sicherheit zu bestimmen, was von den Einzelheiten dieser Geschichte, von einem geheimen Bunde und von der daran sich knüpfenden Erhebung, in der Zeit der ghibellinischen Kämpfe sich wirklich zugetragen habe, was auf Rechnung späterer Erweiterung zu setzen sei. Es ist schon die Sage, nicht mehr ein Bestandtheil der Geschichte, wie noch bei Justinger, der uns hier um das Jahr 1470 im weissen Buche von Obwalden entgegentritt.

Denn einem Obwaldner Landschreiber ist es ohne Zweifel zu verdanken, dass die Sage vom Geheimbunde und von der Befreiung, wie sie sich damals der Obwaldner Landmann erzählte, unbefangen und einfach, ohne Anflug gelehrter Zuthat und ohne eine Spur von Beimischung polemischer Färbung, wie sie darin neuerdings hat gefunden werden wollen, unmittelbar aus dem Volksmunde niedergeschrieben wurde. Wie dieser Beamte das nach seinem weissen Einbände genannte Copialbuch seines Archives durch zahlreiche Urkundenabschriften bereicherte, so legte er auch auf weiteren Blättern desselben eine kurze Geschichte der Eidgenossenschaft von ihrer Entstehung bis auf seine Tage an, in die er die Sagnerzählungen einflocht.

Und es war hohe Zeit, dass diese Aufzeichnung der von den Lippen des gemeinen Mannes genommenen Darstellungen geschah; denn schon ist auch in diese kurze Chronik Einiges von den bedenklichen Gaben aufgenommen worden, mit denen gelehrte Federn seit einigen Decennien die Bewohner der Waldstätte versahen.

Die Landleute von Uri, von Schwyz und von Unterwalden hatten sich gewöhnt, auf die Bewohner der flächeren Gegenden, denen ihre Hochthäler die rasch fliessenden Gewässer zusenden, auf die Insassen des alten Aargaes, des früheren Zürichgaues, zu denen sie einst selbst gehört hatten, als auf ihre eigenen oder ihrer bundesgenössischen Städte Unterthanen herabzublicken. Bald schien es ihnen nicht mehr möglich, dass in ihren Adern das gleiche Blut rolle, wie in denjenigen dieser ihrer Nachbarn, und es schmeichelte ihrem Stolze, als in sich überstürzender Hast ihnen eine Erfindung nach der anderen immer erlauchteren Ursprung zuschrieb. Das eine Mal sehen sie sich als Gothen verherrlicht; aber noch besser behagte ihnen, als schwedische und ostfriesische Abkömmlinge ausgerufen zu werden; die Unterwaldner weisen auch römische Abkunft nicht zurück. Vollends die Titel, welche die berauschte Phantasie gelehrter Erfinder ihnen zu Wege bringt, die Eigenschaft von ewigen Kanzlern, ewigen Kreuzträgern, ewigen Schatzmeistern des römischen Hofes, die Banner und Ehren, welche die erlauchten Urahnenn errungen haben sollen, leisten in Keckheit der Erdichtung alles Erdenkliche. Haben doch nach den Einen diese Gothen vom St. Gotthard das Heer Alarichs vermehrt, als dieser für den Kaiser Theodosius und den Papst focht, und lassen Andere den Schwyterus, Remus und Wladislaus die Engelburg stürmen, wofür neben weiteren kein geringeres Zeugniß, als das

des grossen Poeten Plinius, angerufen wird. Freilich mangelte es nicht an gegnerischen Einwendungen. Dem Schwyzer Landschreiber Fründ, der dergleichen Ungeheuerliches vom Ursprung der Schwyzer zu melden sich vermass, entgegnete der Zürcher Hemmerlin, dass allerdings die Schwyzer von ferne her stammten, aber nicht von freiwillig eingewanderten Schweden, sondern von gezwungen dahin gesetzten sächsischen Kriegsgefangenen, welche Karl dem Grossen versprochen hätten, recht gerne wollten sie für die Vertheidigung des Gotthardpasses ihr Blut „switten“; von diesem Anerbieten ihres Schweisses sei ihnen der Name Schwyzer zu Theil geworden. Deutlich genug erweist sich dieser bittere Hohn als ein Wiederhall, den die im alten Zürichkriege von Eidgenossen und Zürchern einander zugeworfenen Trutzlieder im Buche des Gelehrten fanden.

Das weisse Buch nun ist es eben, in das gewisse Bestandtheile dieser frech erfundenen, der Eigenliebe schmeichelnden Fabeln gleichfalls Eingang fanden: es eröffnet seine chronikalischen Mittheilungen mit einigen derartigen Angaben. Aber nur um so wohlthuender berühren hernach die Abschnitte, welche die Sage, unverkennbar in ihrer in Obwalden umhergebotenen Form, bringen. Indessen schon schliesst auch sie in ihren Rahmen einen fremdartigen, ursprünglich nicht ihr angehörenden Bestandtheil, wenn auch erst in ganz loser Einfügung, in sich, in einem Abschnitt, der ihr von Uri aus aufgepropft worden ist.

Es ist keine Frage, dass Uri in den Vierziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts an den ghibellinischen Kämpfen und an der damals abgeschlossenen Verbindung Antheil hatte; aber es war nicht unmittelbar an der Streitsache betheiligt, hatte als freies Land keine Klagen über

Habsburg selbst zu äussern. Noch in der von Hemmerlin aufbewahrten Form der schwyzerischen Ueberlieferung vom Geheimbunde ist es Schwyz, das in Verschwörung und Befreiung vorangeht, dem hierin Unterwalden nachfolgt, — diese Betonung des Mangels einer Gleichzeitigkeit im Ausbruche zeugt für das grössere Alter dieser Gestalt der Sage — und wird in ganz zutreffender Weise von Uri gar nicht gesprochen; denn Hemmerlin redete ja da von Auflehnungen gegen Habsburg, und hierbei konnte von Uri aus dem einfachen Grunde keine Rede sein, da Habsburg den Urnern seit 1231 nicht ein Wörtchen mehr zu befehlen hatte.

Aber immer mehr war in den Waldstätten seither die Ansicht befestigt, es habe sich in dem Ringen von Schwyz und Unterwalden gegen die Herrschaft Habsburg um Wiedergewinnung uralter Reichsfreiheit, nicht aber nur um Ablehnung zu weit gehender Folgerungen aus wohl begründeten Rechtsansprüchen gehandelt; die Urner hatten sich immer mehr davon überreden lassen — gewiss nicht zum geringsten durch die Vorspiegelung gleichzeitiger Einwanderung aus dem hohen Norden —, ihre eigene Geschichte falle mit der ihrer Nachbarn und Verbündeten einfach zusammen: so gewannen auch sie Gefallen an der Auffassung der Sage, dass sie, wie jene, einst widerrechtlich bedrückt und gequält, dadurch aber bewogen worden seien, sich im Geheimen zu verbinden und zum Mittel gewaltsamer plötzlicher Abschüttelung des Joches zu greifen. Indessen höchst eigenthümlich ist nun die Art und Weise, wie man hier in Uri sich die Sache zurecht legte und dann von Uri aus die eigene Auffassung den Eidgenossen in Schwyz und Unterwalden theilweise, ja vorübergehend fast völlig aufzunöthigen verstand.

Zwar schon in der Sage vom Geheimbunde, wie sie

bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geworden war und wie sie der Obwaldner Landschreiber in sein weisses Buch eintrug, hatte sich Uri einen gewissen Ehrenplatz vorbehalten. Freilich ist es des „Stoupachers Gesellschaft“ — also der Name der Verschworenen von einem Schwyzer entlehnt —, welche zu geheimen Berathungen nächtlicher Weile zusammentritt; aber ihre Zusammenkünfte hält sie auf ernerischem Boden, unweit vom Mytenstein auf dem Rütli, und nach Uri war Stauffacher von seiner klugen Frau gewiesen worden. Doch das genügte nicht: Uri wollte gleichfalls seinen Helden bei der Befreiung haben, nachdem es einmal, wie Schwyz und Unterwalden, durch die Tradition dahin gebracht worden war, eine thatenreiche Befreiung erlebt haben zu müssen; allein dieser sein Held sollte nun auch gleich sein Bestes bei Allem gethan haben, mochte dabei die Sage vom Geheimbunde noch so schwer beeinträchtigt werden. —

Zu den heiligsten und zärtlichsten Banden, welche Sterbliche unter einander verknüpfen, gehört die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, den Zeugen innigster Vereinigung, den Quellen immer erneuerter Freude und stets regerer Sorge, den Pfändern froher Hoffnung für die Zukunft. Ein rohes Eingreifen in diese Beziehungen empfindet jeder Fühlende als eine der furchtbarsten Unthaten, die von Menschen gegen Menschen begangen werden können. Wenn einem Vater also als einzige Bedingung für die Rettung des eigenen Lebens eine Probe aufgelegt wird, die das Leben des Sohnes gefährden kann, muss das zu den entsetzlichsten Versuchungen gerechnet werden, die im Leben an den Menschen heranzutreten vermögen, und die Nöthigung dazu nimmt einen um so furchtbareren Charakter an, wenn sie aus blosser Willkür, aus Muthwillen oder Bosheit, ohne

zwingende unausweichliche Nothwendigkeit erfolgt. Der grässliche Zwang gebiert einen unauslöschlichen Hass, der nur durch das Blut des unmenschlichen Drängers getilgt werden kann.

In verschiedenen Theilen des nördlichen und mittleren Europa nun, wo germanische Bevölkerung wohnt, hat dieser ethische Conflict, dessen Darstellung wohl aus einer gemeinsamen, mit mythologischen Elementen versetzten Urquelle geflossen ist,*) in örtlichen Sagen unter theilweise verschiedenartigen Ausschmückungen, doch stets in den Grundzügen gleichlautend des Volkes Gedanken gefesselt und tiefe Wurzeln in dessen Einbildungskraft geschlagen. In allen Abwandlungen der Erzählung, auf Island und in Norwegen, in Dänemark und in Holstein, am Rheine und in England, handelt es sich darum, dass ein geschickter Schütze einen kleinen Gegenstand, der auf das Haupt einer geliebten Person gelegt ist, treffen soll; aber der zu dieser unnatürlichen That Gezwungene — meist ist es der Vater, einmal der Bruder — holt einen zweiten, oder auch dritten Pfeil hervor, um, falls ihm sein Schuss misslingen wird, den Dränger dem Opfer seiner Grausamkeit in den Tod nachzusenden.

Mehr als Schwyz und Unterwalden, welches letztere besonders noch bis in das fünfzehnte Jahrhundert und

*) Ich lehne es hier ausdrücklich ab, auf die so wohl berechtigte Behandlung dieser Frage vom mythologischen Standpunkt näher einzutreten. Denjenigen, der den Aufbau der Waldstättensage verfolgt, kann einzig die Gestalt der Tellsage in der Form interessiren, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert sich darstellt. Ihre Bewahrung bis auf jene Zeit hat sie ihrem ersten Charakter als Mythos, ihre Einfügung in die Befreiungssage dagegen den ihr zu Theil gewordenen ethischen Zügen zu verdanken.

darüber hinaus ein getreidereiches Land war, ist Uri von alten Zeiten her, obschon auch ihm damals Ackerfelder, ja selbst Weinberge nicht fehlten, ein rauhes, in seiner grössten Ausdehnung unergiebiges Land gewesen. Die himmelanstrebenden Gebirge, welche die fruchtbaren Niederungen enge umgrenzen und Verderben drohend überragen, sind es, welche dem Thale Uri sein bezeichnendes Merkmal aufdrücken, und nach ihnen muss der kräftige Landmann, dem der Sinn nach Gefahren und deren Ueberwindung steht, stets von Neuem sich gelockt fühlen. Hier oben der Natur ihre dürftigen Hervorbringungen zu rauben, von den Felsplanken das Wildheu zu sammeln, aber lieber noch mitten in der Wildniss ihre Pfleglinge mit dem sichern Geschoss in der Hand aufzusuchen, den kräftigen Bären zu bestehen, die scheue Gemse zu verfolgen, das Nest des Raubvogels zu leeren, das musste die Lust des Bewohners des abgeschiedenen Hochgebirgsthales sein. Da mochte der Schütze, der oft um ein Nichts, aber aus freiem Willen sein Leben und das Wohl der Seinigen auf das Spiel setzte, besonders empfänglich sein für die Pflege jener alten Mähr von dem sicheren Treffer, dem fremde Gewalt das widernatürliche Ziel aufzwang, der aber glücklich seinen Schuss that und zuletzt mit siegreichem Geschosse den Wütherich erlegte. Mit Vorliebe hing er an dieser Sage, welche seinen Stand und seine treue Waffe verherrlichte.

Von weitgehender Gewaltthätigkeit, welche den Anstoss zur Auflehnung gegeben, wussten aber auch die Schwyzer und Unterwaldner zu erzählen. Wie konnten die Urner besser sich den Hauptantheil an der Befreiung zu eigen machen, als indem sie die bei ihnen uralt einheimische Sage vom Schützen, der erst den Apfel auf des

Knaben Haupt, dann das Herz des harten Gebieters trifft, in die Erzählung von der Befreiung hineinstellten? Gerne liessen sie in derselben den Castellan vom Schlosse im Schwyzerlande, den in Hemmerlins Sage noch die Schwyzer erlegt hatten, auch über ihre Vorfahren mächtig sein, wenn es nur einem Urner zugemessen wurde, den gemeinsamen Vogt getödtet zu haben.

Ueber den Vierwaldstätter-See hinunter war die Geschichte vom Apfelschusse, wie der Urner sie für sich herumbot, im Laufe der Zeit auch nach Luzern gelangt und dort im fünfzehnten Jahrhundert von einem der zahlreich in der Stadt lebenden Sängern, die munter in die Schlacht zu gehen und nachher fröhlich den Sieg zu verherrlichen gewohnt waren, als Stoff zu einem Liede aufgegriffen worden. Da wird geschildert, wie der Landvogt dem Wilhelm Tell geboten habe, den Apfel seinem Sohne vom Kopfe zu schiessen, und wie das wohl gelang, wie aber der Schütze offen dem Landvogt gestand, er würde ihn erschossen haben, falls das Kind sein Leben eingebüsst hätte: „domit macht sich ein grosser Stoss, do entsprang der erst Eidgenoss“; in Uri nahm der Bund der Eidgenossen seinen Anfang, und Tells Schuss ist „der rechte Grund, wie die Eidgnoschaft ist entsprungen.“ — Nicht mehr der Geheimbund, wie in der schwyzerischen und unterwaldnerischen Sage, der einzige Schuss eines Urners vielmehr gibt den Anstoss zur Entstehung der Eidgenossenschaft.

Schon einige Zeit muss dieses Lied vom Apfelschusse, welches jedenfalls vor 1474 entstand, gesungen worden sein, als, noch im fünfzehnten Jahrhundert, abermals zu Luzern, ein Geschichtschreiber, Melchior Russ, der Geschichte vom Apfelschusse in seine eidgenössische Chronik

den Eintritt gestattete, und zwar unter Berufung auf das Lied selbst. Doch noch andere Dinge von Tell kennt dieser Erzähler; besonders wird erst hier die Rache des tief verletzten Vaters ausgemalt. Nach dem ersten Schusse, demjenigen auf den Apfel, lässt er ihn nach Uri gehen und vor der Gemeinde klagend auftreten; doch der Landvogt hört hiervon und befiehlt ihn gefangen zu nehmen, um ihn in das Schloss im Lowerzersee bringen zu lassen; da bricht auf dem See ein furchtbarer Sturm aus, vor dessen Wuth der Gebundene die Schiffsinsassen zu retten verspricht; losgefesselt lenkt dieser das Fahrzeug dem Ufer zu, springt auf eine Felsplatte und erschiesst von hier aus den Landvogt, um darauf von neuem in den Ländern seine Klagen vorzubringen. Und hieran reiht dann Russ unmittelbar den Streit der Herrschaft gegen die Waldstätte. Auch bei ihm ist also Tells That der Angelpunkt der Befreiung, der Hauptinhalt des Abschnittes vom ersten Anfange des Bundes.

Diese Geschichte vom Tell nun ist es, welche, schon ehe Russ schrieb, in das weisse Buch als ein völlig störender, fremdartiger Einschub mit aufgenommen wurde, und zwar, wie das später auch bei Russ geschah, als ein Beispiel von dem mannigfaltigen Muthwillen der habsburgischen Vögte, aber mit der noch im Liede, ebenso später wieder bei Russ, fehlenden Einleitung, dass der Vogt einen Hut habe aufstecken lassen und Tell demselben die Ehrfurcht geweigert habe. Ueberhaupt hat der Obwaldner Landschreiber, obschon er vor Russ schrieb, eine schon etwas weniger ursprüngliche, in Einzelheiten mehr abweichende Gestaltung der ernerischen Sage gekannt, während der Luzerner Chronist eine ältere uns bewahrt hat. Im weissen Buche wird der Schütze gleich nach der Erklä-

rung wegen des zweiten Pfeils verhaftet und Tell vollbringt hier den Schuss auf den Landvogt, unendlich viel unwahrscheinlicher, nicht mehr in der Aufwallung des Augenblicks, sobald er der Gewalt des Bösewichtes sich entzogen, von der rettenden Platte aus, sondern in grosser Entfernung nach Zurücklegung eines weiten Weges über Berg und Thal, in der hohlen Gasse bei Küssnach (also an einer Stelle, wo ein habsburgischer Amtmann über Schwyz unmöglich jemals hat wohnen können, und zwar einfach darum, weil Küssnach erst 1402 ein Bestandtheil des schwyzerischen Landes wurde).

Doch nicht nur hat das weisse Buch eine etwas jüngere Umformung der Sage, als diejenige ist, welche Russ in Luzern zu Ohren gekommen war; sondern die ganze Stellung der Tellsgeschichte ist in ihm überhaupt im Zusammenhange eine völlig andere, als bei Russ. Trotz der Einschiebung der ernerischen Sage in sein Werk, lässt der Sarner die schwyzerisch-unterwaldnerische Hervorhebung der Befreiung durch den Rütli-Bund unangetastet. Nach einander kommen bei ihm die Geschichten vom Manne im Melchi, von dem Bauern auf Altsellen, von Stauffacher, von den Zusammenkünften im Rütli; dann folgt die Einschiebung — Tells Ungehorsam, Apfelschuss, Selbstbefreiung, Rache —; hernach wird man wieder zu Stauffachers Gesellschaft geführt, die endlich ihre Pläne ausführt, die Burgen bricht, die Eidgenossenschaft begründet. Der Obwaldner that den Urnern die Gefälligkeit, ihren Helden nicht auszuschliessen; aber er stellte ihn so in seine eigene Sage hinein, dass Jedermann erkennen muss, Tell habe ihm, dem Nichtturner, als ein Eindringling in die Befreiungsgeschichte gegolten.

Noch liegen, wenn auch im gleichen Rahmen befindlich, die beiden Sagen unvermischt neben einander.

III. Der Ausbau.

Einfach und schlicht, volksthümlich und unberührt hatten sich bis auf die Zeit der Abfassung der Chronik des weissen Buches die Erzählungen von der Befreiung der Waldstätte erhalten. Längst waren sie ihrer Geltung als reine Quellen geschichtlicher Erkenntniss verlustig geworden; aber in ihnen lagen noch unverfälschte Spiegelbilder dessen, wie das Volk sich die Anfänge des Staates dachte, in dessen Einrichtungen es sich glücklich fühlte. Noch hatte kein Bücherstaub über den Gebilden der Sage sich ausgebreitet; die Gelehrsamkeit war dem Stoffe, der für sie ein so dankbarer werden sollte, noch fremd geblieben. Unbenützt lag Jahrzehnte hindurch das weisse Buch im Sarnen Archive; mit der schwarzen Kunst der Vervielfältigung, deren Gebrauch gerade damals die Welt in ihren Angeln zu erschüttern begann, hatte sein Inhalt längere Zeit nach seiner Niederschreibung noch keine Berührung.

Das wurde anders, seit der Luzerner Gerichtsschreiber Etterlin für seine 1507 im Druck erschienene Chronik der Eidgenossenschaft das Herkommen derselben mit geringen Aenderungen dem weissen Buche entnommen hatte. Nur acht Jahre später besingt der berühmte Schweizer Glarean in lateinischen Hexametern kunstvoll die Eidgenossenschaft, und auf Etterlin fussend, flocht er auch deren Entstehung mit hinein; schon weiss der Nürnberger Humanist Pirck-

heimer aus der ihm vorliegenden Litteratur, was die Eidgenossen vom Verlaufe ihrer Freiheitskämpfe einlässlich zu erzählen verstehen; Sebastian Franck in seinem *Germaniae Chronicon*, Sebastian Münster in der *Cosmographie* schilderten die schweizerischen Geschichten nach Etterlin. Der chronicalische Inhalt des weissen Buches ist seit seiner Drucklegung durch Etterlin Gemeingut der Männer der Wissenschaft geworden, und rasch hat der Sagenstoff die Behandlung durch die Gelehrten mehrfach zu empfinden gehabt.

Allein stets konnte es noch fraglich bleiben, ob man der ernerischen Auffassung, dass Tell der erste Eidgenosse gewesen sei, den Vorzug zu geben habe, oder ob man, wie noch der Verfasser der Chronik im weissen Buche wollte, den Rütli-Bund als Quell der Unabhängigkeit aufzufassen habe. Bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts schien jedoch diese schwyzerisch-unterwaldnerische Darstellung unterliegen zu sollen.

In den ersten Jahrzehnten desselben, wohl um 1512, wurde den Urnern ein dramatisches Gedicht zur Verherrlichung ihres Helden dargebracht, das Urner Spiel von Wilhelm Tell, das sämmtlichen Ruhm, die Befreiung bewirkt zu haben, keck den Urnern einseitig zutheilt, Alles aber, was die Urner thaten, hinwiederum in Tells Persönlichkeit sammendrängt. Tell hat den Vogt erschossen, nachdem ihm der Schuss auf den Jüngsten — „den thuon ich am meisten küssen“ — so wohl gelungen ist, und er tritt nun mit seinen Genossen — denn er, nicht mehr „einer der Fürsten“, wie im weissen Buche, ist jetzt der Vertreter Uri's in dem Kreise der drei Bundesstifter — vor das Volk; er redet zur Gemeinde, fordert sie zum Eintritte in den Bund auf und spricht der einmüthig dazu entschlossenen Versammlung den Eid vor, welchen sie

wiederholt. Von der Einnahme der Burgen zu reden ist nun nicht mehr nöthig; die Freiheit ist ja bereits da. Gleichwie die eine Strecke weit noch spröde einer Vermischung sich weigernden Wassermassen von zwei sich vereinigenden Strömen schliesslich ihre verschieden gefärbten Wogen unter einander giessen und einträchtig in der Breite ihres Bettes dahinrollen, so sind durch die geschickte Hineinfügung Tells unter die Rütlimänner die bisher sich ausschliessenden Sagen vom geheimen Bunde und vom Tell zu einem Ganzen verwachsen. Sogar auf dem knappen Raume einer Denkmünze liess sich nun, seit diese Vereinigung der Sagen erfolgt war, der Name des „Wilhelm Tell von Ure“ mit dem „Anfang des Puntz“ zusammenbringen. Mehrere schweizerische Geschichtschreiber folgten dem Vorbilde des Urner Spieles, sogar ein so hervorragender Gelehrter wie der Zürcher Chronist Johannes Stumpf, der ausserdem in der Reihe der drei Männer noch eine weitere Aenderung anbringt, indem er den bisherigen Vertreter Unterwaldens, den jungen Mann vom Melchi, ausmerzt, um ihn als solchen durch den Altseller Ehemann zu ersetzen.

Dennoch sollte es hierbei nicht bleiben. Die unvermischte Sage vom Geheimbund ist in ihr altes Recht wieder eingesetzt, Tell abermals von ihr abgelöst, ein System des Gleichgewichts beider Sagen erstellt worden, wobei es für alle Zukunft bis zum heutigen Tage geblieben ist.

Dieser Gestalter der Befreiungssage, dessen Aussprüche allmählig fast gesetzliche Geltung sich zu erringen vermochten, ist Gilg Schudy, wie er selbst seinen Namen schrieb, der Vater unserer eidgenössischen Geschichtschreibung.

Auch Tschudi ist, wie alle seine Vorgänger, der Ansicht, dass die drei Waldstätte von alten Zeiten her zum

Reiche gehörten; an das sie sich vormals — so meint er — freiwillig ergeben hätten; dann aber seien sie aus dem Reiche ausgetreten, erst durch Friedrich II. wieder für dasselbe gewonnen worden. Ohne viel Besinnen lässt er nämlich den nur für Schwyz gültigen Freiheitsbrief von 1240 allen drei Ländern zugleich ertheilt werden, die drei Waldstätte seit ältesten Zeiten in alle zehn Jahre erneuerten Bünden vereinigt gewesen sein. Bei der Geschichte der Befreiung und der ihr vorangegangenen Ereignisse sodann geht Tschudi vollends in einer Weise zu Werke, so frei und unbekümmert, wie etwa ein Maler, von dem ein historisches Bild gefordert wird, dem es aber völlig anheimgestellt bleibt, wie er seine Figuren auswählen, anordnen, wie er den gewünschten Eindruck erzielen wolle, wenn nur die Darstellung der als Aufgabe gesetzten Handlung in ihren allgemeinsten Zügen entspreche. Zwar schon Stumpff hatte in Manchem seinen Stoff nach eigenem Gutdünken gestaltet, gewisse neue Züge eingeflochten. So lässt er den Landvogt Kunde von der Verschwörung gewinnen und deshalb den Hut aufrichten, um die Widersetzlichen kennen zu lernen; weiter wird bei ihm Tells Behandlung von Seiten des Vogtes dadurch erklärt, dass derselbe dazu gereizt werden sollte, im Unwillen etwas zu äussern, das eine Handhabe zur Untersuchung gäbe; dem Vater wird die Wahl gelassen, dem jüngsten Sohn einen Apfel vom Haupte zu schiessen, oder die heimlichen Anschläge zu eröffnen; erst einige Tage nach den Ereignissen in Altorf und an der Platte erfolgt bei Stumpff Gesslers Tod in der hohlen Gasse.

Aber ungleich weiter, als Stumpff, ging in solchen Aenderungen, Ausschmückungen, Motivirungen der formgewandtere Tschudi, dem ein meisterhaftes Erzählertalent zu Gebote

stand, von dergestalt fesselnder Art, dass man, einmal von seiner Darstellung gewonnen, nur schwer an die einfachere, schlichtere Auffassung der alten unverfälschten Volkssage wieder sich gewöhnt.

An Beispielen von solchen meisterhaften Redaktionskunstgriffen mangelt es ganz und gar nicht.

Die Scene im Bauernhause auf Altsellen war vom weissen Buche so dargestellt worden, dass der Wüstling, als der Ehemann einmal in den Wald gefahren war, zu der Frau kam und sie zwingen wollte, mit ihm zu baden; da wandte sie sich im Gebete zu Gott, er möge sie vor Schande bewahren, und weil Gott die Seinen, welche ihn in Nöthen anrufen, noch nie verlassen hat, fügte er es, dass der Mann nach Hause kam, von ihr über das Vorgefallene unterrichtet wurde und mit der Axt den Herrn erschlug. Schon Stumpff drehte nun die Sache so, dass die Frau, während sie das Bad rüstet, heimlich einen Boten nach dem Manne schickt. Tschudi aber vollends gibt der einfachen Geschichte eine ganz abweichende Prägung. — Der Herr reitet nach Engelberg und trifft des Landmanns Frau in der Arbeit auf einer Wiese. Ihre Schönheit reizt ihn zu bösen Begierden und er fragt, wo ihr Ehemann sei; da er nun erfahren, derselbe sei ausgegangen, will er hören, wann er wieder erwartet werde. Die Frau ist in Angst, ihres Mannes harre die Strafe für irgend ein Vergehen und sie sagt, es könne wohl etliche Tage dauern, bis er heimkehre, obschon sie wohl weiss, dass er nur in das Holz fuhr und auf den Mittag zurückkehren werde. Da nöthigt sie nun der Herr, mit ihm in das Haus zu gehen: er habe mit ihr zu reden; und als sie drinnen waren, bestellt er ein Bad; er sei in Schweiss vom Gehen und „vom Wandeln“ ermüdet (Tschudi über-

sah, dass er vorher den Reisenden reiten liess). Wie das Bad gerüstet ist, will er, dass sie es mit ihm theile. Da heisst die Frau ihn erst seine zwei Diener wegschicken, dann selber voraus in das Bad steigen: sie wolle in ihrer Kammer ihre Kleider ablegen. Aber anstatt sich ausziehen, eilt sie still durch die hintere Thüre hinaus, trifft ihren Mann, der soeben aus dem Walde zurückkehrt, und klagt ihm ihr Leid. Darauf wird in der bekannten Weise dem in der Wanne noch immer Wartenden „das Bad gesegnet“.

Aehnlich umgestaltet ist die Erzählung von den Verabredungen im Rütli. — Der Chronist im weissen Buche sagt nur, dass die Drei, der Stauffacher, einer der Fürsten und der aus Melchi, zusammenschwuren, dann noch einen von Nidwalden sich beigesellten und nach und nach immer mehr Leute an sich zogen; wenn sie etwas vornehmen wollten, fuhren sie bei Nacht in das Rütli, tagten hier zusammen, wobei Jeder zutrauenswürdige Leute mit sich brachte, und das trieben sie lange Zeit im Verborgenen. — All' das war Tschudi viel zu schlicht und farblos. Erstlich theilt er den Wortlaut des Eides mit, welcher jedem zur Verbindung Beitretenden auferlegt worden sei. Dann aber enthüllt er Genaueres über die Zusammenkünfte im Rütli. Es sei zuerst verabredet gewesen, dass jeder der ersten Verschworenen zwei oder drei oder mehr weise und behutsame Männer mit sich bringen solle; bei der Vermehrung des Bundes habe man in nächtlicher Weile oft zu zwanzig oder dreissig getagt, schliesslich aber, bei allzu grosser Verzögerung eine Verbreitung des Geheimnisses befürchtend, einen Tag zur endlichen Verabredung festgesetzt, auf den jeder der drei Eidgenossen neun oder zehn Männer — früher einmal hatte Tschudi geschrieben, nur drei oder vier der weisesten und anschlägigsten — mit

sich bringen sollte, wobei ein genaues Datum dieser Tagleistung einzufügen nicht versäumt wird: in dieser Nacht nun sei das Ganze im Einzelnen genau verabredet worden.

Auch der Tellgeschichte mangelt es nicht an derartigen, oft sehr fein ersonnenen Zusätzen.

Es gab Tschudi Anstoss, dass Tell nicht lieber sein Leben zu opfern gewillt war, um dadurch den Schuss auf den Apfel zu vermeiden, dass er dasjenige des Sohnes der Gefahr aussetzte. Diesen Einwurf beseitigte er gewandt durch die Einfügung, Gessler habe dem Vater die Wahl gelassen, zu schiessen oder zugleich mit dem Kinde zu sterben. Damit dann Tell bei seiner Selbstbefreiung nicht wehrlos sei, den Schuss auf Gessler thun könne, muss sein Geschoss mit ihm auf dem Schiffe sich befinden: sonst hätte er es ja an der Platte nicht mitnehmen können. Das hatte schon die Chronik des weissen Buches eingesehen und gesagt, die Knechte hätten das Schiesszeug auf den Hintertheil des Nauen gelegt. Doch dies genügte Tschudi nicht. Er findet, der Landvogt habe Köcher, Pfeile, Armbrust deshalb mitgenommen, um sie für sich zu behalten — „von ir Güte wegen“, lautet eine nachher in die letzte Bearbeitung nicht aufgenommene Notiz des Entwurfes der Chronik. — Die hohle Gasse liegt zwischen dem Zugersee und Küssnach; wer nicht den Weg von Schwyz her über Arth wählt, sondern in Küssnach aus einem Schiffe des Vierwaldstättersees steigt, kann ganz unmöglich in der Lage sein, diesen Hohlweg zurückzulegen. Deswegen muss sich der Vogt schon vor seiner Einschiffung in Flüelen von vorne herein entschlossen haben, nur bis Brunnen zu fahren, dort auszusteigen und den Landweg durch Schwyz und Arth nach Küssnach zu wählen: abermals alles Einzelzüge, die erst Tschudi hineinzeichnete.

Was die Zerstörung der Burgen anbelangt, so gestaltet unser Herodot aus der einfachen Angabe im weissen Buche, das Schloss auf dem Rotzberg sei durch eine Jungfrau gewonnen worden, eine ganze Geschichte, vom Heraufziehen des Gesellen von Stans durch seine Geliebte, die Dienstmagd im Schlosse, von der diesem ersten Ersteiger nachfolgenden Schaar der zwanzig Bundesgesellen, von dem Zusammenhange dieser Unternehmung mit der Gewinnung des Schlosses in Sarnen: die Gefangenen auf Rotzberg seien im Schlosse verwahrt, niemand bis über Mittag aus dem Schlossthore gelassen worden, damit nicht zu frühe, vor der Einnahme Sarnens, das Gelingen des Unternehmens gegen die nidwaldnerische Feste bekannt werde; doch sei gleich nach der glücklichen Besetzung von Rotzberg einer der Gesellen nach Stans geschickt worden, um den Erfolg etlichen Bundesgenossen zu melden, und damit dafür gesorgt werde, dass die Eidgenossen in Obwalden nicht von der Sache ununterrichtet blieben. — Auch zu der schon im weissen Buche, weil von einem Obwaldner, besonders einlässlich vorgebrachten Geschichte der Eroberung von Burg Sarnen fügt Tschudi noch manche einzelnen Züge hinzu. Er erst weiss, dass der unterhalb der Mühle im Erlenholze versteckten Leute dreissig, der Geschenkebringer zwanzig gewesen seien, dass den letzteren der mit zwei Begleitern — einen einzigen Diener hatte er selber früher dem Herrn beigegeben — zur Kirche gehende Landvogt begegnete, der Geschenke sich freute und, da er sie Alle unbewaffnet sah, unbekümmert seinen Weg fortsetzte, ihnen auftragend, die Gaben in's Schloss zu tragen. In der Kirche habe dann der Vogt das Geschehene gehört und, da er wegen des Schnees die Berge nicht habe überschreiten können, mit seinen Gefährten den

Weg der Flucht dem Gebirge entlang an Alpnach vorbei nach Luzern angetreten; man sah sie wohl, liess sie aber gemäss der Verabredung im Rütli ruhig abziehen, was auch den gefangenen Schlossknechten und dem Hausgesinde in Sarnen und Rotzberg gestattet wurde. So dachte sich aber Tschudi die Sache nicht vom Anfang an; denn früher hatte er den Landvogt gefangen nehmen, den Schwur, nicht wieder in's Land zu kommen, mit seinen Leuten ablegen und bis auf die Grenze begleitet werden lassen.

Ueberhaupt unterrichtet nichts so sehr über die Art und Weise der gänzlich willkürlichen Behandlung des Sagenstoffes durch Tschudi, als der glückliche Umstand, dass wir die endgültige Redaction seiner Chronik mit seinem auf der zürcherischen Bürgerbibliothek liegenden früheren Entwurfe, mit den in demselben angebrachten Veränderungen zu vergleichen noch im Stande sind.

So hatte, betreffend Gesslers Wohnsitz, Tschudi zuerst geschrieben, König Albrecht habe ihn auf die Burg Küssnach gesetzt, um da zu wohnen, bis in Uri eine eigene Feste gebaut sein werde. Später sagte er, der Vogt habe seinen Wohnsitz im Thurm zu Altorf genommen, wo von Alters her die Meier der Abtei Zürich gehaust hatten; die Burg Küssnach aber — und hier begeht Tschudi einen bei Erwägung seiner ausgebreiteten Belesenheit und Urkundenkenntniss ganz unbegreiflichen Fehler — habe Gessler als Eigenthum gehört.

Noch bemerkenswerther jedoch ist, wie Tschudi seine Angaben über die Person des in Altsellen Ermordeten geändert hat. — Das weisse Buch hatte offen gelassen, wer derselbe gewesen sei: es redete allgemein und unbestimmt von dem, der dort Herr war. Etterlin dann aber nahm an, der Landvogt zu Sarnen, Landenberg, sei es gewesen, und

Stumpff, ebenso anfangs Tschudi folgten ihm hierin. Aber wie aus der Correspondenz Tschudi's überhaupt hervorgeht, dass er seine Feder in der Erzählung der Befreiungsgeschichte den Waldstätten zur Verfügung gestellt hatte und nach von dort ihm gemachten Anmerkungen Abänderungen traf oder Einschiebsel anbrachte, so ist das hier ganz speciell der Fall gewesen. Die Unterwaldner sagten ihm bei einem 1569 gemachten Besuche, dass der von Landenberg heiler Haut aus dem Lande entkommen sei; derjenige dagegen, welcher sein böses Gelüsten im Bade gebüsst habe, sei einer von Wolfenschiessen gewesen, und da nun Altsellen und Wolfenschiessen Nachbarorte sind, die Sache also viel Einleuchtendes hatte, war Tschudi gehorsam, strich in seinem Entwurfe die Worte „Beringer von Landenberg der Landtvogt zu Underwalden“ aus und ersetzte sie durch „der von Wolfenschiessen des Königs Amptmann uff der Vesti Rotzberg nidt dem Kernwald“: man sieht, er schiebt dem Manne gleich noch ein Aemtchen zu. Aber man wusste andererseits auch noch aus Urkunden, dass die Edelknechte von Wolfenschiessen zu den Landleuten in Unterwalden in guten Beziehungen gewesen waren. So macht denn Tschudi diesen Amtmann zu einem Abtrünnigen, zu einem verlorenen Sohne seiner Familie, dessen dieselbe sich schämte, vollends als er nun noch ein so schändliches Ende genommen hatte. Ganz trefflich wird dann diese neue dem Geschichtschreiber zuerst aufgedrungene Combination, nachdem er sich einmal ihrer bemächtigt, von ihm ausgebeutet: weil die Brüder des Erschlagenen mit seinem Treiben unzufrieden gewesen waren, drangen sie nicht auf Rache, so dass also der Mörder so zu sagen unbelästigt blieb, in Uri heimlich längere Zeit sich aufhalten konnte; allerdings habe Lan-

denberg anfangs nachforschen lassen, doch ohne dass dem Flüchtigen viel nachgejagt worden wäre.

Zu solchen weiteren kleineren Beifügungen der letzten Redaction gegenüber dem Entwurfe gehört, dass der Unterwaldner Vogt als Vorwand zur Wegnahme der Ochsen ein angebliches geringes Versehen des Sohnes des Landmannes nahm, dass der von der Herrschaft als Bauernadel verhöhte und durch manche Beleidigung gereizte urnerische und unterwaldnerische Adel, besonders der Freiherr von Attinghausen und der Edelknecht von Rudenz — Tschudi macht diesen zu Stauffachers Schwiegersohn — in die geheimen Verabredungen nachträglich eingeweiht worden seien; ferner gehört hierher, dass die Burg Lowerz als Gefängniss für peinlich zu befragende Uebelthäter in der letzten Zeit gebraucht wurde — sie sei im Verfall begriffen und von keiner Besatzung geschützt gewesen; und so manches Andere mehr.

Nicht weniger erfinderisch war Tschudi in der Schöpfung von Eigennamen; ja, eine und die andere Persönlichkeit musste es sich gefallen lassen von ihm in den successiven Epochen des Wachsthumes des Chronikwerkes verschieden benannt zu werden.

Den Unterwaldner Vogt hatte er anfangs als Edelknecht von Landenberg bezeichnet, also ohne Taufnamen gelassen; erst später setzte er den Namen Beringer ein, da er für den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Personen dieses Namens urkundlich bezeugt traf. Ebenfalls aus urkundlichen Studien floss ihm der Name Walther für den „einen der Fürsten“ des weissen Buches zu. — Schon Etterlin hatte durch Missverständniss*) aus dem Manne

*) Etterlin hat auch aus dem „hübschen Steinhaus“ des Stauffacher — so im weissen Buche — ein „hübsches Haus“, ohne An-

im Melchi einen Mann im Melchthal gemacht, während doch in diesem Hochgebirgsthale von einer Bodenwirthschaft mit Ochsengespannen zu keiner Zeit hat die Rede sein können. Aber Tschudi ging weiter. Anfangs allerdings redet er vom Sohne des Mannes, noch als von „dem uss Melchthal“, oder als von dem „Gsell uss dem Melchthal“; später beginnt er ihn Heinrich zu nennen, zuletzt, indem nun der Name Heinrich auf den Vater übertragen wurde, Arnold oder Aerni. Doch machte er auch aus dem Zunamen etwas Anderes: nicht mehr eine Andeutung der Heimath soll derselbe sein, sondern ein Familienname: Heinrich von Melchthal, im gleichen Thale sesshaft. — Den Stauffacher nannte Tschudi erstlich Johans oder Hans und er veränderte den Namen erst später in Werner. Dem Manne aus Altsellen hatte schon das Urnerspiel den Namen Cuno erfunden, wie es denn auch bereits den Jüngling aus dem Melchi, beziehungsweise Melchthal, Erny getauft hatte. Von Tschudi war der Altseller noch im ersten Entwurfe namenlos gelassen worden; doch später fügte er am Rande bei: Konrad von Baumgarten.

Es ist einleuchtend, wie sehr ein neuerer geistreicher Schriftsteller, der über diese Dinge sich verbreitete, Recht

gabe des Materials, gemacht. So konnte schliesslich von diesem allgemeinen Ausdrücke aus Johannes Müller jenes „wo nicht steinern, von wohlgezimmertem Holze nach eines reichen Landmannes Art mit vielen Fenstern, mit Reimen oder Sinnsprüchen bemalt, weitläufig und glänzend“ erbaute Haus rühmen. Würde jetzt ein Historienmaler die Stauffacherin den bekümmerten Gatten vor einem Steinhause trösten lassen, wie sehr würde man das „Haus reich wie ein Edelsitz“ vermissen: „von schönem Stammholz ist es neu gezimmert und nach dem Richtmaass ordentlich gefügt; von vielen Fenstern glänzt es wohnlich hell; mit bunten Wappenschildern ist's bemalt und weisen Sprüchen, die der Wandersmann verweilend liest und ihren Sinn bewundert“.

hatte, wenn er Tschudi zuschrieb, sein Bemühen sei gewesen, jedem i seinen Punkt zu geben; aber deutlich erkennbar ist es auch, wie gänzlich werthlos alle diese Ausschmückungen und Beifügungen für die Geschichte sind.

Geradezu verderblich verwirrend jedoch hat Tschudi gewirkt, indem er den einzelnen Ereignissen, die bisher in chronologischer Hinsicht immer noch mehr oder weniger heimathlos gewesen waren, bestimmte Tagesdaten anwies, an die eine spätere Zeit gemäss der scheinbaren imponirenden Sicherheit des Autors sich als an Dogmen festzuklammern immer mehr sich gewöhnte.

Zuerst hatte der Dichter des Urnerspieles den von ihm besungenen Ereignissen einen bestimmten Platz anzuweisen gesucht, und zwar keineswegs ungeschickt. Er brachte sie in Zusammenhang mit König Adolfs Freiheitsbestätigung von 1297, als seien diese Urkunden durch eine vorhergegangene Erhebung hervorgerufen worden, und wählte also das Jahr 1296. Anders fasste Stumpff die Sache auf: er nahm die Schlacht von Morgarten als Folge der Erhebung an und rückte also die Begebenheit in das Jahr 1314. — Tschudi aber kam auf einen dritten Einfall, der genau so viel Anspruch auf Glaubwürdigkeit hat, als diejenigen jener beiden früheren Bearbeiter der Sage, nämlich gar keinen.

Tschudi entschloss sich nämlich, das Ganze in die letzten Jahre und Monate der Regierung König Albrechts zu verlegen, und bemühte sich im Zusammenhange damit ein recht schwarzes Bild dieses Herrschers zu entwerfen. Dabei ging er von dem letzten Neujahrstage, den Albrecht erlebte, also von dem des Jahres 1308, aus, und zwar setzte er mit dem weissen Buche die Einnahme von Sarnen auf den Tag, „wo man das gute Jahr bringt“, aber nicht mehr auf den Weihnachtstag, wie das dort geschehen

war, sondern auf den ersten Januar, ohne zu bedenken, dass im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wohin er diese seine Erzählung verlegte, das neue Jahr noch mit dem Weihnachtsfeste begonnen worden war. Von diesem ersten Januar 1308 zog nun Tschudi seine chronologischen Fäden rückwärts in die Jahre 1307 und 1306, nachdem er schon für die vorhergehenden Jahre allerlei diplomatischen Verkehr zwischen dem Könige und den Waldstätten sich zurecht gemacht und dabei Albrecht in ein gar ungünstiges Licht gestellt hatte.

Im Jahre 1304 sollen sich die Waldstätte vom Könige einen Reichsvogt erbeten haben, worauf er ihnen zwei Vögte, Gessler und Landenberg, sendet und diese beiden ihre Uebergriffe und Gewaltsamkeiten in's Werk setzen. 1306 im Anfang des Herbstes erschlägt der Bauer auf Altsellen den Lüstling im Bade; 1307 geschieht das Ereigniss im Melchthale. Den Bau von Zwinguri aber musste Tschudi, so lange ihm der von Landenberg selbst der zu Altsellen Getödtete war, anders erzählen als nachher, wo nur ein Amtmann, nicht mehr der Landvogt, der Axt des Ehemannes zum Opfer fällt. Als er noch daran festhielt, der Vogt von Unterwalden selbst habe dergestalt geendet, stellte sich ihm der Zusammenhang dieser Begebenheit mit der Errichtung der Feste in Uri so dar, dass Gessler noch im gleichen Jahre 1306 aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksale den Bau beschlossen und das Material dazu bereitet habe, so dass im Frühling 1307 die Ausführung beginnen konnte. Nachdem nun die bezeichnete Abänderung geschehen, schien der Bau Zwinguri's nicht mehr so dringend nothwendig und so strich Tschudi diese enge innere Verbindung des unterwaldnerischen Ereignisses mit den urnerischen Verhältnissen. — Doch erst

mit der zweiten Hälfte des Jahres 1307 versieht uns Tschudi überhaupt mit reichlicheren und genaueren Zeitangaben.

Am St. Jacobstag 1307, also am 25. Juli, soll der Hut in Altorf auf die errichtete Stange gesetzt, das Gebot, demselben Ehrfurcht zu erweisen, erlassen worden sein, und in eben dieselben Tage verlegt Tschudi die Drohung Gesslers gegen den Stauffacher; im Herbst dann beginnen die geheimen Verabredungen. Die dieselben abschliessende nächtliche Tagleistung hatte Tschudi anfangs auf den Tag nach dem Gallustag, den 17. October, Tells That auf den Montag nach Simon- und Judastag, den 30. des gleichen Monates, verlegt. Aber später gefiel es ihm, den Zeitunterschied zwischen dem Rütlischwur und Gesslers Tod einer- und dem Tage der gemeinschaftlichen Erhebung, 1. Januar 1308, andererseits zu verringern, um es wahrscheinlicher zu machen, dass Landenberg ungewarnt bleiben und sich so leicht von den Unterwaldnern täuschen lassen konnte: so rückte er denn die grosse Zusammenkunft im Rütli auf den Mittwoch vor St. Martinstag, 8. November, und im Zusammenhange hiermit Gesslers Tod auf den Montag nach Otmari, 20. November — hier überdies mit unrichtiger Auflösung des Wochentages in das Monatsdatum —, so dass also beide Ereignisse jetzt um je drei Wochen dem Neujahrstage näher liegen. Doch war nun damit das Ganze auch tiefer in den Winter hineingestellt, und es konnte wohl das Bedenken laut werden, wie es denn möglich gewesen sei, dass Tell von der Platte auf der Berg- und Schattenseite habe über Morschach früh genug nach Schwyz und Küssnach gelangen können; allein Tschudi ist keinen Augenblick um eine Auskunft verlegen und gibt zugleich mit dem später eingesetzten Datum als Nachtrag am Rande die ausdrückliche Versicherung, es habe damals noch keinen Schnee gehabt.

Dergestalt steht es mit der Beglaubigung der Daten für die Befreiungsgeschichte, die uns Tschudi bringt; so verhält es sich mit all' den übrigen Beifügungen, die er vermöge seiner ausgezeichneten Gaben als Erzähler und Schilderer mit bestechendem Selbstvertrauen darreicht. Dass Tells Knabe nicht mehr als sechs Jahre zählte, und dass Stauffacher im Vorübergehen von dem aus der hohlen Gasse heimkehrenden Erleger Gesslers begrüsst wurde, das und so manches Andere vernehmen wir aus dem Werke unseres schweizerischen Herodot; von dem Grundsteine unserer eidgenössischen Geschichte dagegen, dem ewigen Bunde von 1291, ist darin nicht ein Wort zu finden.

Ist das Kunstwerk, das der Meister sich erdacht, glücklich aus der Form im Gusse hervorgegangen, so mag wohl der Meissel des Ciseleurs in Manchem seine Nachhülfe zu leisten haben: das Ganze bleibt in seinem Haupteindrucke für den bewundernden Beschauer, was es vorher schon war. Wohl haben Einzelne an Tschudi's Darstellung noch Einiges angehängt und nachgeflickt: im Grossen ist es doch nur Tschudi, dem wir die Umwandlung der kunstlosen Sagenberichte in anmuthige Novellen verdanken. Wie unbedeutend für das Gesammte ist es, wenn um 1600 Bürgeln als Geburtsort Tells genannt zu werden beginnt, wenn das achtzehnte Jahrhundert demselben Walther Fürst als Schwiegervater zutheilt, seinen Söhnen die Namen Walther und Wilhelm bescheert, wenn man anfängt, da ja 1307 und 1315 nahe an einander liegen, ihn auch bei Morgarten mitfechten zu lassen, wenn die Frau des Stauffacher als Margaretha Herlobig, der Mann vom Melchi als von der Halden oder an der Halden getauft werden.

Wichtiger für die Geschichte des Ausbaues der Sage,

als diese kleinlichen Ausschmückungen und Namenangaben, sind die versuchten Beglaubigungen für die erzählten Ereignisse, die seit dem sechszehnten Jahrhunderte insbesondere für Tell in Uri auftauchen.

Schon zu Tschudi's Zeit, doch jedenfalls wie ihre Bauart zeigt, erst kurze Zeit, standen die „heilig Hüsli“ auf der Platte und in der hohlen Gasse, vielleicht auf Plätzen, die ihren Namen, wie die Tellenmatte oder der Tellenbach oder das Tellenmoos, ursprünglich der Telle, das will sagen der Bergföhre, verdankten und erst nachträglich mit dem Schützen der Sage in Verbindung gebracht worden waren; am Ende des sechszehnten Jahrhunderts erhebt sich auch die Capelle in Bürgeln. Aber die Urner wollten die That ihres kühnen Schützen auch durch urkundliche Zeugnisse stützen. Da kratzte sich einer mit gefügigem Messer im Schachdorfer Jahrzeitbuche aus dem Walter Trullo einen Walter de Tello zurecht; im Attinghauser Pfarrbuche wurde von einem Fälscher einem im übrigen im Dunkeln liegenden Biedermanne, dem Johann Martin Näll, zugemuthet, als Näll geheirathet zu haben, als Täll gestorben zu sein, ein Schicksal höchst wunderbaren Namenwechsels, das zwei als Näll geborene Töchter mit ihm theilen; ein allzueifriger Liebhaber der Tellsgeschichte endlich suchte dadurch jeden Zweifel an derselben niederzukämpfen, dass er einen Landsgemeindebeschluss verfertigte, welcher der Einführung einer Bittfahrt 1307 gedenkt und den Wilhelm Tell erwähnt als lieben Landsmann und ersten Wiederbringer der Freiheit: diesem seinem Elaborat gab er das Jahr 1387 als Datum. Vollends Einfältiges dichtete endlich derjenige seinen Vorfahren zu, welcher eine Landsgemeinde von 1388 erfand und über hundert Personen als eidliche Zeugen für das

frühere Dasein eines Tell dabei auftreten liess, als ob die Urner schon des vierzehnten Jahrhunderts die erst mit dem siebzehnten beginnenden Zweifel gewittert hätten. Allen diesen einfach als betrügerisch zu bezeichnenden Versuchen ist ihre Veranlassung durch die beginnende wissenschaftliche Kritik unverkennbar als Brandmal aufgedrückt.

Als Tschudi im sechszehnten Jahrhundert an die Bearbeitung der Erzählungen von der Befreiung der Waldstätte ging, da griff er über jüngere Werke hinweg nach dem weissen Buche des Sarner Archives und schöpfte sich an der frisch quellenden Volkssage selbst die Lust zu seinem Werke. Aber in ähnlicher Weise hat ein Vierteljahrtausend später der Lieblingsdichter des deutschen Volkes und zumal seiner Jugend, als er in der Verherrlichung der Gestalt des kühnen Schützen aus der Urnersage einen Freiheitspsalm zu singen sich anschickte, geraden Weges auf Tschudi's frei dichterische Fassung der alten Ueberlieferungen sich gestützt. Und mag auch dem prüfenden Auge leicht noch aus Schillers Wilhelm Tell heraus die Grundverschiedenheit der beiden zusammengefügtten Sagen vom geheimen Bunde und von dem sich rächenden Schützen in die Augen springen, so bleibt es dennoch wahr, dass wir Alle, mögen wir die Geschichte der Entstehung der Eidgenossenschaft aus dem festen Grunde urkundlicher Zeugnisse hervorgraben oder aus dem unsteten Nebelmeer der Sage uns zuwehen lassen, wir Alle insgesamt uns die Männer vom Rütli und den zwei Male seiner Geschosse sicheren Treffer einzig in der Verklärung denken können, in welche Schiller sie für alle Zeiten gesetzt hat, und dem Dichter hinwieder — das sagt er uns selbst — war erst durch Tschudi „ein Licht aufgegangen“.

Mit welchem Entzücken empfängt der Kreis der Kenner der Kunst, hören die Pfleger der Geschichte derselben etwa die hoch willkommene Nachricht, wenn für ein seit längster Zeit bewundertes und als Kleinod bewahrtes Werk eines Meisters die wohl beglaubigten ersten Entwürfe auftauchen, wenn die Samenkörner zu Tage gelegt werden, aus denen die herrliche Pflanze langsam emporwuchs. Wie der erste Riss zum Gebäude, wie der kleine Thonentwurf zum gewaltigen Denkmal, wie die hingeworfene Zeichnung zum vollendeten Gemälde, so stehen zum historischen Romane Tschudi's, zu der den classischen Mustern nachgebildeten Darstellung Müllers, zum dramatischen Gedichte Schillers die Sagen in der Chronik des weissen Buches. Und wie der Schilderer des Lebensganges eines grossen Künstlers in vorzüglichem Maasse gerade jenen Zeugnissen über die Anfänge der gewaltigen Leistungen seine Aufmerksamkeit zuwendet, so sind dem Forscher über die vaterländische Geschichte die einfachen, ursprünglichen Gestaltungen der Ueberlieferungen vom Ursprunge der Eidgenossenschaft werth und ungleich ehrwürdiger, als die schillernden Farben, mit welchen erst spätere Geschlechter jene umkleideten. Sie sind ihm nicht Geschichte; aber er stellt sie hoch als den Ausdruck davon, wie die Nachkommen der Schöpfer der Unabhängigkeit den Weg zur Erringung derselben zu ihrer Zeit sich dachten.

IV. Schluss.

Immer mehr werden auch weitere Kreise daran sich zu gewöhnen haben, dass die Erzählung von der Entstehung unserer Eidgenossenschaft in ihrer altgewohnten Form als historische Erkenntnisquelle innerlich haltlos, der Wahrheit widersprechend und darum nicht länger der

Vaterlandsgeschichte einzufügen sei. Die Episode vom Tell vollends werden sie gänzlich abtrennen, hinsichtlich des Restes, der Sage vom Rütlibunde, zugestehen müssen, dass eine Herausschälung des historischen Kernes, der Erinnerungen an die Ereignisse um 1247, aus der jetzigen Fassung heraus nicht mehr möglich sei. Aber damit werden sie sich trösten, dass nicht alle diese schönen Sagen in Bausch und Bogen, wie das neuerdings vorgeschlagen worden ist, zugleich mit jenen lächerlichen Behauptungen vom schwedischen oder frisischen oder römischen Ursprunge als müssige Erfindung der Gelehrten zu verwerfen seien, dass vielmehr in ihnen ein unschätzbares Denkmal der frei gestaltenden Ueberlieferung, die dichterische Arbeit mehrerer Menschenalter unseres Volkes erhalten blieben. Ungleich mehr noch wird es sie jedoch erheben, dass statt noch so anziehender, aber in ihren Anfängen nebelhafter Sagen durch die Geschichte ihnen ein Bild der Stifter des Schweizerbundes geboten wird, so schön, wie nur ein Volk es für die Urheber seines Staates wünschen kann. Unentwegtes Festhalten an dem einmal in das Auge gefassten Ziele, keine Entmuthigung trotz noch so vieler Enttäuschungen, klare Erkenntniss der nothwendigen Vereinigung der bisher ungleich vertheilten Grundlagen des Rechtslebens, weiser Wechsel in der Anwendung kluger Mässigung und zugreifender Entschlossenheit: das ist es, was die Landleute von Uri, von Schwyz und von Unterwalden zusammenführte, und das lehren uns deren Urkunden, auf denen wir die älteste Geschichte unserer Bünde erbauen. Solcher Gewinn für unsere Geschichtsbücher aber wiegt wohl weit die einseitige Hervorhebung des einmaligen Schwirrens einer todbringenden Bogensehne auf.

Bemerkung.

Die vorliegende Schrift über ein in den letzten Jahren so eifrig wieder discutirtes Thema, veranlasst durch Universitäts-Vorträge über dasselbe, beabsichtigt — das sei ausdrücklich hier hervorgehoben — weder den speciellen Fachgenossen neue Aufschlüsse zu bringen, noch eine Erschöpfung des reichen Materiales zu liefern; sondern es sollte darin, unter theilweise eigenartiger Gruppierung des Stoffes, dem gebildeten Publicum weiterer Kreise, das sich für die Sache interessiert, gezeigt werden, wie wir Forscher vom Mittelwege — so zu sagen — uns den Aufbau des Sagengerüsts denken. In allem meines Freundes Wilhelm Vischer Auffassung theilend — besonders sei ihm hier von neuem seine ausgezeichnete Kritik des Tschudischen Textes verdankt —, bin ich nämlich allerdings noch viel weiter von Bordiers gänzlich unhaltbarer Rettungstheorie entfernt, als von der grossen Geringschätzung unserer Befreiungssage, besonders der im weissen Buche von Sarnen niedergelegten Gestalt derselben; allein diese völlig negative Beurtheilung, diese Verurtheilung der Rütlisage, wie sie bei Rilliet und Hungerbühler hervortritt, bei letzterem noch schärfer wiederholt in den St. Gallen'schen „Mittheilungen z. vaterländischen Geschichte“, Heft XIV. (1871), trifft nach meiner Ueberzeugung über das Ziel hinaus, so scharfsinnig auch die Beweisführung bei den Vertretern dieser ganz negirenden Richtung sich darstellt. — Meiner Absicht entsprechend ist hier neben der Anknüpfung an die Ereignisse um 1247 besonders der „Ausbau“ der Sage eingehend behandelt. Es sollte gezeigt werden, dass die gegenwärtige vulgäre Auffassung, so wie wir sie der letzten von Tschudi an den Sagenstoff gelegten Feile verdanken, wissenschaftlich völlig werthlos ist. Der poetische Werth derselben bleibt hierneben unbeeinträchtigt.

Von Noten zum Texte war hier fast gänzlich zu abstrahiren, und auch die zwei vorhandenen sind nur erläuternder Art. Wer sich über meinen Standpunkt zu der erwähnten neuesten Litteratur im Einzelnen unterrichten will, sei an meine einschlägigen Artikel im „Jahrbuch für die Litteratur der Schweizergeschichte“, von 1867 und 1868, gewiesen.

Donaueschingen, im Juli 1871.

M. v. K.

Das
WACHSEN DER STEINE.



Von

Albr. Müller,

Professor an der Universität zu Basel.



BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Benno Schwabe.)

1874.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Wachsen denn die Steine auch? werden wohl Viele fragen, wenn sie diese Ueberschrift lesen. Wir sind gewohnt, Wachsthum, als eine Aeusserung des Lebens, den organischen Wesen, den Pflanzen und Thieren zuzuschreiben, und die Steine als todte Gebilde zu betrachten, so dass es uns nicht leicht einfallen wird, an ein Wachsen der Steine zu denken.

Bekanntlich lehrt die Erfahrung und sagt uns, wo diese nicht hinreicht, eine innere Ueberzeugung, dass Alles in der Welt einmal einen Anfang genommen hat, einmal entstanden ist. Wir dürfen daher annehmen, dass die Steine von diesem allgemeinen Gesetz des Werdens und Entstehens keine Ausnahme machen werden. Ist auch die Materie, nach der Ansicht mancher Philosophen und Physiker, von Ewigkeit her da, ohne Anfang und ohne Ende, und kann niemals ein Atom aus der Schöpfung verschwinden oder umgekehrt aus Nichts Etwas werden, so muss doch die bestimmte Form und Mischung der Materie, in welcher uns die vorhandenen Gegenstände und so auch die Steine erscheinen, einmal einen Anfang genommen haben.

Fast Alles in der Natur entsteht nur nach und nach, durch ein stilles vereintes Zusammenwirken vieler kleiner Kräfte und Theile, durch Aufbau von bereits vorhandenem Material, das in neuer Weise gruppirt und geordnet wird. Wir sehen das in dem Wachsthum jeder Pflanze, jedes Thieres. Die langsame, schrittweise Entfaltung ist das Ge-

setz des Werdens in allen organischen Gebilden. Eine genaue Betrachtung wird uns zeigen, dass dasselbe Gesetz auch das Werden des Steines beherrscht. So wenig wie die Pflanzen und Thiere, so wenig entstehen die Steine plötzlich, Knall und Fall, sondern meistens nur sehr langsam und allmählig, viel langsamer als die belebten Wesen. Während aber diese, von einem innern Lebensprincip beherrscht, von Innen nach Aussen wachsen und sich eigentlich entfalten, nehmen jene, die Steine, in der Regel wenigstens, nur durch Anlagerung von neuem Stoff von aussen her zu. Diese Zunahme an Stoff und Umfang ist es, die wir auch bei den Steinen Wachsthum nennen können. Auch die organischen Geschöpfe können nur durch Zufluss von Stoff von aussen her, den sie als Nahrung aufnehmen, wachsen. Der Anfang der Entstehung eines Einzelwesens ist hier, wie dort gleich geheimnissvoll.

Wenn man von Steinen spricht, so denkt man zunächst an die isolirten gerundeten Kieselsteine, denen wir bei jedem Schritt auf unsern Strassen begegnen, oder an die Felstrümmer und Schuttmassen, die sich an den untern Gehängen unserer Gebirge anhäufen und aus ihrer Zertrümmerung hervorgegangen sind. Werden solche Felsbruchstücke aus den Gebirgen durch die angeschwollenen Bäche und Flüsse fortgerissen, in die Niederungen geführt und unterwegs abgerollt, so entstehen daraus unsere Kiesel oder Rollsteine, welche nun die Thalböden in mächtigen Lagern ausfüllen und durch irgend ein Cement, gewöhnlich Kalk, verkittet, wieder zu festen Felsenmassen verbunden werden. In ähnlicher Weise entstehen auch die Sandsteine, nur aus feinerem Schuttmaterial, meistens aus Quarzkörnern, welche von den Flüssen weiter als der grobe Schutt fortgeführt und in ruhigen Buchten wieder in

regelmässigen Lagern abgesetzt werden. Ebenso werden zuletzt auch die feinsten Schutttheilchen, meist sind es Thonpartikelchen, in den Seen und Meeren in regelmässigen Schichten abgelagert, woraus die schiefrigen Thone und Mergel hervorgehen, die nicht selten noch die Reste der von ihnen bei ihrem Absatz begrabenen Muscheln und Schnecken einschliessen. Später aus der Tiefe emporgehoben, bilden diese geschichteten Sand- und Thonablagerungen ganze Gebirgszüge. Diese aus der Verwitterung und Zertrümmerung alter Gebirge hervorgegangenen neuen Felsbildungen sind aber rein mechanische Ablagerungen, auf welche sich der Begriff des Wachsthumes im engeren Sinne nicht anwenden lässt.

Mit Recht macht der isolirte Kieselstein oder irgend ein anderes Felsbruchstück in uns den Eindruck des Starren und Todten. Herausgerissen aus dem Gebirge, ihrer mütterlichen Lagerstätte, und weit fortgeschwemmt, sind sie den zerstreuten Knochen eines verwesten Thieres zu vergleichen, die nur noch durch ihre Form und Textur das ehemalige Leben verrathen.

Betrachten wir aber einen solchen abgerollten Kieselstein etwas näher, schlagen wir ihn entzwei, so dass wir deutlich das innere Gefüge sehen, so werden wir bemerken, dass es in der Regel aus einer Anhäufung kleiner Crystalle oder Crystallbruchstücke besteht.

So erscheint bei näherer Betrachtung ein körniger Kalkstein als ein Aggregat kleinerer Kalkspathcrystalle, ein Granit oder Gneiss als eine Verwachsung dreier deutlich crystallisirter Mineralien, nämlich von Feldspath, Quarz und Glimmer, ein eigentlicher Kiesel als eine Anhäufung microscopischer Quarzcryställchen. Kurz, wir werden finden, dass die meisten Felsmassen, aus einer Vereinigung, einem

Zusammenwachsen kleiner Crystalle, gleicher oder verschiedener Art, hervorgegangen sind.

Fassen wir aber die Entstehung des einzelnen Crystalles selbst in's Auge, so werden wir uns bald überzeugen, dass wir hier von einem wirklichen Wachsthum, vergleichbar mit demjenigen der organischen Gebilde, reden können. Der einzelne Crystall selbst, in seiner regelmässigen geometrischen Form, mit seinen glatten, glänzenden Flächen, seiner Reinheit und Durchsichtigkeit, erscheint schon dem ungeübten Auge, gegenüber dem gemeinen Rollkiesel, als ein edleres, höheres Gebilde, als das Product einer eigenthümlichen bauenden Lebensthätigkeit. Als bekanntestes Beispiel dürfen wir nur an den klaren Bergcrystall denken.

Nehmen wir irgend eine gesättigte Salzlösung, z. B. von Kochsalz oder Alaun, und lassen sie in einem flachen, offenen Gefäss mehrere Tage oder Wochen ruhig stehen und langsam verdunsten, so werden wir nach einer Weile regelmässige, kleine Würfel von Kochsalz oder Octaeder (Achtflächner) von Alaun am Boden des Gefässes erblicken, die immer grösser werden, je länger wir die Lösung abdunsten lassen. Wir überzeugen uns, dass an der Oberfläche des werdenden Crystalles sich immer neue Lagen in der grössten Regelmässigkeit, wie die Quader bei einem Gebäude, ansetzen, und dass der, auf allen Seiten wachsende Crystall fortwährend die gleiche Gestalt behält. Fügen wir während des Wachsthumes einen Farbstoff der Lösung bei, so bemerken wir, dass dann die äussern Schichten des Crystalles gefärbt erscheinen und einen ungefärbten gleichgeformten Kerncrystall einschliessen. Oder wir können auch zuerst mit einer gefärbten Lösung beginnen und dann den Crystall in einer ungefärbten weiter wachsen lassen,

wodurch dann der innere dunklere Crystall um so leichter erkennbar ist. Was wir hier künstlich bewirken können, das hat die Natur in hundert Fällen in ihrem stillen Schaffen im Gebirge freiwillig gethan, und gewiss Jahrtausende dazu gebraucht. So besitzt unser Museum zierliche Crystalle von Quarz, Flussspath und Kalkspath, welche deutlich solche Kerncrystalle einschliessen.

Manche Salze, wie Glaubersalz, Soda, Salpeter, sind in heissem Wasser in grösserer Menge löslich, als in kaltem. Lässt man daher eine heisse, gesättigte Lösung derselben erkalten, so scheiden sich die Crystalle in ähnlicher Weise, wie das Kochsalz durch Verdunstung, nur viel rascher aus. Die schlanken Säulen schiessen oft so rasch an, dass das Auge kaum der Bildung folgen kann.

Fast jedes Salz, das einer bestimmten chemischen Verbindung entspricht, z. B. Kochsalz, Alaun, Soda, Salpeter, Glaubersalz, Eisenvitriol, Kupfervitriol, erscheint, indem es sich aus einer Lösung ausscheidet, in einer besondern, nur ihm eigenthümlichen Crystallform, an welcher der Chemiker beim ersten Blick das betreffende Salz erkennt. Auch wenn mehrere verschiedenartige Formen bei einem und demselben Salz, je nach den wechselnden Umständen bei ihrer Crystallisation auftreten, so stehen diese scheinbar unvereinbaren Gestalten doch in einem engen mathematischen Zusammenhang und lassen sich nach einfachen Gesetzen von derselben Grundform ableiten. Das geübte Auge wird übrigens bald die innere Verwandtschaft und Uebereinstimmung äusserlich ungleichartiger Formen desselben Stoffes erkennen. Ebenso kommt auch jedem Mineral eine besondere Crystallform oder nur ihm eigenthümliche Formenreihe zu.

Alle bisher beobachteten Crystalle, sowohl diejenigen,

welche wir in unsern Laboratorien und Fabriken künstlich erhalten, als auch die, welche im Mineralreich schon fertig ausgebildet vorkommen, lassen sich, trotz ihrer grossen Mannigfaltigkeit, von wenigen Arten säulen- oder tafelförmiger einfacher Grundgestalten ableiten, worunter der Würfel die regelmässigste ist. Die abgeleiteten Gestalten erscheinen dann als Abstumpfungsflächen der Ecken und Kanten der Grundform. Alle zeigen in der Anordnung ihrer Flächen die schönste Symetrie und Regelmässigkeit. Wir erkennen hier dieselbe Gesetzmässigkeit, wie diejenige welche den Gestirnen ihre Bahnen vorzeichnet.

Gewöhnlich bilden die aus einer Salzlösung sich ausscheidenden Crystalle, indem sie allmählig sich gegenseitig berühren, Gruppen oder Drusen, und bei weiterem Wachsthum, indem sich Crystall an Crystall ansetzt, zuletzt eine körnige oder stenglichte crystallinische Masse, aus lauter einzelnen Crystallindividuen bestehend, die sich bei ihrem gemeinsamen Wachsthum gegenseitig in ihrer Ausbildung gehindert haben. Unser gewöhnlicher weisser Zucker und der ihm ähnliche weisse körnige Marmor sind Beispiele solcher Crystallaggregate.

In ähnlicher Weise sind eine Menge von Felsbildungen, wie Kalkstein, Gyps, Anhydrit, Steinsalz, Quarzfels, auch manche Feldspathgesteine, als crystallinische Ausscheidungen aus wässerigen Lösungen zu betrachten. Aus einer Anhäufung zahlloser, gleichzeitig entstandener und allmählig zusammenwachsender Crystallindividuen hervorgegangen, bilden sie zuletzt feste Massen und mächtige Gebirgslager. Auch hier geht aus der unendlichen Wiederholung und Ansammlung des Kleinsten das Grösste hervor.

Lässt man eine geschmolzene Flüssigkeit, z. B. Schwefel, Wismuth, Blei u. s. w. erstarren, so bilden sich gleich-

falls Crystalle und Crystallgruppen, welche den aus Salzlösungen ausgeschiedenen sehr ähnlich sind. Ja es gibt ganz wenig Stoffe, welche geschmolzen, bei der Erkaltung sich nicht in crystallinischem Zustand ausscheiden, sondern dann eine glasartige sogenannte amorphe, d. h. gestaltlose, vollständig homogene Masse bilden. In der Natur kommen solche amorphen, also nicht aus einer Zusammenhäufung von Crystallindividuen bestehenden Substanzen äusserst selten vor. Der Obsidian, der mit Recht als ein vulcanisches Glas angesehen wird, ist eine solche Substanz. Aber auch er zeigt unter dem Microscop im Dünnschliff eine unendliche Menge von Cryställchen eingebettet, und selbst unser gewöhnliches Glas ist selten frei von solchen. Je langsamer man eine flüssige Glasmasse erkalten lässt, so dass die einzelnen Moleküle Zeit haben, sich zu ordnen und zu sammeln, desto mehr Cryställchen scheiden sich aus, desto trüber, steinartiger wird das Glas. Dasselbe ist wohl mit den vulcanischen Schmelzmassen der Fall, bei rascher Erkaltung bekommen wir ein amorphes, glasartiges Product, Obsidian, Perlstein oder Pechstein, bei langsamer Abkühlung eine durch und durch, schon mit den Augen deutlich erkennbare, crystallinische Masse, also einen wahren Stein. Unsere Laven und die mit ihnen nahe verwandten Basalte und Trachyte sind als solche crystallinisch erstarrten Schmelzproducte zu betrachten. Man hat früher bekanntlich der Natur einen horror vacui, d. h. einen Abscheu vor dem leeren Raum zugeschrieben, weil die Luft überall einzudringen sucht; mit noch grösserem Recht könnte man ihr eine Abneigung gegen die Gestaltlosigkeit zuschreiben, indem sie in der That überall, im Kleinsten wie im Grösssten, bestrebt ist, den vorhandenen Stoff in bestimmten, belebten oder unbelebten Gestalten auszuprägen.

Eine kleinere Zahl von Substanzen sind schon bei gewöhnlicher Temperatur oder bei mässiger Erhitzung sublimirbar, d. h. sie verflüchtigen sich und verwandeln sich in Dämpfe, aus welchen sich wieder in kältern Räumen oder an kalten Wänden Crystalle derselben Substanz niederschlagen. In dieser Weise sind z. B. Jod, Schwefel, Arsenik, Salmiak, Steinsalz, Chlorkalium, Chloreisen, Zink und andere Metalle sublimirbar. Solche Sublimationsproducte, die sich bald zu zierlichen Crystallgruppen, bald zu förmlichen Massen ansammeln, beobachten wir häufig in der Nähe jetzt noch thätiger Vulcane. Geht die Erhaltung der Dämpfe, wie gewöhnlich, rasch vor sich, so dass den kleinsten Theilchen kaum Zeit bleibt, sich zu sammeln und zu regelmässigen Crystallen zu ordnen, so entstehen unvollkommen gestaltete Crystalle, bei denen häufig nur die äussern Kanten und Ecken ausgebildet, die Zwischenräume noch theilweise leer gelassen sind. Es ist gerade, als ob die Crystalle den Instinkt hätten, die äussern Contouren ihrer Gestalt so schnell wie möglich herzustellen, und das Innere erst dann auszufüllen, wenn noch hinlänglich Zeit und Stoff zu dieser Arbeit übrig bleibt.

Die Crystalle zeigen in ihrem Wachsthum noch verschiedene andere, man möchte sagen, instinktartige Lebensäusserungen, wenn man dieses Wort auf die Thätigkeiten unorganischer Naturkräfte anwenden darf. Legt man einen, an Kanten oder Ecken beschädigten Crystall, z. B. von Alaun, wieder in eine gesättigte Lösung desselben Stoffes, so werden zuerst die beschädigten Kanten und Ecken reparirt, ehe ein weiterer Fortbau des Crystalles erfolgt. So findet man bisweilen in unsern Alpen solche einst gebrochenen und wieder regenerirten Bergcrystalle. Oder es legen sich, wie auf Commando, an einen alten grössern

Crystall ringsum zahlreiche kleinere Pyramiden derselben Gestalt und genau derselben Stellung an, die alle in gleicher Richtung fortwachsen und allmählig sich zu einem Gesamtindividuum vereinigen. Solche Sammelindividuen, die alle von demselben Gesetz beherrscht sind und gleiche Stellung einnehmen, wie die Soldaten einer Compagnie, trifft man sehr häufig im Mineralreich, bei vielen der bekanntesten Mineralien, wie Kalkspath, Feldspath, Flussspath, Quarz, Gyps u. a., ja sie scheinen die Regel zu sein. Auch diese so merkwürdigen Crystallbildungen lassen sich, so z. B. sehr schön beim Alaun, künstlich darstellen.

Wir haben bereits einige Beispiele des Wachsthumes der Crystalle aus verdunstenden oder erkaltenden Salzlösungen kennen gelernt. Es unterliegt dem bereits Gesagten zufolge keinem Zweifel, dass die im Mineralreich vorkommenden Crystalle und Crystallaggregate, die wir Steine zu nennen pflegen, ganz auf dieselbe Weise entstanden sind, wie diejenigen, welche sich in unsern Laboratorien und Fabriken bilden und zwar gleichfalls meistens auf nassem Wege, durch Abscheidung aus wässerigen Lösungen. Nur gewisse granit- und porphyrartige und die vulcanischen Gesteine, die in feurig-flüssigem Zustand aus dem Innern der Erde hervorgedrungen sind, machen davon eine Ausnahme.

Wir können eine Reihe von Vorkommnissen aus dem Mineralreich anführen, wo wir an den Crystallen selbst oder an andern crystallinischen Bildungen noch die deutlichen Spuren ihres Wachsthumes erkennen.

Betrachten wir z. B. den Bergcrystall, vielleicht das schönste und bekannteste Gebilde des Mineralreiches, so können wir aus verschiedenen Merkmalen auf ein allmähliges Wachsthum und auf eine Entstehung auf nassem Wege, aus kieselerdehaltigen Lösungen schliessen. Der

Bergcrystall besteht bekanntlich aus reiner Kieselerde. Wir sehen deutlich, dass der anfangs kleine Crystall durch regelmässige, schichtenweise Anlagerung neuer Substanz, wie die Crystalle in einer Salzlösung, auf allen Flächen sich vergrössert hat. War die Flüssigkeit von Zeit zu Zeit, während dem Wachstume des Crystalles, trübe, so erfolgte zeitweise eine Ablagerung der staubartigen, die Trübung bewirkenden Substanz auf der Oberfläche des Crystalles, und das so oft, als die Trübung sich wiederholte. Ueber der trüben Hülle lagerte sich wieder reine, durchsichtige Substanz ab. Der trübe Ueberzug wird dann im Innern des sonst klaren Crystalles sichtbar sein und die Contouren wiedergeben, welche der Crystall in einem früheren Stadium des Wachsthumes besass. Wir sehen dann gewissermassen, wie bei den oben beschriebenen Alauncrystallen, einen kleinen innern Bergcrystall in der durchsichtigen Masse des grössern eingeschlossen, und nicht selten erscheinen, wie z. B. an Crystallen aus dem Madeiranerthal, die Hüllen von zwei, drei und mehr solcher, durch das allmälige Wachsthum desselben Crystalles vergrösserter Formen über einander geschachtelt. Ich habe schon über ein Dutzend solcher in einander gefügter Crystallhüllchen an demselben Crystall gezählt. Wir sehen dann in diesen innern Hüllen den Crystall noch gewissermassen vor uns, wie er in seiner Kindheit und Jugend ausgesehen hat. Gewöhnlich ist es der lauchgrüne, feinschuppige, in microscopischen Cryställchen ausgeschiedene Chlorit, bisweilen auch ein feiner Thon oder Eisenocker, welcher die dünnen Ueberzüge bildet. Die innern Formen zeigen in der Regel grosse Uebereinstimmung mit den äussern, und die analogen Flächen erscheinen genau parallel gestellt. Bisweilen jedoch zeigt der innere Crystall eine etwas andere

Form als der äussere, wahrscheinlich weil damals Temperatur und Gehalt der Lösung, überhaupt die Umstände etwas anders waren, als später beim weiteren Wachsthum des Crystalles. Hing die zeitweilige, durch diese innern Crystallhüllen sichtbar gebliebene Trübung der ehemaligen, Kieselerde haltigen Flüssigkeit zusammen mit Hebungen und Erschütterungen des Gebirges, mit periodisch wiederholten Katastrophen, so haben diese noch in dem einzelnen Crystall, wie die Jahre in den Jahresringen eines Baumstammes, ihre Spur zurückgelassen, nur mag jede neue Hülle im Innern des Crystalles vielleicht einen Zeitraum von Jahrhunderten oder sogar Jahrtausenden bezeichnen.

Der Bergcrystall schliesst nicht selten, ausser dem bereits genannten grünen Chlorit, Crystalle anderer Mineralien ein, von Eisenglanz, Rutil, Epidot, Amianth, Turmalin etc., welche entweder vor der Bildung des Crystalles schon vorhanden waren, oder während seines Wachsthumes hinzutraten. Sie verharrten in ihrer ursprünglich eingenommenen Stellung, wobei auch die feinsten Fasern des Amianthes nicht verrückt wurden, bis sie von der Substanz des wachsenden Bergcrystalles völlig eingehüllt waren. Es setzt dies ein ungemein langsames, ruhiges Wachsthum voraus, welches namentlich bei grössern Crystallen auf sehr lange Zeiträume schliessen lässt. Auch Flüssigkeitstropfen mit beweglichen Gasbläschen schliesst der Bergcrystall bisweilen ein, ein neuer Beweis seiner wässerigen Bildung. In einzelnen Fällen erwies sich die eingeschlossene Flüssigkeit als Kohlensäure.

Wie der Bergcrystall, so zeigen auch noch andere durchsichtig crystallisirende Mineralien, so der Kalkspath, der Barytspath, der Flussspath, Einschlüsse fremder Cry-

stalle in ihrem Innern, oder Formen gleicher Substanz, die auf ähnliche Bildungsvorgänge schliessen lassen.

An den meisten Crystallen des Mineralreiches sieht man schon auf ihren äussern Flächen zahlreiche, oft sehr deutliche Spuren ihres Wachsthumes. Hierher gehören die eckigen Erhabenheiten auf gewissen Flächen und ganz besonders die treppenförmigen, scharfkantigen Absätze, die den successiven Stoffablagerungen des bauenden Crystalles entsprechen und bald förmliche Rinnen, bald auch nur feine Streifen bilden, aber immer parallel gewissen Crystallkanten laufen und auf allen gleichwerthigen Flächen des Crystalles in gleicher Weise wiederkehren. Mit Recht nennt man diese oft so regelmässige Streifung die Zuwachsstreifung. Die bestimmte Art und Richtung dieser Streifen oder Linien ist für die einzelnen Mineralspecies äusserst charakteristisch. So zeigt der Bergcrystall fast immer auf den sechs Seitenflächen seines verticalen Prismas eine deutliche horizontale, der Beryll hingegen auf denselben sechs Prismenflächen eine verticale Zuwachsstreifung, während das so häufig vorkommende stumpfere Rhomboeder des Kalkspathes fast immer in der Richtung der schiefen Diagonale seiner sechs Rhombenflächen gestreift erscheint, lauter Spuren der bauenden Thätigkeit der Crystalle.

Wir haben bisher blos den einzelnen Crystall in seinem Wachsthum für sich betrachtet. Aus einer verdunstenden oder erkaltenden Salzlösung scheiden sich die einzelnen Crystalle nur am Anfang in isolirten, ringsum ausgebildeten Individuen aus, wie etwa die Würfel des Kochsalzes oder die Octaeder des Alauns. In den meisten Fällen beginnen bei fortschreitender Crystallbildung die Individuen sich zu berühren und auf dem Boden des Gefässes zu zusammenhängenden Crystallkrusten sich zu ver-

einigen, wobei die freien Spitzen der Crystalle wie die Gräser und Blumen auf einer Wiese nach oben herausragen, nach unten aber auf einer gemeinsamen Unterlage aufgewachsen sind. Ganz dasselbe beobachtet man auch im Mineralreich. So entstehen die Crystalldrusen in den Klüften und Höhlungen unserer Gebirge.

Nicht selten vereinigen sich die aus einer Lösung herauswachsenden Crystalle, indem sie von dem Boden weg in die freie Flüssigkeit hinausstreben oder kleine Anhaltspunkte von oben her finden, zu zierlichen, oft sehr regelmässigen Gruppen, und ähnliche Figuren entstehen, wenn sich die verdunstende Lösung über grössere Flächen in sehr dünnen Lagen ausbreitet.

So entstehen büschelförmige, fächerförmige, sternförmige, cylindrische, kugelige, traubige, blumige, oder wieder blatt- und baumförmige Gestalten, die oft täuschend gewisse Formen des Pflanzenreiches nachahmen und in der That ein gewisses Streben des unorganischen Stoffes nach höhern Bildungen kundthun. Hierher gehören die so bekannten, gewöhnlich aus Manganoxyden bestehenden schwarzen Dendriten oder baumförmigen Zeichnungen, die sich nicht nur auf den feinen Schichtungsklüften unserer Kalk- und Sandsteine, sondern auch in den verschiedenartigsten Felsmassen vorfinden. In der Regel wird sie der Laie für wirkliche, sogenannte versteinerte Pflanzen halten. Sehr häufig trifft man die edlern Metalle, Gold und Silber, aber auch andere, wie Kupfer und Wismuth, oder Metallverbindungen, wie Eisenkies und Speiskobalt, zu äusserst zierlichen baum- oder blattförmigen Crystallgruppen ausgebildet. Das Silber zeigt bald einem Tannenbaum ähnliche, bald haar- und lockenförmige Gestalten, deren Anblick den Laien in Verwunderung setzt. Der Arragonit

oder rhombische kohlensaure Kalk bildet nicht minder regelmässige zweig- und staudenförmige, unter dem Namen Eisenblüthe bekannte schneeweisse Crystallgruppen.

Es bedarf wohl kaum des nähern Nachweises, dass wir in den zierlichen Gestalten des Schnees und Reifes und der Eisblumen an unsern Fenstern ganz ähnliche Crystallgruppen, wie die aus dem Mineralreich beschriebenen erblicken. Schade, dass sie so vergänglich sind! Doch können wir zu jeder Jahreszeit ganz ähnliche, überdies haltbare baum- und blattförmige Crystallgruppen hervorrufen, wenn wir warme, gesättigte Lösungen von Salmiak, Glaubersalz, Kupfervitriol oder einem andern Salze über eine sanft geneigte Glasplatte ausgiessen und dieselbe über einer Spirituslampe bis zur beginnenden Verdunstung erwärmen. Blitzschnell schiessen die feinen Nadeln oder Crystallreihen an, und in wenigen Secunden oder Minuten ist der Crystallbaum, den wir vor unsern Augen wachsen sehen, fertig. Jedes Salz bildet wieder besonders gestaltete, bald mehr tannenbaum-, bald mehr palmzweig-ähnliche Crystallgruppen, an deren Form das geübte Auge den Stoff beim ersten Blick erkennt. Wie die schönen Versuche des Herrn Kuhlmann in Lille zeigen, lassen sich diese dendritischen Figuren wie eine lithographische Zeichnung in beliebigen Farben abdrucken und vervielfältigen, und zu Tapeten oder als unnachahmbarer Unterdruck für Banknoten verwenden. Probeabdrücke verdanke ich seiner Gefälligkeit.

Aus dem bisher Mitgetheilten ergibt sich schon zur Genüge, dass die Entstehung und das Wachsen der Crystalle im Mineralreich, also der eigentlichen Steine, ganz auf denselben Vorgängen beruht und mit derselben Gesetzmässigkeit vor sich geht, wie die Entstehung der Crystalle

in unsern Laboratorien und Fabriken. Nur können wir im Allgemeinen annehmen, dass die Bildung der meisten crystallisirten Mineralien in den Gebirgen, schon wegen ihrer geringen Löslichkeit in Wasser, auch wenn wir hohe Temperatur und Druck und andere günstige Verhältnisse voraussetzen, viel längere, oft unendlich lange Zeiträume in Anspruch genommen hat. Daher mag es auch kommen, dass eine Anzahl wohlbekannter und sehr verbreiteter Mineralien, wie Quarz, Feldspath, Granat, Turmalin, Glimmer etc. etc., entweder gar nicht, oder nur in sehr kleinen und unvollkommenen Crystallen und auf besondern, von den natürlichen Vorgängen abweichenden Wegen dargestellt werden konnten. Ist auch die Darstellung hie und da gelungen, so ist hiermit noch lange nicht bewiesen, dass die Natur in ihrem freien Schaffen im Gebirge denselben Weg eingeschlagen hat. Auch der Chemiker kann dieselbe Substanz auf sehr verschiedenen Wegen darstellen. Immerhin wird die Bildung der Mineralien im Allgemeinen wesentlich auf denselben chemischen Vorgängen, wie die unserer künstlich erhaltenen Crystalle beruhen, und durch die Anhäufung vieler Crystalle derselben Art werden hier wie dort steinartige Massen hervorgehen. In dieser Weise haben wir uns, indem wir nach Analogien schliessen, die Entstehung ganzer Felsmassen zu erklären.

Aber auch in der freien Natur finden wir Gelegenheit, fast unter unsern Augen, die Entstehung und das allmälige Wachsen gewisser Stein- und Felsbildungen zu beobachten, oder wenigstens mit Sicherheit zu constatiren. Als bekanntestes Beispiel mag der aus kohlensaurem Kalk bestehende Kalksinter und Tropfstein genannt werden, der in phantastischen Gestalten von den Decken und Wänden in den Höhlen der Kalksteingebirge herunterhängt. Wir

sehen selbst das kalkhaltige Wasser von den Decken, wo sich die röhren- und zapfenförmigen Stalactiten angesetzt, herabtröpfeln oder draussen im Freien über die moosigen oder grasigen Abhänge herunterrieseln und jedes Gräschen oder Blättchen mit Kalksinter incrustiren, und kommen wir nach Wochen oder Jahren wieder, so finden wir die Ablagerung merklich vergrössert und verändert. So entstehen die Tuffsteine, welche durch ihr lockeres Gefüge und durch die eingeschlossenen Pflanzenreste noch deutlich ihren Ursprung verrathen. Je mehr die Uebersinterung zunimmt, desto mehr wachsen die benachbarten Theile zusammen und füllen sich die im lockern Moos gelassenen Höhlungen, bis zuletzt ein ziemlich fester, wenn auch noch etwas poröser Kalkstein entsteht, der im Laufe der Jahrhunderte zu beträchtlichen Felsmassen anwächst. Wir können diese Felsbildungen sehr schön in unserer Nähe an den Abhängen des hohen Plateaus von Höbel und Gempen, so z. B. bei Schauenburg, Büren und Duggingen, beobachten, wo dieser Stein gebrochen und als Baustein verwendet wird. Ohne Zweifel sind auch in früheren geologischen Perioden, namentlich in den nächst vorangegangenen quaternären und tertiären, Kalksteine, wie z. B. manche sogenannte Süsswasserkalke aus Sinterbildungen hervorgegangen. Zu den Sinterbildungen gehören auch die sogenannten Kesselsteine oder Pfannensteine, deren Verhütung durch verschiedene Mittel angestrebt wird, und ähnliche oft sehr beträchtliche Absätze in den Wasserleitungen, die am Ende eine völlige Verstopfung herbeiführen.

Je reicher eine dem Kalkgebirge entströmende Quelle an Kohlensäure ist, desto grösser ist auch in der Regel ihr Kalkgehalt. Der Absatz des Kalkes erfolgt nicht allein durch die Verdunstung des Wassers, sondern noch

mehr durch Verflüchtigung der Kohlensäure, welche die Kalkerde in Lösung enthielt. Legt man irgend welche Gegenstände, Blätter, Blumen, Früchte, Käfer, Vögel u. dgl. in solche kalkreichen Quellen, so werden sie in kurzer Zeit mit einer Kalksteinkruste überzogen, oder wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, versteinert, wobei die äussere Form erhalten bleibt. Bei einer wahren Versteinering findet aber nicht blos eine äussere Ueberkrustung statt, sondern die ganze Substanz der organischen Reste wird durch und durch in Stein umgewandelt, wie wir dies bei versteinerten Muscheln und Hölzern sehen. So bestehen diese letztern gewöhnlich durch und durch aus Kieselerde, in der Form des Quarzes, wobei das pflanzliche Gewebe bis in das feinste Detail erhalten blieb. Ausser Kieselerde bildet kohlensaurer Kalk das häufigste Versteinierungsmittel. Manche Meeresmuscheln, namentlich Ammonitenschalen, sind in Eisenkies oder Brauneisenstein umgewandelt.

Wie die Pflanzen- und Thierreste versteinert, d. h. ihrer Substanz nach in Kalk und Kiesel u. s. w. umgewandelt werden, so erleiden manche Mineralien selbst wieder dadurch, dass sie mit Lösungen verschiedener Art in Berührung treten, eine stoffliche Umwandlung. So wird z. B. kohlensaurer Kalk in Quarz, Rotheisenstein oder Braunstein; Eisenkies in Braun- oder Rotheisenstein verwandelt, wobei öfter die Crystallform des ehemaligen Mineralen deutlich erhalten blieb und uns noch dessen einstiges Vorhandensein bezeugt. Es sind dies die sogenannten Pseudomorphosen, welche uns lehrreiche Aufschlüsse geben über die vielfältigen Veränderungen, welche die Gesteine selbst in den Gebirgen im Laufe der Zeit erlitten haben. Wir werden in den meisten Fällen

mit Recht schliessen, dass dieselbe Umwandlung, welche den einzelnen Crystall ergriffen und mit Beibehaltung seiner Form seine Substanz verändert hat, auch ganze Felsmassen, die ja nur als Anhäufungen einzelner Crystalle zu betrachten sind, nach denselben chemischen Vorgängen stofflich umändern könne. Was im Kleinen, das kann auch im Grossen geschehen. So sind z. B. in unsern Alpen ganze Gebirgszüge gneissartiger Gesteine und crystallinischer Schiefer, wie Chlorit- und Glimmer-Schiefer durch eine ähnliche chemische Umwandlung aus ehemaligen sedimentären Kalksteinen, Sandsteinen oder Mergelschiefern hervorgegangen. Sie haben also wie die Pseudomorphosen, deren Crystallform noch erhalten blieb, einen chemischen Umwandelungsprocess durchgemacht. Wir werden solche Veränderungen in allen älteren Gebirgen und Gesteinen nachweisen können und uns bei näherer Betrachtung überzeugen, dass, wie in der organischen Natur, in dem Pflanzen- und Thierreich, so auch in der sogenannten todten und starren Steinwelt, nicht nur an der Oberfläche, sondern noch mehr in den Tiefen der Erde ein ewiger Stoffwechsel stattfindet, welcher fortwährend aus dem alten Stoff neue Gebilde erzeugt. Nirgends, auch nicht im harten, starren Fels, ist Tod, überall finden wir Leben und Bewegung.

Die vielfältigen Umwandlungen, welche die einzelnen crystallisirten Mineralien, sowie ganze Felsmassen in den Gebirgen theils auf chemischem Wege durch Mineralquellen, theils durch blosse Einwirkung der Wärme erlitten haben und noch fortwährend erleiden, werden unter dem Begriff des Metamorphismus zusammengefasst und die so umgewandelten Gesteine metamorphische genannt.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, dass nicht blos aus der Anhäufung neuen Stoffes, sondern ebenso häufig

aus der Umwandlung des bereits Vorhandenen neue Mineral- und Felsbildungen hervorgehen. Ueberall werden wir finden, dass aus den unscheinbarsten Vorgängen, in denen blos Atom für Atom wechselt oder zutritt, wenn sich diese an zahlreichen Punkten und lange Zeiträume hindurch wiederholen, am Ende die grössten Wirkungen hervorgehen.

Kehren wir wieder zu der Betrachtung der Gesteine zurück, welche wie die Kalksinterbildungen durch Anhäufung neuen Stoffes aus mineralhaltigen Quellen sich ausgeschieden haben und in ihrer Entstehung leichter zu verfolgen sind.

Wenn stärkere, kalkreiche Quellen Jahrtausende lang über einen Gebirgsabhang hinunterrieseln, so wird der auf denselben abgelagerte Kalksinter allmählig zu förmlichen Hügeln anwachsen. Wir haben bereits solche Kalktuffe aus unserer Nähe kennen gelernt. Noch weit bedeutendere Massen haben sich in andern Gegenden, z. B. bei San Filippo am Monte Amiata in Toscana, ferner zwischen Constantine und Bona, zwischen Erzerum und Trapezunt abgelagert, wo der fortwachsende Kalksinter einen kleinen Fluss überbaut und so eine Naturbrücke gebildet hat. Bekannt sind die mächtigen Tuffablagerungen in den Umgebungen von Cannstadt, deren Quellen nach Walchner einen mittlern Erguss von 800,000 Kubikfuss und einen Kalkabsatz von 2000 Centnern per Tag liefern sollen. Abdrücke von Blättern, Stengeln, Moosen und selbst von Vogelfedern sind vorzüglich erhalten.*) Nicht minder ausgezeichnet sind die Travertin genannten Tuffablagerungen

*) Der grosse Sprudel zu Nauheim bei Frankfurt a. M. liefert täglich 80,000 Kubikfuss Wasser und an festen darin gelösten Bestandtheilen jährlich über 600,000 Kubikfuss.

der berühmten Cascaden von Tivoli, welche für einen grossen Theil der Bauwerke des alten Rom das Material geliefert haben. Die durch ihre Tropfsteinbildungen bekannten Höhlen in Deutschland, Frankreich, England und Belgien sind so zahlreich, dass sie nicht einzeln aufgeführt werden können. Sie fehlen auch unserm Jura nicht. Ich will hier nur an die Hasler Höhle wenige Stunden von Basel und an die merkwürdigen Höhlen von Dinant sur Lesse in der Nähe von Namur mit ihren phantastischen Sintergruppierungen erinnern.

Das Sprüchwort sagt: *Gutta cavat lapidem*, d. h. der Tropfen höhlt den Stein, um die nagende Wirkung des Wassers zu bezeichnen. Mit noch grösserm Rechte könnte man *Gutta facit lapidem*, d. h. der Tropfen bildet den Stein, sagen.

Es ist klar, dass sehr verschiedenartige Stoffe, die in tropfenden Gewässern gelöst sind, je nach der chemischen Beschaffenheit der einzelnen Mineralquellen, sich in tropfsteinartigen Formen ausscheiden werden. So liefern die eisenhaltigen Sauerlinge ausgezeichnete trauben- und zapfenförmige Ablagerungen von Braun- und Rotheisenstein, und bei einem Mangangehalt auch noch von Manganerzen. So finden wir in verschiedenen Höhlen und Felsspalten tropfsteinartige Zapfen von Gyps, Steinsalz, Alaun, Eisenvitriol, Zink- und Kupfervitriol und andern Mineralien. Ganz besonders häufig finden wir die Kieselerde, die in kleinen Mengen sich in vielen, namentlich in warmen Mineralquellen nachweisen lässt, in sinter- und tropfsteinartigen Gestalten ausgeschieden. Gewöhnlich ist es der bläuliche, durchscheinende Chalcedon, seltener der Opal, der in solchen Bildungen auftritt. Ihre Entstehung aus tropfenden Gewässern ist unverkennbar. Am häufigsten treffen wir den

Chalcedon in vulcanischen Gebirgen, durch deren Zersetzung mittelst kohlensäurehaltiger Quellen die Kieselerde in Lösung tritt und schon in den Felsspalten, oder bei ihrem Austritt aus dem Gebirge zur Abscheidung kommt. So entstehen auch die Sinterabsätze am berühmten Geyser auf Island.

Viele vulcanische Gesteine zeigen eine blasige Structur, das heisst, sie enthalten in ihrer Masse zahlreiche blasenförmige Hohlräume, oft nur von Erbsen- oder Nussgrösse, bisweilen aber von Kopfgrösse, welche ohne Zweifel durch die Ausdehnung der eingeschlossenen Wasserdämpfe entstanden sind, zu einer Zeit, als diese vulcanischen Massen sich noch in glühend flüssigem Zustand befanden. Daher zeigt die gewöhnliche Lava so häufig eine schlackige oder blasige Structur. Später, lange, oft Jahrtausende nach der Erstarrung solcher vulcanischer Felsmassen, erfolgte ihre Zersetzung, wobei, wie bereits erwähnt, die Kieselerde in gelöster Form austrat und sich wieder in den Hohlräumen ausschied. War genug Flüssigkeit vorhanden, die von den Spaltenwänden im Gebirge herunter tropfte, so gab es tropfsteinartige Bildungen. Sickerte jedoch die kieselhaltige Feuchtigkeit nur in sehr kleinen Mengen durch die Haarspalten des Gesteines hindurch, so dass sie die innern Wände jener blasenförmigen Hohlräume nur benetzte, so konnte sich die Kieselerde nur in sehr dünnen Lagen an den Wänden absetzen. Dauerte die Abscheidung lange genug fort, so setzte sich Lage über Lage nach dem Innern des Hohlraumes an, bis derselbe grösstentheils oder ganz damit ausgefüllt wurde. Die innersten Lagen sind also hier jeweilen die jüngsten. Gewöhnlich ist es auch hier die durchscheinende bläuliche oder bräunliche Varietät des Chalcedons, in welcher die Kieselerde in diesen Blasen-

räumen zur Abscheidung gelangt. Die innerste oder jüngste Lage besteht jedoch in der Regel aus crystallisirtem Quarz, oft in der schönen violetten oder bräunlichschwarzen Varietät des Amethystes und des Rauchquarzes.

Auf diese Weise entstanden ohne Zweifel die sogenannten Achatkugeln oder Achatgeoden, die gewöhnlich aus einer grossen Zahl sehr feiner bläulicher oder graulicher, durchscheinender Chalcedonlagen bestehen, welche mit ähnlichen feinen, aber weissen oder rothen Lagen von undurchsichtigem Jaspis wechseln, der gleichfalls als eine dichte Varietät der Kieselerde zu betrachten ist. Viele dieser Achatkugeln sind im Innern noch hohl, andere mit dem schon erwähnten Amethyst oder crystallisirtem Quarz angefüllt, der gewöhnlich die innerste Lage bildet. Die abwechselnden Chalcedon- oder Jaspislagen laufen vollständig parallel und sind oft mit solcher bewunderungswürdigen Feinheit und Regelmässigkeit geschichtet, dass über 3000 Lagen auf einen Zoll gehen. Man könnte sie mit den Jahresringen eines Baumstammes vergleichen.

Die feine, regelmässige Streifung und die lebhaften Farben, verbunden mit einer gewissen Durchsichtigkeit, geben den Achatkugeln, wenn sie durchsägt, geschliffen und polirt sind, ein hübsches Ansehen, weshalb sie auch schon seit alter Zeit zu Schmucksteinen aller Art geschliffen wurden und noch heutzutage nicht ganz aus der Mode gekommen sind. Freilich wechselt auch hier, wie in allen Dingen, die Mode. In Oberstein und Idar, im oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld, werden die meisten Achate verarbeitet und von da in alle Welt versandt. Gegenwärtig liefert Brasilien weitaus das meiste und beste Rohmaterial, da die Achatgruben in den Umgebungen von Oberstein erschöpft sind.

Wo stärkere Lagen von durchscheinendem bläulichem oder bräunlichem Chalcedon mit solchen von weissem undurchsichtigem Jaspis wechseln, bekommt man die sogenannten Onyxen, welche schon im Alterthum von den Steinschneidern zur Verfertigung der Cameen benützt wurden. Aus der weissen Schicht wurde das Bild herausgearbeitet, das sich dann von der grauen Chalcedonschicht wie auf einem dunkeln Grunde heraushebt. Die Kunst der Färbung des Chalcedons (mit verdünntem Honig und Erhitzen) war schon den Alten bekannt. Die geschicktesten Steinschneider leben dermalen nicht mehr in Italien, sondern in Paris.

Die Achatkugeln sehen äusserlich gewöhnlichen eiförmigen Rollsteinen sehr ähnlich. Bei näherer Betrachtung sieht man aber eine Menge kleiner, den Pockennarben ähnlicher Eindrücke, die von den Erhabenheiten der ehemaligen Blasenräume der Melaphyrmandelsteine herrühren, in denen sich die Achate ausgeschieden haben. Die Melaphyre sind bald porphyrartige, bald blasige oder schlackige, meist dunkelgefärbte alte Eruptivgesteine, die in ihrem Ansehen und ihrer Zusammensetzung schon eine bedeutende Annäherung an die jüngern, ächt vulcanischen Felsarten zeigen. Nach der Verwitterung der Melaphyre zu einer lockern thonigen Masse lassen sich die Achatkugeln leicht heraus schlagen, und wenn diese selbst noch längere Zeit der Verwitterung ausgesetzt waren, so kann man von aussen her, wie an einer Zwiebel, Schicht für Schicht von den feinen concentrischen Lagen ablösen. Man wird also einen Rollstein, dessen Form als eine rein mechanische Wirkung zu betrachten ist, leicht von einer Achatkugel, die durch regelmässiges Wachsthum nach innen entstanden ist, unterscheiden können. Die concentrischen schalenförmigen Lagen fehlen den Rollsteinen ganz. Die Anordnung ihrer

Theilchen steht in keiner Beziehung zu ihrer äusseren Gestalt.

Die Kieselerde, als einer der verbreitetsten Bestandtheile der Gebirge und der sie durchziehenden Gewässer, scheidet sich noch in vielen andern Gestalten aus. Wir haben den klaren, in regelmässigen sechsseitigen Pyramiden und Prismen geformten Bergcrystall bereits kennen gelernt, wie er in den Klüften granitischer und gneissartiger Gesteine auftritt. Auch mitten in den geschichteten Kalksteinen und Mergeln finden wir Ausscheidungen der Kieselerde, gewöhnlich in der Form von ei- oder kugelförmigen Concretionen, die bald aus dichtem Jaspis oder aus dem mehr crystallinischen, feinkörnigen bis dichten Hornstein, oder aus dem durchscheinenden Feuerstein bestehen. Während aber die Achatkugeln durch Wachsthum von aussen nach innen an Masse zunehmen und nicht weiter wachsen können, wenn einmal der innere Hohlraum völlig ausgefüllt ist, nehmen die Jaspis- und Feuersteinkugeln fortwährend durch Anlagerung neuer Kieselsubstanz von aussen her zu, also ähnlich wie die Crystalle. Sie werden deshalb gleichfalls häufig noch concentrische Schichten wahrnehmen lassen. Gewöhnlich bildet irgend ein organischer Ueberrest, ein Seeigel oder ein Schwamm, der im Kalkstein sitzt, den Kern oder Anziehungspunkt, um den sich die Kieselerde in regelmässigen Lagen absetzt. Es wird auf diese Weise fast immer eine rundliche, kugelige Form hervorgehen. Die Schwämme enthalten bereits ein feines Kieselskelet und sind also vor Allem geeignet, weitere Kieselsubstanz anzuziehen und auszuscheiden. Wie wir gesehen haben, sind alle Felsmassen von Feuchtigkeit mehr oder minder durchdringbar, auch die scheinbar dichtesten, und überdies dringt das Wasser durch un-

zählige feine Klüfte und Haarspalten in das Innere der Gesteine ein.

In den Versteinerungen führenden geschichteten Gebirgsformationen unserer Umgebungen finden wir allenthalben solche kugelartigen oder knolligen, mitten in der festen Felsmasse eingewachsenen Kieselbildungen, so z. B. Jaspis- und Hornsteinknollen im Muschelkalk und im obern, weissen Jurakalk. Längst bekannt sind die durch Eisen lebhaft gelb und roth gefärbten Jaspisknollen aus den Bohnerzlagern von Liel bei Kändern und die schönen weissen Jaspiskugeln, welche bei dem Graben des Tunnels durch den Korallenkalk des Isteiner Klotzes zum Vorschein gekommen sind. Die Feuersteinkugeln sind in der weissen Kreide zu Hause.

Wie die Kieselerde, so scheidet sich auch die Kalkerde, die bekanntlich in fast allen unseren Quellen gelöst vorkommt, in den mergeligen und thonigen Schichten häufig in knollenartigen Formen aus. Ein Theil der bereits vorhandenen Thonerde tritt dann gewöhnlich mit in die kalkige Knollenbildung ein, wodurch sogenannte Mergelknauer entstehen, wie wir sie in den Mergelschichten der verschiedensten Formationen, namentlich häufig, wenigstens in unserer Nähe, in der Jura- und Tertiärformation antreffen.*) Die einzelnen Knollen erreichen bisweilen Kopfgrösse. Lange der Feuchtigkeit entzogen und ausgetrocknet, bekommen sie Querrisse oder Spalten, die später wieder, wenn kalkhaltige Gewässer eindringen, mit weissem Kalkspath ausgefüllt wurden. Auf diese Weise sind die, namentlich in

*) Hieher gehören auch die sogenannten Lösskindchen, kartoffelähnliche Kalkconcretionen, aus dem kalkreichen Lehm oder Löss der Diluvialformation, die allenthalben in unserer Nähe, z. B. am Bruderholz zu finden sind.

den Mergeln der mittleren Tertiärformation vorkommenden Septarien entstanden, welche von weissen Kalkspathschnüren durchzogen sind. Statt oder neben Kalkerde wurde bisweilen auch Kieselerde eingeführt und theils in Klüften als Quarz, theils in der Masse selbst abgelagert. Auf diese Art entstanden kieselreiche Mergelknollen, die sich schon durch ihre grössere Härte und Festigkeit von den gewöhnlichen Kalkmergeln unterscheiden. Hieher gehören die sogenannten Chailleknollen aus den thonigen Oxfordschichten unseres weissen Jura.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass manche der bereits erwähnten Jaspis- und Hornsteinkugeln durch Verkieselung aus ehemaligen mergeligen Kalkconcretionen hervorgegangen sind, so gerade diejenigen, die sich so häufig in den Kalk- und Mergelbänken des Muschelkalkes vorfinden. Auch werden solche Kalkbänke durch die das Gebirge durchziehenden kieselerdehaltigen Gewässer nicht selten durch und durch verkieselt und in regelmässige Lager von Hornstein oder von Kieselschiefer umgewandelt. Die Umwandlung von Kalk in Kieselsubstanz scheint in sehr vielen ältern und jüngern Sedimentformationen stattgefunden zu haben. Ihre Spuren lassen sich in fast allen Gebirgen nachweisen. Es lässt sich das leicht erklären, weil Kalkerde und Kieselerde zu den verbreitetsten Substanzen der Erdrinde gehören.

Diese Vorgänge belehren uns, dass in den todten, starren Felsmassen fortwährend Bewegungen und stoffliche Veränderungen vor sich gehen, die, Atom für Atom treffend, kaum bemerkbar sind, aber nach Jahrhunderten und Jahrtausenden durch ihre fortgesetzte Thätigkeit ganze Gebirge verändert, gehoben, zerrissen und in ihrem Bestand umgewandelt haben. Wie die Ameisen und Bienen in der organischen Welt, so sind die unzähligen kleinen, stets be-

weglichen Wasseräderchen, welche die Spalten und Poren der Felsmassen durchziehen, fortwährend geschäftig, hier Stoffe dem Gebirge zu entziehen, und dort an entfernter Stelle wieder abzulagern, wodurch immer neue Verbindungen entstehen. Namentlich ist es die in den unterirdischen Gewässern gelöste Kohlensäure, welche fast alle Gesteine angreift, ihre Zersetzung bewirkt und die gelösten Stoffe fortführt. Also auch hier in der Tiefe, in den angeblich todtten Steinmassen herrscht fortwährend Leben und Bewegung. Stoffwechsel ist auch das Lösungswort der unorganischen Welt. Wie ein Thier vom andern, so lebt gewissermassen auch ein Stein vom andern. Auch der todtte Stoff im Steinreiche verjüngt sich fortwährend in neuen, edleren Gestalten, und aus der Zerstörung des Alten gehen neue Gebilde hervor.

Wie wir bereits gesehen, und wie namentlich der im Grossen vor sich gehende Verkieselungsprocess der geschichteten Felsmassen lehrt, sind fast alle Gesteine, abgesehen von den feinen Haarspalten, die nie ganz fehlen, schon in ihrer festen Masse von Gewässern mehr oder minder leicht durchdringbar und also fähig auf diesem Wege neue Stoffe aufzunehmen und alte abzugeben, wodurch ihre Zusammensetzung allmählig eine andere wird.

Der Verkieselungsprocess ist nur einer der vielen Umwandlungsprocesse, denen sowohl die einzelnen crystallisirten Mineralsubstanzen, als auch die Felsmassen im Grossen unterliegen. Wir können in einzelnen Fällen diesen durch eindringende Gewässer bewirkten Umwandlungsprocess in den Gebirgen selbst, gleichsam unter unsern Augen, Schritt für Schritt verfolgen. Ein schönes Beispiel bietet uns der Anhydrit oder wasserfreie schwefelsaure Kalk, ein ziemlich hartes, meist körniges, graues oder bläuliches Gestein,

das als steter Begleiter des Steinsalzes in verschiedenen Sedimentformationen, und so auch in der untern Abtheilung des Muschelkalkes unserer Umgebungen, ansehnliche Lager und Stöcke im Kalk- und Mergelgebirge bildet. Der Anhydrit zeigt vermöge seiner chemischen Zusammensetzung allenthalben das Bestreben, Wasser anzuziehen und aufzunehmen und sich hiebei in wasserhaltigen schwefelsauren Kalk, also in Gyps umzuwandeln. Durch feine Klüfte dringt die Feuchtigkeit in die Masse des Anhydrites ein, es entstehen, indem sich das Wasser an unzähligen Stellen mit dem schwefelsauren Kalk verbindet, allenthalben kleine perlmutterglänzende Gypscryställchen, die allmählig so sehr überhand nehmen, dass die ganze Masse des Anhydrites in ein körnig schuppiges oder blättriges Aggregat von Gypscrystallen umgewandelt erscheint. Die Uebergangsstadien dieses Umwandlungsprocesses können wir an jedem Handstück aus den betreffenden Gebirgen noch in den Sammlungen studiren, und noch besser an Ort und Stelle, im Gebirge selbst beobachten. Indem eine beträchtliche Menge Wasser in die neue Verbindung eintritt, und andererseits kein Austritt von Stoffen erfolgt, so muss bei der Umwandlung des Anhydrites zu Gyps eine bedeutende Volumvermehrung stattfinden. Dies ist in der That auch der Fall. Wo Feuchtigkeit Zutritt findet, sei es auch nur die gewöhnliche Feuchtigkeit der Luft durch natürliche Spalten, oder durch die in den Anhydrit eingehauenen Schächte, Stollen und Tunnel, da beginnt in Folge dieser Umwandlung ein Aufquellen der ganzen Felsmasse, das erst nur an der Aussenseite der Wände bemerkbar ist, allmählig aber tief im Innern fortschreitet. Ausgehauene Stollen oder Tunnel werden hiebei durch das Aufquellen der Wände mehr und mehr verengt und zuletzt vollständig zusammen-

gedrückt, so dass sie von Zeit zu Zeit wieder frisch ausgehauen werden müssen.

Es ist klar, dass dieses Wachsen und Aufquellen des Anhydritgebirges für Eisenbahntunnel fatal werden kann, indem nicht nur die Seitenwände bauchig anschwellen, sondern auch die Schienen selbst Verschiebungen erleiden, Fälle, die schon mehr als einmal eingetreten sind. Solche Tunnel erheischen demnach eine fortwährende sorgfältige Beaufsichtigung. Wird das aus dem Anhydrit entstandene zerklüftete Gypsgebirge von Wasseradern durchzogen, so droht eine neue Gefahr, indem die Spalten durch Auflösung des Gypses sich vergrössern und so Einstürze veranlassen. Die Gypsquellen sind in den durch Anhydrit getriebenen Tunneln eine bekannte Erscheinung.

Dringen die atmosphärischen Gewässer durch Spalten allmählig tiefer in das Innere des Anhydritgebirges ein, so wird die Umwandlung zu Gyps in demselben Masse fortschreiten, bis zuletzt das Ganze zu Gyps geworden ist. Die Aufblähung des Anhydrites in so bedeutenden Massen erfolgt mit unwiderstehlicher Gewalt, wie die Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren, so dass am Ende die darüber gelagerten Bänke des Kalkgebirges, so bedeutend auch ihr Gewicht sein mag, gehoben, gebogen und gebrochen werden, und zu förmlichen Hügeln sich erheben.

So entstehen ganze Berge durch das Wachsen microscopischer Cryställchen, wenn dieses gleichzeitig an Millionen von Individuen geschieht und Jahrhunderte oder Jahrtausende lang fort dauert. So gehen, wie überall in der Natur, aus den scheinbar geringfügigsten Ursachen die grössten Wirkungen hervor. Aus dem Kleinen entsteht das Grosse.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass noch manche ähn-

liche Umwandlungsprocesse, wie die Bildung des Gypses aus Anhydrit, im Mineralreich stattfinden, welche mit einem Zuwachs von Substanz und daher mit einer Vermehrung des Volumens verbunden sind. Die bereits früher erwähnten Pseudomorphosen oder mit Beibehaltung ihrer Gestalt in eine andere Substanz chemisch umgewandelten Crystalle geben uns hierüber lehrreiche Fingerzeige. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, der in grossen rhombischen Säulen crystallisirte Andalusit von Lisens in Tyrol, der in frischem Zustand aus einer Verbindung von Kieselerde und Thonerde besteht, also ein Thonerdesilicat ist und bedeutende Härte besitzt, aus den das Gebirge durchziehenden Gewässern Kali und Wasser aufgenommen, und sich unter Aufquellung seiner Gestalt in ein Aggregat von Glimmerblättchen umgewandelt. Derselbe Process, der den einzelnen Crystall ergreift, wandelt ganze Felsmassen um, wenn sie aus einer Anhäufung von Crystallen derselben Substanz bestehen. Nun bildet bekanntlich die kieselsaure Thonerde in der Form von schiefrigen Thonen und Mergeln ungemain beträchtliche Schichtencomplexe, ja ganze Gebirgsketten, in vielen Gebirgen, namentlich auch in unsern Alpen; und ebenso lässt sich ihre Umwandlung zu Glimmerschiefer, also in dieselbe Substanz, welche an die Stelle des Andalusites getreten ist, an zahlreichen Stellen nachweisen. Es lässt sich demnach bei diesem Umwandlungsprocess im Grossen, in welchem gleichfalls Kali oder Natron nebst Wasser hinzutrat, eine ähnliche Volumvermehrung wie bei den Andalusitcrystallen im Kleinen annehmen, womit gleichfalls, in Folge der Ausdehnung der betreffenden Schiefermassen, Spaltungen und Hebungen verknüpft waren. Auch die andern in den Alpen auftretenden Sedi-
mentgesteine, wie Sandsteine und Kalksteine, zeigen häufig

Umwandlungen zu gneiss- und granitähnlichen crystallinischen Gesteinen, die theils auf einem Austausch, theils aber wesentlich auf einem Zutritt von Stoffen, natürlich immer in gelöster Form, beruhen, und, wie bei dem Anhydrit, allem Anschein nach mit einer Ausdehnung der Masse verbunden waren.

So traten unter Anderm die zur Bildung von Quarz, Feldspath, Kalk, Chlorit und Glimmer nöthigen Bestandtheile durch Spalten auf gelöstem Wege in das Innere der bereits vorhandenen sedimentären Gesteine ein und kamen dort, zu den entsprechenden Mineralverbindungen zusammentretend, in unzähligen feinen Zwischenräumen zur Abscheidung, wobei gleichfalls durch das Wachsthum unzähliger kleiner Cryställchen im Innern der betreffenden Felsmassen eine Volumvermehrung und Aufquellung derselben stattfinden musste. Nicht nur nahmen die in chemischer Umwandlung begriffenen Gebirgsmassen durch den Zufluss neuer Stoffe selbst an Umfang und Höhe zu, sie hoben auch gleichzeitig die darüber gelagerten Felsmassen, welche selbst nicht von der Umwandlung ergriffen waren. Sind auch diese stillen, im Innern der Gebirge durch Jahrhunderte fortgesetzten chemischen Umwandlungsprocesse nicht die einzigen Ursachen der Hebung der Berge, und müssen wir vielmehr den Herd in den noch feurigflüssigen und in Erstarrung begriffenen Massen der Tiefe suchen, die nach der Oberfläche drängen, so haben doch jene kleinen unaufhörlich fortgesetzten Actionen, local wenigstens, mächtig mit zur Hebung beigetragen.

Wir haben also gesehen, wie durch das fortgesetzte Wachsen unzähliger kleiner Cryställchen, die sich zusammenhäufen, ganze Hügel entstehen und bereits vorhandene Felsmassen in ihrem Bestand und Volum Aenderungen erleiden,

die nicht selten gleichfalls von einer Ausdehnung begleitet sind. Wir dürfen daher nach dem bereits Mitgetheilten die Frage: Wachsen denn die Steine auch? mit Ja beantworten.*)

Es würde uns zum Schlusse nur noch übrig bleiben, die entgegengesetzte Frage aufzuwerfen, und nach dem Entstehen auch noch das Vergehen der Steine kurz in's Auge zu fassen. Schwinden denn die Steine auch? könnte man fragen; und die Antwort wird nicht schwer sein. Wir werden ohne Zögern Ja sagen. Dass die Gipfel und felsigen Gehänge der Berge in Folge der unausgesetzten Verwitterung durch die atmosphärischen Einflüsse, durch Hitze und Kälte, durch Regen, Schnee und Eis in fortschreitendem Zerfall begriffen sind, lehrt jede Wanderung in unsere Hochalpen. Der Schutt der Gebirge wird durch die Waldbäche abgerollt, zermalmt, den Thälern zugeführt und durch die Flüsse in den Thalebenen abgesetzt oder bis in das Meer getragen. So entstehen die Sand- und Geröllablagerungen, die später gehoben und durch ein Cement gekittet, feste Felsmassen, ja ganze Berge bilden, wie wir solche im Rigi, Speer und Napf sehen. Der von den Bergen herunter geschwemmte und von den Flüssen abgerollte Gesteinsschutt ist in der That todter Stein, der, losgelöst von seiner mütterlichen Bildungsstätte im Gebirge, wie die vom Baume abgefallenen dürren Blätter und Reiser, nicht mehr wachsen kann, sondern durch mechanische Abreibung immer kleiner wird und durch Verwitterung seinem Zerfall entgegen geht. Das

*) Von allen bisher beschriebenen Vorgängen aus dem Steinreiche, namentlich auch von den Wachsthumerscheinungen, enthalten die Sammlungen des Basler Museums zahlreiche Belegstücke, die jederzeit eingesehen werden können.

sind allbekannte Erscheinungen, die keiner weitem Auseinandersetzung bedürfen.

Jedoch auch der klare, wohlgebildete Crystall, den wir in seinem regelmässigen Wachsthum verfolgt haben und der geschützt bleibt von aller mechanischen Abreibung, bleibt nicht unverändert. Mit einem eigenthümlichen Leben während seines Wachstums begabt, ereilt auch ihn, früher oder später, der Tod, wenn die nährnde Flüssigkeit ausbleibt und feindliche Einflüsse auf ihn eindringen. Mit weniger Widerstandskraft begabt, ist sein Dasein nicht selten noch hinfälliger, als das der Pflanze oder des Thieres. Andere dagegen halten länger aus.

Schon in den Sammlungen, in den geschützten Räumen unserer Museen, gehen ohne unser Zuthun, ja trotz sorgfältigem Abschluss mit einzelnen Mineralien und Crystallen sehr merkliche Veränderungen vor, manchmal in der kurzen Zeit weniger Monate oder Jahre. Crystalle von Soda, Borax, Bittersalz werden bald matt, trübe, rissig oder locker und zerfallen endlich in ein lockeres, weisses, crystallinisches Pulver, das noch lange die Form des zerfallenen Crystalles erkennen lässt. Ohne Zweifel bedingt der Wechsel der Temperatur und Feuchtigkeit diese Zersetzungen. Die Crystalle verlieren erst Wasser, lockern sich, nehmen später wieder Wasser auf, wobei die neue anders gewässerte Verbindung haarförmig ausblüht und nicht selten in den Umgebungen sich ausbreitet. Sind solche Crystalle durch ein hygroskopisches, d. h. wasseranziehendes Salz verunreinigt, so werden sie abwechselnd feucht und trocken und zerfallen gleichfalls. Meistens sind es leicht lösliche Salze. Aber auch andere, vollständig unlösliche Crystalle verändern sich. Die schönen Crystalle des Eisenkieses bekommen, indem Luft und Feuchtigkeit gleichzeitig einwirken, kleine

Risse, werden matt, bedecken sich mit einer grünlichen oder gelben mehligen Kruste und zerfallen endlich vollständig in ein lockeres Hanfwerk haarförmiger Vitriolcrystalle. Eisenkies besteht bekanntlich aus einer Verbindung von Eisen und Schwefel, beide haben aus der umgebenden Luft Sauerstoff und Wasser aufgenommen und sich in schwefelsaures Eisenoxydul + Wasser, also in Eisenvitriol umgewandelt.

Dass die Crystalle des Eisenvitriols selbst wieder in unsern Sammlungen unter Aufnahme von Sauerstoff und Abgabe von Wasser zerfallen, wobei sich ein basisches Salz bildet, ist bekannt. Woher es kommt, dass einige Eisenkiescrystalle viel leichter zersetzt werden, als andere, ist noch nicht genügend ermittelt, obgleich es an Vermuthungen nicht fehlt.

Selbst die scheinbar solidesten Mineralien erleiden unter dem Einfluss von Licht, Luft und Wärme in wohlverschlossenen Kästen Veränderungen, und schon der Geruch verräth uns, dass etwas vorgegangen ist. Manche farbigen Crystalle, wie die schönen violet und grün gefärbten englischen Flussspath, der Rosenquarz, der Amethyst und andere bleichen allmähig ab. Ihre Färbung rührt ohne Zweifel von organischen Substanzen, ähnlich den Anilinverbindungen her. Andere hingegen werden dunkler. Das Licht spielt hiebei eine grosse Rolle.

Noch grössere Veränderungen und Angriffe erleiden die Crystalle auf ihrer heimathlichen Lagerstätte, im Gebirge selbst. Nachdem sie vielleicht Jahrtausende lang frisch und intact geblieben sind, entstehen durch den Andrang der vulcanischen Massen aus der Tiefe Hebungen und Spaltungen im Gebirge, durch neue geöffnete Spalten dringen Gewässer mit verändertem Gehalt in die alten,

Crystalle führenden Spalten ein und beginnen ihren Angriff auf die vorhandenen Mineralien.

Gewöhnlich ist es die selten fehlende Kohlensäure, oft in Begleitung von kohlensauren Alkalien, welche die lösende Kraft des Wassers unterstützt, und die Abnagung oder Zersetzung der vorhandenen Crystalle bewirkt. Bald wird die Substanz des Crystalles als solche gelöst, wie z. B. der Kalkspath, wobei der kohlensaure Kalk in Lösung tritt, bald auch werden nur gewisse Bestandtheile des angegriffenen Crystalles von der kohlensauren Lösung fortgeführt. Dies ist z. B. bei der Zersetzung der Feldspathe der Fall, bei welcher die Thonerde an einen Theil der Kieselerde gebunden zurückbleibt, während der andere Theil mit den Alkalien und der Kalkerde, die sich mit der Kohlensäure verbunden haben, fortgeführt wird. Nicht selten treten bei diesem Lösungs- und Zersetzungsprocess neue Stoffe an die Stelle der ausgeschiedenen alten ein. Auch saure Dämpfe und Gase greifen, gewöhnlich von Feuchtigkeit unterstützt, namentlich in vulcanischen Gebirgen, die vorhandenen Crystalle und Gesteine an.

Junge, noch im Wachsthum begriffene, oder intact gebliebene Crystalle haben meistens glatte, glänzende Flächen, und sind, bei nichtmetallischen Substanzen gewöhnlich vollkommen klar und durchsichtig oder doch durchscheinend. Sie gleichen den glänzenden Augen eines Kindes. Wo sie aber längere Zeit lösenden oder zersetzenden Flüssigkeiten ausgesetzt waren, da werden sie, auch auf den sonst besonders glänzenden Flächen, matt, trübe, rauh, oder es dringen nach den Spaltungsrichtungen oder vorhandenen Zuwachsstreifen scharfe Furchen in das Innere der Crystalle ein, und am Ende werden sie völlig zerfressen.

In jeder grössern Mineraliensammlung wird man solche

matten oder zerfressenen Crystalle finden, deren Aussehen man oft, mit Unrecht, einer unvollkommenen Crystallisation zugeschrieben hat. Es sind kranke, abgezehrte Individuen. Zuletzt werden die Crystalle vollständig aufgelöst und ihre Substanz weggeführt. Man würde ihr ehemaliges Dasein gar nicht ahnen, wenn sie nicht häufig einen ihrer Form entsprechenden Hohlraum in dem umgebenden Gestein oder in andern sie umhüllenden Mineralien zurückgelassen hätten. So werden nicht selten Kalkspathcrystalle mit einer dünnen Drusenhaut von Quarz überzogen und nachher vollständig aufgelöst, so dass nur noch der dünne drusige Ueberzug von Quarz, in der Form der ehemaligen Kalkspathcrystalle, nun einen Hohlraum umschliessend, zurückblieb. Solche Umhüllungspseudomorphosen nach Kalkspath finden sich manchen Ortes und sind dergleichen schon längst aus dem Schneeberger Revier im sächsischen Erzgebirge bekannt. Sie lassen uns ahnen wie Vieles von dem, was früher da war, wieder verschwunden ist. So finden wir hohle Feldspathcrystalle, die einen Kalkspath umschlossen hatten, oder würflige, aus einer feinen Quarzdruse bestehende Hohlformen, aus denen die Crystalle des Flussspathes weggeführt worden sind. An andern Orten haben Würfel von Steinsalz oder von Eisenkies ihre Abdrücke in einem Mergel oder schiefrigen Thone zurückgelassen.

Je nach der Beschaffenheit der auflösenden Flüssigkeit und derjenigen des angegriffenen Minerals, werden manche Crystalle, wie Steinsalz, oft nur an den Ecken und Kanten abgerundet. Auch schwerlösliche Crystalle, wie Apatit, Granat, Skapolith, Augit u. s. w., zeigen bisweilen eine solche Abrundung, gerade als ob sie nach ihrer Bildung angeschmolzen worden wären, was jedoch nur selten der Fall war.

Durchgehen wir unsere Sammlungen, so finden wir, dass kaum eines der bekannten und verbreiteten Mineralien nicht hie und da Spuren der Auflösung und Zersetzung zeigt. Selbst der Quarz, eine der unzerstörbarsten Substanzen, welche allen Säuren widersteht und allem Wetter trotzt, bleibt nicht unangegriffen, wie die nicht selten vorkommenden abgeätzten und abgezehrten Bergcrystalle aus unsern Hochalpen lehren. Wohl alle, auch die härtesten und festesten Mineralien, sind der Zerstörung unterworfen. Das Museum in Basel ist reich an solchen Belegstücken, welche die begonnene Auflösung und Zersetzung der Mineralien kund geben. Einmal entstanden, müssen sie auch einmal vergehen. Bleibendes ist Nichts auf Erden. Wann ihr Untergang eintreten wird, ist blos eine Frage der Zeit. Also nicht blos durch gewaltsame mechanische Zertrümmerung, sondern noch mehr durch langsame chemische Zersetzung und Auflösung gehen die Mineralien zu Grunde. Die meisten sterben also, wenn man so sagen darf, eines natürlichen Todes. Der allgemeine Process der Verwitterung, dem die Crystalle und Gesteine an der Oberfläche der Gebirge erliegen, beruht gleichfalls wesentlich auf chemischer Zersetzung.

Doch nicht allein an den einzelnen Crystallen in unsern Sammlungen, nein auch draussen im Gebirge, an den Felsmassen im Grossen, finden wir allenthalben die Spuren der Auflösung, die Zeichen des Verfalles. Die Spalten im Innern der Berge werden durch die lösenden und nagenden Gewässer zu Höhlen, und die an die Oberfläche tretenden zu Thälern erweitert. In die Felsmassen selbst dringen durch unzählige Haarspalten, von den stärkern Klüften aus, von innen und aussen her die lösenden Flüssigkeiten ein und laugen sie aus, bis sie locker und mürbe werden

und auseinander fallen. Wie wir bereits gesehen, ist es namentlich die in den unterirdischen Gewässern gelöste Kohlensäure, welche im Verein mit den von aussen, von der Oberfläche eindringenden kohlensäurehaltigen Tagwassern die Zersetzung und Auslaugung und hiemit den Zerfall auch der festesten und solidesten Gesteine, selbst den Granit nicht ausgenommen, bewirkt. Dem sonst so mächtig eingreifenden Sauerstoff der Luft kommt im Verwitterungsprocess nur eine untergeordnete Wirkung zu. Kohlensäure und Wasser, Frost und Hitze thun das Meiste.

Am Fusse der Berge häufen sich dann die Schuttmassen an, deren Trümmer von den angeschwollenen Bächen fortgerissen und zermalmt, durch die Flüsse in den Niederungen wieder abgesetzt werden.

Durch die fortgesetzte Verwitterung werden auch die höchsten und mächtigsten Gebirge, und gerade diese vorzugsweise, abgebröckelt und abgetragen, und ihr Schutt füllt die weiten Thäler und Ebenen aus. Die vielbewunderte Alpenkette mit ihren schneeigten Gipfeln und Zacken ist eigentlich nichts anders, als eine lange Reihe von Ruinen.

Doch was die tosenden Waldbäche und die von Schnee und Regen angeschwollenen, trüben Ströme sichtbar und hörbar dem Gebirge entreissen und der Tiefe zuführen, so bedeutend es auch scheint, ist nur ein kleiner Theil von dem, was dem Gebirge wirklich entzogen wird. Auch die klarsten Bäche und Ströme führen noch eine Menge dem Gebirge entnommener Stoffe, insbesondere Kalk- und Talkerde, Kieselerde und alkalische Salze, auch etwas Eisen, unsichtbar mit sich, und zwar in gelöstem Zustande und so verdünnt, dass wir diesen unsichtbaren Gehalt kaum im Trinken verspüren und nur durch feine chemische Reagenzien nachzuweisen vermögen.

Obgleich das Wasser der grössern Flüsse oft kaum zwei Zehntausendstel fester Bestandtheile enthält, so genügt diese minime Beimengung doch, um am Ende den Absatz bedeutender Felsmassen zu veranlassen. So führt, um nur ein Beispiel aus unserer Nähe anzuführen, der Rhein, dessen Wasser durchschnittlich weniger feste Bestandtheile,*) als die meisten unserer Brunnen enthält, bei Basel jährlich im Durchschnitt 982 Millionen Kubikfuss oder fast 55 Billionen Pfund Wasser vorüber und darin in aufgelöstem, also nicht sichtbarem Zustande eine Kalkmasse von mehr als 7000 Millionen Pfund, was einem Kalkfels von 44 Millionen Kubikfuss entsprechen würde. Die gesammte Masse aufgelöster fester Stoffe, welche im Laufe eines Jahres unsichtbar im Rhein bei Basel vorübergleiten, beträgt fast 59 Millionen Kubikfuss, welche einen Würfel von 387 Fuss Höhe, Breite und Dicke, also nahezu von der doppelten Höhe des Münsterthurmes bilden würden. An kohlensaurer Talkerde führt der Rhein jährlich $4\frac{1}{2}$ Millionen Pfund in das Meer. Zahlreiche andere Stoffe, namentlich Alkalien, sind in noch geringerer Menge gelöst, sammeln sich aber doch zuletzt zu bedeutenden Massen an.

Das Meer ist somit das grosse Sammelbecken, in welchem sich alle in den Flüssen gelösten und mechanisch suspensirten Stoffe ansammeln. Im Meerwasser werden wir daher ausser den bekannten Salzen und Erden, wie Kochsalz, Bittersalz, Gyps, kohlensaure Kalk- und Talkerde, Kieselerde, auch Spuren aller andern Stoffe finden, welche die Mineralquellen durch die Auslaugung der Gebirge den Flüssen zuführen. In der That sind auch ausser den bekannten wichtigen Stoffen wie Brom, Jod, Fluor, Phosphor-

*) 0,016 % nach den neuesten Analysen, während das Grellinger Wasser 0,030% enthält.

säure, auch Spuren von Arsenik, Blei, Eisen, Silber und andern Metallen gefunden worden. Ja die Menge des im Meerwasser aufgelösten Silbers beträgt wahrscheinlich mehr, als alles im Gebrauche des Menschen befindliche, gemünzte und ungemünzte Silber zusammen genommen. Gekupferte Schiffe bringen diesen Silbergehalt zur Abscheidung.

Es ist klar, dass der Salzgehalt des Meerwassers, der durchschnittlich $3\frac{1}{2}\%$ beträgt, vom Festland stammt und der Summe der von den Quellen aus den Gebirgen ausgelaugten und durch die Flüsse in gelöstem Zustande dem Meere zugeführten Bestandtheile entspricht. Das Steinsalz selbst ist eine Ausscheidung ausgetrockneter alter Meeresbecken.

Im Meere sind es vorzüglich die lebenden Geschöpfe, Pflanzen und Thiere, namentlich die Schalthiere, welche die darin gelösten Erden, insbesondere Kalk- und Kieselerde, durch ihren Lebensprocess zur Ausscheidung bringen und zum Bau ihrer festen Bestandtheile, die Korallen zur Herstellung ihrer Stöcke, die Seeigel und Weichthiere zum Bau ihrer Schalen verwenden. Manche Kalkgebirge bestehen ganz oder zum grössten Theil aus den Schalen und Schalenrümmern der Meeresthiere, oft, wie bei der weissen Kreide, in der sich die Foraminiferen angehäuft, aus Geschöpfen von microscopischer Kleinheit. So gehen auch hier aus der fortgesetzten Anhäufung der kleinsten Wesen die grössten Massen hervor. Die Natur hat ein mächtiges Agens zur Verfügung, über welches der einzelne Mensch nur in minimem Masse verfügen kann und welches die grössten Wirkungen hervorbringt, es ist die Zeit, die ihr in ungemessener Fülle zu Gebote steht. Durch die Ausscheidung des Kalk-, Gyps- und Kieselgehaltes des Meerwassers und die Ablagerung der in der Nähe der Gestade suspensirten Thon- und Sandtheilchen bilden sich Absätze,

die in einem Jahrhundert nur wenige Zolle oder Fusse betragen, aber im Laufe der Jahrtausende zu den mächtigsten Ablagerungen anwachsen und, aus der Tiefe des Meeres emporgehoben, hohe Gebirge bilden.

Der im Meerwasser, namentlich in der Nähe der Flussmündungen mechanisch suspensirte, fein zertheilte Thon ist gleichfalls, wie die im Fluss- und Meerwasser gelösten Kali- und Natron-, Kalk- und Magnesiasalze, aus der Zersetzung älterer und jüngerer crystallinischer, feldspathhaltiger Gebirgsmassen hervorgegangen. Namentlich sind es Granite, Gneisse, Porphyre, Melaphyre und die jüngern vulcanischen Gesteine, wie Basalt, Trachyt, Lava, in welchen ausser den gewöhnlichen Gemengtheilen, wie Glimmer, Hornblende oder Augit, der nie fehlende Hauptgemengtheil, der Feldspath oder dessen Stellvertreter, durch die Einwirkung kohlensäurehaltiger Gewässer zersetzt wurde. Dabei wurden die in den genannten Mineralien enthaltenen Erden und Alkalien, also Kalk- und Talkerde, Kali und Natron an Kohlensäure gebunden, als Carbonate, mit einem Theil der Kieselerde ausgeschieden, und in gelöstem Zustande durch die Bäche und Flüsse dem Meere zugeführt, während die in den Feldspathen enthaltene Thonerde an einen Rest der Kieselerde und etwas Wasser chemisch gebunden und, oft noch durch Eisenoxyd verunreinigt, mit dem Quarz in dem bereits morschen und ausgelaugten Gebirge als unlösliche Thonmasse, gleichsam als Caput mortuum zurückblieb. Erst nach und nach werden diese bereits verwitterten und gelockerten thonigen Gesteine, die nun keinen Widerstand mehr zu leisten vermögen, durch die Regengüsse ausgespült, wobei mit dem leichtern Thon auch der gleichfalls unlösliche und bei der Verwitterung zurückgebliebene körnige Quarz durch die angeschwollenen

Bäche und Flüsse mit fortgerissen wird. Beide werden mit den trüben Fluthen dem Meere zugeführt, um hier, bei ruhigem Wasser, sich in regelmässigen Thon- und Sandschichten abzulagern, welche häufig noch die Schalen abgestorbener Meeresthiere einhüllen.

Nicht alle durch die lösenden Gewässer dem Innern der Gebirge entnommenen Stoffe gelangen durch die Bäche und Flüsse bis in das Meer. Manchen wird die weite, lange Reise erspart, indem sie als Bestandtheile der Mineralquellen entweder schon im Innern des Gebirges, in den Spalten und Höhlungen, in zierlichen Crystallen zur Abscheidung gelangen, oder gleich beim Austritt der Quelle aus dem Berge in Folge der Verdunstung des Wassers oder der lösenden Kohlensäure wieder abgelagert werden. Dieselben Gewässer also, welche das Innere der Gebirge auslaugen, indem sie die einzelnen Mineralien zersetzen und auflösen, dieselben Gewässer scheiden an einem andern Ort im Gebirge die gelösten Bestandtheile, welche im freien Spiele chemischer Anziehungen zu neuen Verbindungen zusammentreten, in crystallinischer Form wieder aus, wodurch neue Mineralbildungen entstehen, die wieder demselben Wandel ausgesetzt sind.

So sehen wir, nicht minder wie in der belebten Welt, im scheinbar todten Reich der Steine ein ewiges Schaffen und Zerstören, ein Werden und Wachsen, ein Verschwinden und Vergehen, einen ewigen Kreislauf, welcher uns lehrt, dass nirgends Stillstand, dass überall und unausgesetzt in der Natur, in der organischen wie in der unorganischen, Leben und Bewegung herrscht.

Auch die Steine führen den Kampf um's Dasein.



PETER PAUL RUBENS.

VORTRAG,

gehalten im Rathhaussaale zu Zürich

von

Gottfried Kinkel,

Professor der Archäologie und Kunstgeschichte am
Eidgenössischen Polytechnikum.

BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

1874.

~~~~~  
**Schweighauserische Buchdruckerei.**

Mit Rubens greife ich aus der modernen Kunstgeschichte geradezu den populärsten Stoff heraus, der keinem der Zuhörer ganz unbekannt ist. Denn bei ihm waren Fleiss und Fruchtbarkeit so gross, dass Jedermann eins seiner Originalbilder, oder doch einen und den andern Kupferstich nach ihm kennt, und sein Stil ist so ausgesprochen, dass kein Meister, wenn man ihn einmal gesehen hat, auch von dem Laien so leicht in einer Bildersammlung herausgefunden wird.

Peter Paul Rubens ist gut bürgerlichen Geschlechtes. Er stammt aus einer Familie, die mehrere Jahrhunderte in Antwerpen das solide Handwerk des Gerbers trieb. Es war aber ein aufstrebendes Haus, das auf höhere Kreise der Thätigkeit ausblickte. Der Grossvater wurde schon Apotheker; der Vater, Jan Rubens, studirte, und besuchte Italien, um auf der Universität zu Rom, der Sapienza, das Diplom als Doctor beider Rechte zu erwerben. Heimgekehrt und im Besitz eines stattlichen ererbten Vermögens, wurde er Schöff von Antwerpen und heirathete eine schöne und kluge Frau, die Maria Pypelinx. Da brachen die Religionsstürme über Belgien herein. Gegen die spanische Inquisition unterzeichnete der Adel das Compromiss; der Pöbel setzte den Bildersturm von 1566 in Scene, und die Oranier griffen zu den Waffen. Alba's Antwort war 1568 die Hinrichtung der Grafen von Egmont und Hoorn; Van Straelen, Bürgermeister von Antwerpen, wurde zu Vilvoorde geköpft. Schöff Rubens war ebenfalls im Herzen

Calvinist und stand mit dem grossen Oranier in Unterhandlung. Schon war er Philipp II. von einem geheimen Agenten denunciirt — da raffte er sein bewegliches Vermögen zusammen und flüchtete mit der Frau und den vier Kindern nach Köln. Hier ernannte Wilhelm von Oranien, als er persönlich den Oberbefehl im Revolutionskrieg gegen die Spanier übernahm, den rechtsgelehrten Doctor zu seinem Rath. Wilhelm war damals in zweiter Ehe mit Anna von Sachsen, der Tochter des berühmten Kurfürsten Moritz, vermählt. Aus dieser Ehe ist der tapfere Prinz Moritz entsprungen, der hernach mit gleichem Genie als Feldherr und als Staatsmann das Werk des Vaters, die Befreiung der nördlichen Niederlande von Spanien, durchführte. Aber glücklich war die Ehe nicht; sie wurde geschlossen, ohne dass man einander kannte, und zwischen den Gatten bestand kein gutes Verhältniss. Anna lebte damals zu Siegen, in den nassauischen Erblanden des Hauses; von dort leitete sie ein Verfahren gegen die spanische Regierung ein, um aus den confiscirten Gütern ihres Gemahls ihr Witthum zurückzuerhalten, und wurde darin von mehreren protestantischen Fürsten unterstützt. In diesem Handel bediente sie sich des Doctor Rubens als Rechtsbeistandes, und er hatte mehrmals die Reise von Köln zu ihr nach Siegen zu machen. Die Fürstin war nicht schön, aber sie war lebhaft, gegen die Meinung der Welt sorglos, liebte den Luxus und eine brillante Toilette. Sie fasste eine heftige Leidenschaft zu ihrem Rechtsfreund, und dieser widerstand ihren Avancen nicht. Wilhelm von Oranien war zwei Jahre im Feld gestanden, ohne seine Frau zu besuchen; ihr Fehltritt konnte nicht verborgen bleiben. Der Graf Johann von Nassau-Katzenellenbogen, der zu Siegen residirte, meldete dem Prinzen die Schuld seiner Frau und liess im März

1571 den Doctor Rubens, wieder auf einer Reise nach Siegen, verhaften und auf das Schloss zu Dillenburg gefangen setzen. Man wollte ihm an's Leben, aber zum Meuchelmord waren beide Fürsten zu gewissenhaft, man brauchte auch einen Zeugen gegen die Schuldige, und eine öffentliche Hinrichtung hätte das Vergehen der Prinzessin sofort in Aller Mund gebracht. Er selbst hatte seine Schuld bekannt und erwartete den Tod. Zur Geheimhaltung war übrigens nicht lange mehr Grund: im August wurde die Fürstin entbunden, der Prinz von Oranien erklärte das Kind für unächt und leitete die Scheidung ein.

Ehe es aber dazu kam, erhob sich des Rubens Frau Maria in der ganzen Grösse eines Frauenherzens. Nach Wochen schrecklicher Ungewissheit erfuhr sie in Köln auf Einen Schlag die drei furchtbaren Nachrichten: der Mann ihr treulos, der Mann verhaftet, der Mann mit dem Tode bedroht! Man dachte daran, ihm auch die Partei-Ehre zu rauben und unter dem Vorwand eines politischen Verraths ihm an's Leben zu gehen. Wer schildert die dunkle Lebensstunde, welche die wackre Frau durchrang! Nicht einmal mit den Kindern konnte sie ja ihren grössten Schmerz theilen, die sie bald als Waislein vor sich sah — der Aelteste kaum neun Jahre alt! Endlich trafen denn auch Briefe ihres Mannes ein. Er bat um ihre Verzeihung, er redete als ein Verzweifelter, er wünschte sich den Tod, um seine Sünde gegen sie zu büssen. Da schrieb sie ihm jenen unsterblichen Brief der Treue, der vom 1. April 1571, zwischen Mitternacht und Ein Uhr, datirt ist; nicht leicht wird ihn Jemand ohne ein feuchtes Auge lesen. Ohne Vorwurf, ohne Rückhalt, schenkt sie ihm ihre Verzeihung; sie erinnert an die Jahre der Liebe, da er sie so glücklich gemacht; sie richtet seinen Muth zum Leben wieder auf; sie



schickt ihm die Grösse seiner Kinder und schliesst mit den Worten: „Schreib mir nur niemals wieder: Dein unwürdiger Mann, denn das ist vergeben. Deine treue Frau Maria Rübbens.“

Aber nicht in diesem weichen und doch so tiefen Gefühl allein erging sich die kraftvolle Frau, sondern klug und gefasst raffte sie sich auf zur Rettung des Vaters ihrer Kinder. Schon vor jenem Brief hatte sie sich an die Mutter des Prinzen um Gnade gewendet; jetzt bestürmte sie die beiden Oranien. Zweimal reiste sie nach Dillenburg, um den Grafen Johann zu sprechen und ihrem Mann, den sie beide Male nicht sehen durfte, wenigstens eine leichtere Haft zu verschaffen. Als man ihr alle weitere Gnadengesuche verbot, drohte sie, falls man ihren Mann tödtete, die Schuld der Fürstin der ganzen Welt bekannt zu machen. Und die Frau setzte es durch! Nach zwei vollen Jahren, im Frühling 1573, drang sie in's Gefängniss ihres Mannes, und gegen eine Caution von 6000 Ecus durfte sie ihn in das Haus heimführen, das sie für ihn gemiethet hatte. Es war ein Pfingstsonntag, der 10. Mai — und was für ein Lenztag muss das gewesen sein, als er in dem Garten dieses Hauses die Baumblüthe wieder sah, und die schönen Kinder, denen er fast fremd geworden, wieder auf seine Kniee kletterten! Ein freier Mann war er wohl noch nicht; er musste in Siegen leben; auf die erste Aufforderung sollte er sich wieder im Kerker stellen; ein Geschäft durfte er nicht anfangen, die Kirche nicht besuchen, und nur unter Begleitung des Prinzenhofmeisters war ihm zuweilen ein unbemerkter Spaziergang in's Freie erlaubt. Wenn Frau Rubens um Erleichterung einkam, wurde ihr bedeutet, dass gewisse Personen zu schwer beleidigt seien, um dem Schuld-

gen, wenn er zu öffentlich lebe, nicht einen Schaden anzuthun.

In dieser tiefen Stille der Häuslichkeit wurde im folgenden Jahr Philipp Rubens, drei Jahre später, am 29. Juni 1577, der grosse Maler geboren. Es war der Tag Petri und Pauli, und hiervon erhielt er seinen Taufnamen. Inzwischen war 1575 die Scheidung des Prinzen von Oranien ausgesprochen, er hatte sich in dritter Ehe glücklich mit Charlotte von Bourbon vermählt, und wenige Monate nach unseres Rubens Geburt, im Herbst 1577, starb Anna von Sachsen; wie man sagte, am Trunk. Der Doctor Rubens wandte sich jetzt sofort mit einer Bittschrift an den beleidigten Ehemann und erlangte am 15. Mai 1578, nach sieben Jahren der Haft, durch eine von drei gräflichen Räthen und ihm selbst unterzeichnete Urkunde seine Freiheit. Die Urkunde besagt: um seine Vermögenssachen führen zu können, dürfe er eine Stadt näher bei den Niederlanden bewohnen, nur nicht in den oranischen Erblanden; er müsse auf den ersten Ruf sich wieder stellen, jedes Jahr seinen Aufenthalt schriftlich anzeigen und die Person des Prinzen vermeiden. Jetzt erst bezog die Familie das Haus zu Köln in der Sternengasse, welches den falschen Anspruch macht des Rubens Geburtshaus zu sein. Inzwischen war Antwerpen nach langer Belagerung übergeben, die belgischen Niederlande rettungslos dem Spanier verfallen. Ohne Zweifel um sein confiscirtes Vermögen wieder zu gewinnen, wurde der Doctor jetzt wieder katholisch und fand 1587 in der Peterskirche zu Köln sein Grab. Die Frau setzte ihm eine Grabschrift, welche die fromme Lüge enthielt, dass er mit ihr 26 Jahre gelebt habe, ohne ihr je zu einer Klage Anlass zu geben, und die Familie vermied ängstlich jede Erinnerung an seinen Fehltritt und

dessen Strafe, so dass sogar auf dem Grabstein des Malers zu St. Jakob in Antwerpen, um Siegen nicht nennen zu müssen, gar kein Geburtsort angegeben ist. Das letzte Werk des Sohnes, grade vor seinem Tode vollendet, ist übrigens die berühmte Kreuzigung Petri, welche heute noch den Hochaltar der Peterskirche in Köln schmückt.

Ein Jahr nach dem Tode des Mannes ging die Wittwe Rubens nach Antwerpen zurück, erlangte den grössten Theil des Familienvermögens wieder und förderte ihre sieben Kinder in der Welt. Peter Paul Rubens erhielt seine Erziehung in der Jesuitenschule. Man darf die Jesuiten in ihren Anfängen nicht mit dem verwechseln, was sie heute sind. Die Schulen des Ordens waren dazumal wegen ihrer fasslichen, von der Pedanterie protestantischer Scholarchen ganz freien Lehrmethode sehr geschätzt, und hier hat Rubens den Grund zum vertrauten Verständniss des Alterthums, zu seinem vortrefflichen Lateinsprechen gelegt. Besonders gern sandte man auch darum die Knaben guter Familien zu den Jesuiten, weil sie dort feine Sitte und weltmännischen Anstand lernten. Auch ist Rubens dem Orden immer anhänglich geblieben: er trat später in eine Laienbruderschaft von Affiliirten, und nach seinem Entwurfe ist die seither abgebrannte Jesuitenkirche zu Antwerpen erbaut, die er auch mit 39 colossalen Bildern aus der Geschichte des Ordens geschmückt hat. Nach Vollendung seiner classischen Studien war er dann eine Zeit lang Page am Hof einer Edelfrau, der Margaretha von Ligne, Wittwe des Grafen Philipp von Lalaing, aber das Hofleben gefiel ihm nicht. In einer Stadt wie Antwerpen, wo eine ganze Gilde von Malern ihre Ateliers hatte, musste die Malerei sich jedem strebenden Talent als ein brillantes Geschäft aufdrängen. Die Mutter widerstand eine Zeit

lang; dann gab sie den Sohn auf das Atelier eines guten Landschafters, des Tobias Van Haegt. Hierauf lernte er das Figurenmalen bei Adam Van Noort, der in Italien nach Paolo Veronese sich gebildet hatte, aber durch Trunk und grobe Sitten seine Schüler abstiess. Die vier letzten Jahre seiner Lehrzeit endlich verbrachte er bei Otho Venius. Hier traf er wieder die feinste Gesellschaft. Octavius van Veen war von Adel, die Familie stammte von den Herzogen von Brabant ab, die Töchter lernten beim Vater die Malerkunst. Dieser war damals Hofmaler bei dem Prinzen von Parma, hatte classische Studien gemacht und war lange in Italien gereist. Edle Auffassung der menschlichen Figur, eine geschickte Composition und eine grosse Feinheit der Palette konnte Rubens von ihm lernen; aber Venius war ein ruhiger Mensch, ohne starke Leidenschaft, und gleich die ersten Werke des Schülers zeigen seine Selbstständigkeit: es waltet in ihnen ein Feuer der Bewegung und des Colorits, das nicht von jenem Herd genommen ist. So trat er, eigentlich schon ein Fertiger, 1598 als Meister in die St. Lucas-Gilde von Antwerpen. Sein Lehrer vermittelte ihm noch die Bekanntschaft mit dem Regentenpaar, das nach Philipp's II. Tod die Herrschaft der spanischen Niederlande antrat, und mit den Empfehlungsbriefen Alberts und Isabella's versehen ging Rubens im Frühling 1600 nach Italien.

Italien, und Rom vor Allem, war das ganze sechszehnte Jahrhundert hindurch die Sehnsucht der Niederländer gewesen. Sie suchten dort den idealen Stil, der auf dem bürgerlichen Boden ihres Vaterlandes nicht erwuchs, und besaßen nun doch nicht Bildung genug, um den derben niederländischen Realismus ganz abzustreifen. Man kann es den einzelnen Vorgängern des Rubens ansehen, wie sie,

einige dem Raffael, andre dem Michelangelo, dem Correggio, dem Tizian und dem Tintoret nachstrebten. An ihren Werken haftet dadurch etwas Unbefriedigendes: sie ermüden uns alle, wenn man Reihen von ihnen in den Kirchen und den städtischen Gallerien Belgiens zu sehen bekommt. Es war die Rettung der belgischen Malerei, dass in Rubens ihr ein durchaus selbstständiger Geist aufstand. Auch Rubens lernte von den Italienern. In Venedig begann er für sich die grossen Meister zu copiren, deren Bilder damals noch im frischen Glanz ihrer Farben strahlten. Dann trat er fünf Jahre lang in den Dienst des Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua, der ihn ausdrücklich zum Copiren der grossen Italiener verwandte und zu diesem Zweck mehrmals nach Rom schickte; doch blieb ihm Zeit, in Italien auch einige eigne Erfindungen auszuführen, von denen das Altarblatt in der Chiesa Nuova zu Rom noch an seiner Stelle sich erhalten hat. Auch Florenz und Genua hat er besucht, und einmal verwandte ihn der Herzog, um an König Philipp III. von Spanien Geschenke zu überbringen. Im Ganzen war es keine Stellung, die den Künstler befriedigen konnte; der Herzog hat kaum einmal ein eigenes Bild bei ihm bestellt, und gewiss verliess Rubens dessen Dienst gerne, als die Krankheit der geliebten Mutter ihn 1609 nach Antwerpen zurückrief. Er fand sie nicht mehr unter den Lebenden, und in dem tiefen Schmerz ergriff ihn das Heimweh nach Italien. Er wollte wieder nach Rom, aber das Vaterland brachte ihm jetzt Anerbietungen von Ehre und Glück entgegen, denen sich nicht widerstehen liess.

Um die Niederlande auszusöhnen, hatte in seinen letzten Lebensjahren Philipp II. den Gedanken gefasst, ihnen eine halb selbstständige Regierung zu bewilligen. Er ver-



mählte seine Lieblingstochter Clara Isabella mit dem Erzherzog Albrecht von Oestreich, der zu diesem Zwecke die Cardinalswürde niederlegte und wieder weltlich wurde. Alle Protestanten waren bereits aus den spanischen Provinzen verwiesen, die übrig gebliebenen Katholiken wünschten die Vereinigung mit den calvinistischen Niederlanden nicht mehr; man konnte menschlicher regieren. Die Inquisition wurde abgeschafft, und wenn sie unter der Form von Hexenprocessen fort dauerte, griff sie doch in's Gebiet der Kunst und in die höhere Gesellschaft nicht hinein. Die Erzherzöge, wie man das Regentenpaar bezeichnete, brachten das Land wieder zu einiger Blüthe. Kurz nach des Rubens Heimkunft kam es zu einem zwölfjährigen Waffenstillstand zwischen den beiden getrennten Theilen der Niederlande. Eine unerhörte Menge neuer kirchlicher Stiftungen ging von den Regenten aus; die Orden, die Corporationen der Städte, die Gilden eiferten ihnen nach; was Bildersturm und Krieg zerstört hatten, was aus den eroberten Städten nach Spanien geschleppt war, das Alles sollte durch neue Kunstwerke ersetzt werden, und für zahllose Künstlerhände fehlte es nicht an Bestellungen. Vorauf ging das Fürstenpaar; wie alle Habsburger hatten sie, bei aller ihrer persönlichen Beschränktheit, eine aufrichtige Freude an der Kunst. Erzherzog Albrecht wünschte schon früher Rubens aus Italien zurück; jetzt liess er ihn aus den Niederlanden nicht mehr los. Er bestellte bei ihm sofort den grossen Flügelaltar für die Bruderschaft von St. Ildefonso in Brüssel, die Madonna in Glorie dem Heiligen ein Messgewand überreichend, während auf den Flügeln Albrecht und Isabella, von ihren Namensheiligen begleitet, auf Betstühlen knien. Das Werk ist jetzt im Belvedere zu Wien und zeigt den Meister, obwohl eben

erst aus Italien zurückgekehrt, auf der vollen Höhe seiner Selbstständigkeit. Er hat dies Bild noch mehrmals wieder erreicht, aber übertroffen hat er es nicht wieder. Die Bildnisse der beiden Fürsten, zumal der leichte Anstand der hochgewachsenen Spanierin mit der schlanken Aristokratenhand, sind wahre Muster der Vornehmheit. Für dies Bild erhielt er die Stelle als Hofmaler; allein den Hof liebte er nicht und bat in Antwerpen leben zu dürfen. Aber wohl mehr noch als Fürstengunst hat eine schöne Frau ihn dem Vaterland gerettet; im Herbst desselben Jahres heirathete er seine Schwägerin Isabella Brant, ein blühendes und verständiges Mädchen, voll in den Formen, leicht brunett, mit der er die sechszehn glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht hat. Die impertinente Maleraneddote, die an jede charakteristische Figur eines merkwürdigen Bildes ihr Gewebe anspinnt, will wissen, dass Rubens auf dem jüngsten Gericht zu Düsseldorf seine erste Frau in die Hölle, seine zweite in den Himmel versetzt habe. Das wäre empörend auf alle Fälle; die Gesinnung des Mannes gegen Isabella spricht aus dem Brief, den er am 15. Juli 1626, wenige Wochen nach ihrem Tod, schrieb:

„Ich habe eine vortreffliche Gattin verloren; man konnte, ja man musste sie von Rechtswegen lieben, denn sie hatte keinen der Fehler ihres Geschlechtes: keine böse Laune, keine weiblichen Schwächen, sondern einzig Güte und Zartsinn; ihre Tugenden machten sie der ganzen Welt lieb, und nach ihrem Tode erwecken sie allgemeine Betrübniß.“

Das Leben des Rubens mit dieser Frau war ebenso glänzend als glücklich. Zwei Jahre nach der Heirath baute er sich das prächtige heut noch bestehende Haus in Antwerpen. Durch südliche Bogenhallen trat man in einen

weiten Garten mit schönen hohen Bäumen besetzt. Dort erhob sich eine prachtvolle Kuppelrotunde mit Oberlicht, wo Rubens seine aus Italien mitgebrachten Bilder von andern Meistern, seine Copien, und eine bedeutende Sammlung von Alterthümern aufstellte. Hier auch spielten bald um ihn die zwei schönen ältesten Knaben, deren gescheite Züge sowohl wie die der stattlich gekleideten Mutter er mehr als einmal so mit rechtem Stolz des Familienvaters abgebildet hat.

Seit dieser Uebersiedlung nach Antwerpen tritt nun die Schöpferkraft des Meisters in ihre volle Thätigkeit. Die ersten Bilder, und jeweilen auch noch später irgend ein feineres Werk, hat er ganz mit eigener Hand ausgeführt; bald aber mehrten sich die Bestellungen so, und sein Atelier füllte sich mit so talentvollen Schülern, dass er an eine Theilung der Arbeit denken konnte und musste. Für alle Werke von colossalem Umfang entwarf er jetzt eine Skizze; einer der geschicktesten Gehülfen wurde angestellt, das Bild unter den Augen des Meisters nicht bloß zu untermalen, sondern im Ganzen fertig zu machen: dann vollendete Rubens mit raschen Meisterstrichen die Uebermalung. Auch kam vor, dass er in die Landschaft eines Freundes oder eines Schülers die Figuren hineinsetzte, oder auf einem fertigen Bild durch einen geschickten Maler die Nebensachen, etwa Thiere und Früchte, ausfüllen liess. Blosser Wiederholungen eines schon fertigen Bildes, also eigentliche Copien, malten die Gehülfen ganz allein. Geist und Charakter waren bei ihm so gewaltig, dass er seine Schüler vollständig eroberte; so lange sie bei ihm auf dem Atelier waren, haben der feinnervige van Dyck, der derbe Calvinist Jordaens, der farbenkräftige Snyders gemalt als hätten sie dem Rubens die Palette aus der Hand genommen. Er selbst be-

zeichnete dem Käufer sehr gewissenhaft, was Copie, was fremde Untermalung, was ganz seine eigene Hand war: uns, bin ich überzeugt, wird die Unterscheidung zwischen Originalen und Atelierbildern in so vielen Fällen nicht mehr möglich. Aber wenn wir auch diese Theilung der Arbeit zugestehen, bleibt Rubens schon blos im Punkt der Erfindung und Composition der mächtigste Schöpfer unter allen Malern der Welt. Die grossen Gallerien beweisen das. München hat im Rubenssaal und dem anstossenden Cabinet 89 Gemälde aus allen Gattungen, Perioden und Manieren des Meisters; der Louvre 45; das Belvedere in Wien 40, wozu noch die annähernd gleiche Zahl beim Fürsten Liechtenstein kommt; die Gallerie in Antwerpen 22, nebst Vielem in den dortigen Kirchen; und zwar sind hier die religiösen Hauptstücke vorhanden, in welche der Meister seine Ehre setzte, weil sie bestimmt waren im Lande zu bleiben. In England sieht man Schönstes auf Schloss Blenheim in dem Rubenssaal des Herzogs von Marlborough; dazu kommen 11 Stücke in der Londoner Nationalgalerie. Vieles ist in Dresden, Berlin, Cassel, Madrid und zerstreut in Italien; den Rhein hinauf schöne Sachen in Darmstadt, Frankfurt, Köln, Düsseldorf: mit Einem Wort, Rubens fehlt in keiner der grösseren oder mittleren Gallerien diesseits der Alpen. Die Zahl seiner jetzt noch vorhandenen Oelbilder möchte mit 2000 noch zu gering angeschlagen sein; ungefähr 1200 derselben sind gestochen worden; es sind darunter aber verschiedene von mehr als hundert Quadratfuss! Diese Ausdehnung des Schaffens verwirrt uns, der Massstab für eine solche Geistes- und Arbeitskraft fällt uns aus der Hand. Versuchen wir daher, von verschiedenen Richtungen her an den Genius heranzutreten und die einzelnen Strebungen seiner Kraft zu erfassen.

Ein jedes Kunstwerk, dessen Grösse uns erschreckt, erschliesst sich dem Nachdenken, wenn wir nach einander drei Dinge ihm abfragen. Erstens: Was bedeutet es? Sodann: Wie hat der Meister die Aufgabe erfasst? Drittens: Wie hat er sie gelöst? Erfindung, Composition und Ausführung — wer die z. B. bei einem Bilde trennt, sie einzeln betrachtet und zu fassen sucht, der ist auf einem sichern Weg zum Verständniss.

Also zuerst die Erfindung. Hier gibt es nun absolut keinen der Malerei möglichen Kreis von Gegenständen, den Rubens nicht durchschritten hätte. Die kirchliche Kunst, von den Todesleiden des Märtyrers und den Qualen der Verdammten bis zur Verklärung des Paradieses hinauf, die antike Mythologie in Bacchanalen, Amazonenschlachten und heiterer Liebessinnlichkeit, die Weltgeschichte des Alterthums und der mittleren Zeit, erschlossen sich seinem reichgebildeten Geist, der sieben Sprachen beherrschte, wie er denn bei der Arbeit gern aus den römischen Classikern sich vorlesen liess. Die Allegorie, eine oft so betrübte Lieblingsgattung seines Jahrhunderts, hat er mit so frischem Leben durchdrungen, dass sie bei ihm ihre frostige Natur meist gänzlich vergisst. Daneben aber geht sein Blick auf alle Gebiete der realen Welt, die ihn umgibt. Die Portraitmalerei schätzte er sehr hoch; er steht da in der Mitte zwischen idealer und realer Auffassung, stets den wirklichen Menschen gebend, aber mit dem höchsten Ausdruck von Geist und Gemüth, dessen dieser Mensch überhaupt fähig war. Man sieht sehr deutlich, dass Rubens nicht jeden Affen und Laffen zu malen annahm: die Menschen, denen er diese Ehre anthat, sind darum Elite und keine Dutzendköpfe. Scenen des täglichen Lebens griff er zunächst aus seinem eigenen blühenden und behaglichen Fa-



milienkreis heraus; der sogenannte Liebesgarten in Madrid, von welchem kleinere Copien in Dresden und Wien, bringt uns in die feine Gesellschaft seiner Zeit, während die Kirmess des Louvre den wildesten aller Bauerntänze vorführt. In diesem niedern Genre hat er indess am wenigsten sich bewegen mögen. Dagegen griff er gern in die Landschaft, nur mit weniger Glück, wie mir scheint. Zwar die stark bewegte Scenerie, Sturm und Unwetter, verstand er meisterlich; aber für die ruhige stille Stimmung der nordischen Ebene, die ihn umgab, hatte er wohl den Sinn nicht. Eine Landschaft will Raum und Licht; Rubens aber, der überall das Volle liebt, componirt die Landschaft zu reich in Linien und Staffage, und die Natur bei ihm beruhigt uns nicht. Dagegen erreicht seine feurige Natur aber wieder das Höchste, wenn er die Jagd malt. Wer kennt den herrlichen Apfelschimmel des Rubens nicht; gewiss ein prächtiges Thier aus seinen Ställen, denn er liebte die Rosse und hielt deren stets mehrere theils zum Reiten, theils für Modelle. In die Darstellung der wilden Thiere riss er den Snyders hinein, der zuerst in todtem Wild und Stilleben excellirt hatte. Die Hirschjagd in Berlin, der wilde Eber in Dresden, vor Allem jene Löwenjagd in München, wer könnte die vergessen, wo der arabische Scheikh von dem Löwen mit gewaltigem Sprung vom Ross gerissen wird, während dessen Erstgeborner bereits einen Jäger auf den Boden geworfen hat, die Löwin mit Wuthblick ihr Jüngstes schirmt, und die Menschen, beritten oder zu Fuss kämpfend, den Hass, den Rachezorn, die Todesangst der wilden Bestien in der Verzerrung ihres eigenen Antlitzes widerspiegeln!

Das zweite wäre die Composition. Nicht in der Wahl seiner Stoffe allein, sondern auch in der Art wie er das einzelne Bild anordnet und ausstattet, zeigt sich der

Meister in seinem Geistesreichthum. Wenn Rubens denselben Gegenstand wiederholt angriff, so componirte er ihn stets wieder auf andere Art. Dann aber kam es ihm nie darauf an, sich bequem mit einem ausgedehnten Hintergrund loszukaufen und diesen Hintergrund dann mit einer kleinen Figurengruppe nur zu staffiren. Selbst bei der einfachsten Composition nimmt der Mensch ihm den Hauptraum ein. Rubens liebt es, seine ganze Leinwand mit Leben und Gestalt zu füllen. Gewiss nicht blos, weil er viele Altarbilder aufgetragen bekam, hat er so gern das Format des Hochbildes gewählt; denn auch in mythologischen Stücken liebt er starken Aufbau des Mittelgrundes. Er stellt seine Gruppen stets lieber in offenes Licht als in geschlossene Räume; dadurch gewinnt er eine Beleuchtung, welche alle Theile des Bildes vollkommen erhellt, und dies gibt ihm die Möglichkeit, auch den Mittel- und Hintergrund mit Gestalten zu beleben, welche ihre volle Bedeutung behalten. Dies unterscheidet ihn vor Allem von Rembrant, es unterscheidet ihn aber auch von allen frühern Italienern, die bei der Composition stets an das antike Relief zu denken scheinen. Rubens baut sich gern noch eine Erhöhung, etwa eine Freitreppe, in den Mittelgrund auf, um dort noch eine Masse von Nebenfiguren anzubringen. Nehme man einmal das Riesenbild der Anbetung der Könige im Museum zu Antwerpen, das er, beiläufig gesagt, in dreizehn Tagen soll zusammengemalt haben! Hier sind hundertvierzig Quadratschuh so ganz mit Figuren gefüllt, dass als Hintergrund fast gar kein Himmel mehr übrig ist. Nur oben links in der Ecke blieb noch ein Stück Luft, und da setzte der Meister noch einen Kameelkopf hin, der auf dem langen Hals sich höchst komisch herüberreckt, um auch einmal neugierig das Wunderkind zu betrachten!

Dies nun führt uns unmittelbar zum Dritten, zur Ausführung, und zwar zunächst zur Zeichnung. Rubens stellt seine Figuren nicht bloß neben einander, er stellt sie vor Allem hinter einander. Seine Lust ist die Gruppe, weil in der Gruppe das Leben gewaltiger pulst als in der einzelnen Figur. Er hatte das Zeichnen so gründlich und so vielseitig studirt, dass er auch die kühnste Stellung ohne Modell mit voller Schärfe vor seinem geistigen Auge sah. Dass aber diese Gruppen sich nicht verwirren, dafür dient ihm ein Doppeltes: das ist einmal die starke Bewegung, wodurch jede Figur sich doch wieder aus dem Knäuel löst, und das ist ferner die Brillanz der Farbe, die bei aller Harmonie alles Einzelne klar von den nächsten Gegenständen absetzt.

Rubens ist freilich ganz ein Sohn seiner Zeit. Das siebzehnte Jahrhundert brachte zur vollsten Entfaltung die Leidenschaft. Für seine Ueberzeugung griff der Mann rasch zum Schwert: nie wohl ist in Europa der Wille so entschlossen in die That hinausgesprungen als während jener Kriege, wo der politische Kampf der zwei grossen Weltprincipien, Auctorität und Selbstbestimmung, überall durch die religiösen Unterschiede erhitzt und wild gemacht wurde. Dem Tod, der überall lauerte, gewann jenes kräftige Geschlecht dann wieder den Genuss des Lebens mit viel grösserer Keckheit ab, als wir dessen noch fähig sind. Und hier liegt der tiefste Grund zum Verständniss des Rubens: er ist begeistert für das sinnliche Leben, für starke Bewegung, er malt immer die That: es ist ihm mehr um die Handlung als um die Seele zu thun. Hier liegen auch seine Schwächen. Die Kraft des Todesmuthes machte jene Zeit auch roh und grausam; die Scheiterhaufen und Religionskriege in den Niederlanden, der dreissigjäh-

rige Krieg in Deutschland gewöhnten die Menschen an grauenvolle Scenen, und das starknervige Geschlecht wollte in der Kunst vor Allem Kraft, Sinnenfülle und Erschütterung. Gerade wie sein Zeitgenosse Shakspeare, hat auch Rubens, gleich jenem sonst ein so feingebildeter Mann, seinem Zeitalter doch auch den Tribut zahlen müssen. Aus dem Element der zarten stilvollen kirchlichen Kunst springt er heraus. Die grosse Kreuzigung in Antwerpen zeigt seine Feinheit neben seiner Rohheit. Der Kriegsknecht durchstösst Christi Brüst; die knieende Magdalena, die von eigenem Körperschmerz ja nicht berührt wird, zuckt zusammen unter dem Stoss, der den heiligen Leib versehrt, und hebt mit einer unvergleichlich beobachteten unwillkürlichen Bewegung die Hände empor, als könnte sie die Lanze von Seinem Herzen abhalten. Neben diesem Zartgefühl aber auch das Entsetzliche: Einer der Henker zerschlägt mit einer eisernen Keule dem einen Schächer das Schienbein; in dem gräulichen Schmerz reisst der Mann den einen Fuss durch den Nagel heraus und streckt ihn krampfhaft zuckend in die Luft. Auf der Marter des heiligen Livinus im Museum zu Brüssel reisst der Scherge dem Bekenner mit einer Schmiedezange die Zunge aus dem offenen Mund; daneben steht lauernd eine grässliche Dogge; er wirft ihr das zuckende Fleisch zu, und die Bestie verschlingt es mit Gier. Ich darf hier um Ihrer Nerven willen nicht weiter gehen; Jedem aber ist wohl aufgefallen, dass Rubens von seiner Leidenschaft für sinnliche Kraft oft über die Grenzen der Schönheitslinie gerissen wurde. Seine nackten Frauen werden so oft unfein, seine Männer schwelgen in herculischen Formen und gewaltsamen Stellungen. Ueberall drängt seine Kunst auf das Dramatische hin, auf den Effect, und so werden ihm selbst re-

ligiöse Scenen, die ihrer Natur nach uns beruhigen sollten, durch die uniforme Wildheit der Behandlung stillos.

Diesem entspricht nun endlich die Farbe. Auf dem Punkt ist nur Eine Stimme: als Colorist steht Rubens unübertroffen da. Allerdings sehen wir so manche seiner Bilder nicht mehr wie er sie malte. Sie finden oft bei ihm im Fleisch, besonders im weiblichen, ein heftiges unharmonisches Roth auf den Wangen, um die Augen, an den Elbogen. Rubens pflegte sehr kraftvoll, mit wenig gebrochenen Farben zu untermalen; darüber setzte er seine Lasuren, mit denen er die Durchsichtigkeit hervorbrachte, welche Luft und Licht den Farben der wirklichen Gegenstände geben. Diese Lasuren haben aber die Tendenz, mit der Zeit transparent zu werden und die herbe unter ihnen liegende Farbe durchscheinen zu lassen. Andre Bilder sind auch durch Waschen und Putzen dieser letzten harmonisirenden Uebermalung beraubt, wie dies z. B. bei allen Bildern der Gallerie Medici im Louvre der Fall ist, wo die kraftvolle Untermalung jetzt unruhig und heftig zu Tage tritt. Im Ganzen aber war seine Technik höchst solid, seine Gemälde haben wenig nachgedunkelt; wo sie gut erhalten sind, da walten überall die warmen Töne vor, und das Colorit hat eine leuchtende Frische, die das Herz erfreut. Wie Mozarts farbige Musik durch's Ohr, so setzt ein Saal voll Rubens'scher Bilder durch's Auge die Seele in einen festlichen Rausch. Sein Pinselstrich ist kühn und breit in leidenschaftlichen Scenen, aber auf den kleinern Bildern, besonders solchen von anmuthigem Charakter, führt er sehr sorgfältig aus und vermalt die Farben mit der grössten Feinheit. Der gelbe Ton im Fleisch des Mannes, das sanfte Incarnat seiner Blondinen übertrifft die Leistungen der besten Italiener. Dies blieb ihm auch bis



in's Alter; die zahllosen Bestellungen haben ihn nicht übermüthig und sorglos gemacht. Sein letztes Bild, der mit dem Kopf nach unten gekreuzigte Petrus in Köln, gehört in Gruppierung, Zeichnung und Farbe geradezu unter seine vollendetsten Werke.

Den gewaltigen Leistungen des Rubens ist aber auch sein Zeitalter mit einer Anerkennung entgegengekommen, wie es nur wenigen Erwählten des Glückes zu Theil wird. Er war persönlich ein hinreissender Mensch; schön, von eleganter Erscheinung, wohlwollend und selbst die Feinde mit sich versöhnend. Es existirt eine Radirung, welche er selbst soll gemacht haben: an dem brennenden Licht einer alten Frau zündet ein halbwüchsiger Knabe sein Kerzchen an. Darunter zwei lateinische Verse des Inhalts, dass man Licht von Licht nehmen dürfe, denn wenn auch Tausend anzünden, verliere ja die Flamme dabei nichts. Dieser gewiss von Rubens selbst gewählte, vielleicht sogar von ihm verfasste Spruch drückt so recht den grossartigen Sinn aus, in welchem er sein Pfund verwerthete. Solche Eigenschaften machten ihn bei der ganzen bürgerlichen Gesellschaft populär und selbst im Kreise der Künstler beliebt, gaben ihm aber, zugleich mit dem Bewusstsein seines Genies, auch eine vollkommene Sicherheit im Verkehr mit den Fürsten der Welt. Durch seine Reisen in Spanien und Frankreich, durch seine Verbindung mit einflussreichen Personen in England war der Gedanke nahe gelegt, er möchte auch neben der Kunst andre schwerere Aufgaben zu lösen befähigt sein. Nach dem Tode des Erzherzogs Albrecht wünschte Isabella zwischen den protestantischen und den spanischen Niederlanden definitiv Frieden zu schliessen; dies aber war unmöglich, so lange die grossen Mächte noch im Krieg standen. Sie richtete den Blick auf Rubens, um zunächst zwischen Spa-

nien und England zu vermitteln. Ich erzähle hier nicht, wie es dem geradsinnigen und doch feinen Manne gelang, die Könige beider Länder für den Frieden zu gewinnen und den Abschluss dieses Friedens wirklich vorzubereiten. Auch seine letzte verunglückte Sendung, um nun auch zwischen Brüssel und dem Haag Frieden zu stiften, übergehe ich um so lieber, weil ich als Demokrat seine Haltung dabei nicht billigen könnte, die ihm in dem groben Brief eines impertinenten Adelligen die einzige scharfe Demüthigung seines ganzen Lebens zugezogen hat. Auch die vielen Auszeichnungen, die ihm seine diplomatischen Erfolge eintrugen, machen ihn nicht grösser als er durch seinen Genius ist. Nicht sein Adelsbrief und Wappen, nicht der Rittertitel, den England und Spanien wetteifernd ihm verliehen, nicht der Staatsdegen, die goldnen Gnadenketten und Hutschnüre, von Fürsten ihm geschenkt, sind es, wodurch ein Rubens unsterblich wird. Dass er von Cambridge den Grad als Master of Arts erhalten hat, das wird selbst keinen Professor bestechen, ihn etwa den Magister Rubens zu nennen. Nur auf sein Privatleben mag noch ein Blick vergönnt sein: denn wie der Mensch in seinem Hause lebt, das ist auch im Urtheil über den Künstler nicht gleichgültig.

Ein Mann mit den Vorzügen des Rubens durfte es wagen, noch mit 53 Jahren eine Frau von sechszehn Jahren in sein durch dreijährige Reisen verödetes Haus einzuführen. Es war eine Nichte von ihm, die Tochter der Schwester seiner ersten Frau. Er hat, glaube ich, lange vorher im Stillen das blühende Kind im Herzen getragen. Auf dem allegorischen Bild des Friedens in der Londoner Nationalgalerie, das er in England selbst zum Geschenk für Karl I. malte, finde ich ein fröhliches Mädchen auf der reizenden Zwischenstufe zwischen Kind und Weib, das ganz die Züge

der Helene Fourment trägt. Das war im Jahre 1629. Als er jetzt von England heimkehrte, trat ihm die junge Schönheit voll aufgeblüht entgegen, und am 6. December 1630 fand die Trauung statt. Helene war eine prachtvolle Blondine, mit langem, lockigem Haar bis zur Kniebiege herab, hellen, spielenden Augen wie ein Kind, die Formen zu flandrischer Fülle neigend. Als des Rubens Hausfrau repräsentierte sie dessen fürstlichen Haushalt vortrefflich; sie kleidete sich wie eine Königin; sie war eitel und freute sich, scheint es, ihrem glücklichen Gatten als Modell zu dienen, um ihre Reize auf die Nachwelt gebracht zu sehen. So war es für den alternden, mit allen weltlichen Ehren und Glücksgütern gesättigten Mann leicht, das Haus zu lieben, in welchem sie ihn fast noch zehn Jahre beglückt hat. Diese letzten Jahre waren zuweilen nur durch die Gicht verbittert, der er auch am 30. Mai 1640, erst 63 Jahre alt, nach kurzem Kranklager erlegen ist.

Während der letzten Jahre wohnten sie in der schönen Jahreszeit auf dem Schlosse Steen, einem alterthümlichen Ziegelgebäude inmitten von Wassergräben, in reichbewachsener Landschaft, das er 1635 gekauft hatte. Daheim in Antwerpen war sein Leben höchst geregelt. Rubens besass nicht allein die grosse Eigenschaft des wahren Genies, den Fleiss, sondern auch die zweite, nicht seines Genies auf Kosten anderer Leute zu pflegen, sondern sein Haus gut bürgerlich zu bestellen. Er ist als Millionär gestorben; seine Einnahmen rechnete er zuletzt auf 75,000 Franken jährlich; die Sammlungen und die reservirten Bilder brachten nach seinem Tode über 600,000 Franken ein. Morgens früh hörte er jeden Tag seine Messe; dann malte er bis eine Stunde vor Mittag, und Nachmittags begann die Arbeit bald wieder. In der Dämmerung liebte er einen Spazierritt. Be-

suche von Freunden im Atelier hatte er gern; neben sechs lebenden Sprachen schrieb und redete er das Lateinische fertig, und er liebte es, wenn man beim Malen ihm vorlas oder musicirte. Das Hauswesen in der künstlerisch reich geschmückten Wohnung, mit zahlreichen Dienstboten, vielen Gehülften, hübschen Kindern, machte den Eindruck von Ordnung und dabei doch von festlicher Vornehmheit.

So blieb Rubens, an Rang und Stellung ein ganzer Cavalier, in seinen Sitten dem bürgerlichen Leben, in seinem Gemüth der bürgerlichen Tugend treu. Ein strenger Geschäftsmann, der gut zu sparen verstand, trat er zu Zeiten, wenn der Zweck es rechtfertigte oder das Herz ihn antrieb, mit grossartiger Generosität auf. Ein durchaus geistig gesunder Mensch: wir kennen kein Laster, keine Gemeinheit, nicht einmal eine schlechte Angewohnheit, die je Macht über ihn gewonnen hätte. Sein Leben steht sehr klar vor uns, wir wissen manchmal das Intimste von ihm; niemals aber verlautet, dass er, der Liebling der Höfe, der schönste und populärste Mann seines Volkes, ein leichtes Verhältniss zu irgend einem Weibe gehabt hat. Sollte man nicht denken, dass der Fehltritt seines Vaters ihn gewarnt habe vor Beziehungen, die unvermeidlich auch für den Mann eine bittere Frucht im Schoosse tragen? Und doch hat dieser Meister, mit seinen zwei schönen Frauen begnügt, die ganze Fülle auch des sinnlichsten Reizes in seine Werke ergossen. Wenn Ein Mann, hat Rubens den Beweis geliefert, dass das Genie zu den allerhöchsten Leistungen der Atmosphäre der Liederlichkeit nicht bedarf.

---

Obwohl es nicht gebräuchlich ist, Vorträgen von populärer Natur Begründungen oder Beweisstücke beizugeben, finde ich mich diesmal zu einer Ausnahme veranlasst, weil der Vortrag über Rubens einige Angaben enthält, wegen deren man in Deutschland mich angreifen möchte. Dafür habe ich dem Leser alle Anmerkungen unter dem Text erspart.

Die neuern Schriften über Rubens hat Mr. Wornum in seinem vortrefflichen Katalog der Londoner Nationalgalerie angeführt. Nachzutragen wäre die Uebersetzung eines Theils seiner von Gawet veröffentlichten Correspondenz, in Guhls Künstlerbriefen, Band II, wo man über des Rubens letzte Demüthigung in der diplomatischen Carriere Auskunft erhält. Dann ist neu hinzugekommen die zweite Auflage von Alfred Michiels *Histoire de la peinture flamande*, die von der Mitte des 6. bis zum Schluss des 8. Bandes (1868—69) die Lehrer des Rubens, ihn selbst und seine Schule behandelt, nachdem der Verfasser schon früher in der kürzern ersten Auflage denselben Gegenstand geschildert und den auf Rubens bezüglichen Theil seines grossen Werkes auch in separatem Abdruck herausgegeben hatte. Herr Michiels wird von den deutschen Kunsthistorikern sehr ungerecht negligirt, weil er allerdings manches Gewagte behauptet, oft einen fatalen Ton anschlägt und von der deutschen Kunst gering denkt. In der Arbeit über Rubens hat er gleichwohl weit das Beste geleistet, was wir über den Meister besitzen. Er gibt eine Menge neuer Thatsachen, berichtigt viele Irrthümer und falsche neue Hypothesen und arbeitet durchweg aus den Quellen, obwohl er des Rubens Sachen in Italien und Wien nicht selber gesehen hat. Auch sein Urtheil über Rubens als Mensch und Künstler ist überzeugend; die Schüler zweiten Rangs betreffend, ist er überhaupt der Erste, der etwas halbweg Genügendes bringt. In den historischen Thatsachen bin ich daher ihm gefolgt; so hat er z. B. zuerst bemerkt und erwiesen, dass Helene Fourment des Rubens Nichte war.

Bezüglich des Adam van Noort, des zweiten Lehrers von Rubens, folge ich ihm ebenfalls, im Widerspruch mit den belgischen Forschern, welche ihn als den eigentlichen Vorläufer der Richtung seines Schülers ansehen. Ich kenne die Beweise nicht, worauf der sonst so lehrreiche Katalog des Museums zu Antwerpen die Behaup-



tung gründet, dass das grosse Bild des Petrus mit dem Zinsgroschen, jetzt in St. Jacques zu Antwerpen, von Adam van Noort gemalt sei. Ich kenne aber das Bild selbst und werde nie glauben, dass es vor dem stärksten Einfluss des Rubens auf seine Umgebungen entstanden ist. Ehe ich Michiels' Urtheil über dasselbe kannte, habe ich es ebenfalls für Jordaens gehalten, der bekanntlich wie Rubens selbst ein Schüler des van Noort gewesen ist.

Nur auf einem Punkt bin ich Herrn Michiels gefolgt ohne begründete Ueberzeugung; ich bin ihm aber doch gefolgt, und darum will ich den Punkt angeben. Nachdem er die Geschichte von des Rubens Vater mit der Anna von Oranien nach den beiden Schriften von Backhuizen van den Brinck erzählt hat, deutet er an, dass in der Peterskirche zu Köln sich die Grabschrift des Jan Rubens befinde, worin die edle Wittwe die fromme Lüge ausspricht, dass während 26 Ehejahren ihr Mann sie nie betrübt habe. Diese Inschrift ist jetzt in der Peterskirche nicht zu finden, ich habe sie selbst vergebens gesucht. Es sollen allerdings bei der neuen Pflasterung des Innern mehrere Grabschriften verdeckt worden sein, wie mir der Küster sagte; in Köln scheint man jedoch nicht zu wissen, dass je eine solche Inschrift bestand.

Der auf Seite 21 erwähnte Spruch unter der Rubens'schen Radirung lautet im Original:

Quis vetet apposito lumen de lumine tolli  
Mille licet capiant, deperit inde nihil.







# **Erbrechtliche Studien.**



**VORTRAG,**

gehalten im Rathhaussaale zu Solothurn

**am 19. Februar 1868**

von

**Walther Munzinger,**

Doctor und Professor der Jurisprudenz an der Hochschule Bern.



**BASEL.**

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

1874.

Schweighauserische Buchdruckerei.



## Einleitung.

---

Der allzu früh und rasch geschiedene Prof. Dr. Walther Munzinger hinterliess seine „erbrechtliche Studie“ in zwiefacher Gestalt.

Die ursprüngliche Form ist ein öffentlicher Vortrag, den er im Winter 1867—68 zuerst in Bern gehalten und hernach in Solothurn wiederholt hat. Seine Darstellungsweise darf im besten Sinne des Wortes populär genannt werden, so dass der philosophische Grundgedanke, der die ganze Arbeit beherrscht, hier eindringlicher und lebendiger als in der zweiten Redaction hervortritt. Walther Munzinger, so wenig er auch der Mann war, der mit philosophischer Gelehrsamkeit flunkern mochte, und so sehr er seiner Wissenschaft den empirischen Charakter glaubte wahren zu müssen, anerkannte doch für deren Grundlegung das Recht der Philosophie. Aber Kants Trennung des Naturrechts von der philosophischen Sittenlehre verwarf er ebenso entschieden als das schrankenlose Recht der Macht, das der Naturrechtslehrer Hobbes behauptet hatte, und wie er diesem gegenüber die unbedingte Macht des Rechtes vertheidigte, so war er auch mit und durch Herbart und Trendelenburg überzeugt von der sittlichen Bedeutung der Rechtsidee. Diesem Gedanken lieh er am Schlusse seines Vortrags den beredtesten Ausdruck, als er sich mit folgenden Worten an die Hörer wandte, um, auf dem Gipfel seiner Gedanken-

entwicklung angelangt, das Ganze zu überschauen und die zu Grunde liegende Intention offen auszusprechen.

„Eine Präntion habe ich bei meinem Vortrage gehabt: Sie sollten eine etwas bessere Meinung von unserer Rechtswissenschaft erhalten, als wie sie gewöhnlich verbreitet ist. Man hat das Recht oft so aufgefasst, als wenn es nur da wäre, um den Krieg Aller gegen Alle zu verhindern, also etwa wie die Eisenstangen in einer Menagerie. Das Recht ist aber im engen Zusammenhang mit den höchsten Fragen, welche die Menschheit berühren: der Jurist soll auch stets diesen Zusammenhang festzuhalten suchen, und ich glaube, dies heute redlich gethan zu haben. Ein Jurist, der nicht auch mit weitem Blick das Ganze überschaut, der kommt mir vor, wie jener Schauspieler, der vielleicht schon zwanzig Mal seine Rolle in einer Komödie gespielt hat, ohne nur zu wissen, was das Stück für einen Ausgang nimmt, weil er nämlich im letzten Act nicht mehr zu spielen hat und regelmässig nach dem vierten Act in's Bierhaus läuft. So weiss auch der einseitige Jurist nicht, zu welchem Ausgang seine Gesetze hinführen, ob zur Verarmung oder aber zur öconomischen Blüthe seines Volkes. Und endlich ist das Recht nicht blos mit öconomischen Interessen verwachsen, sondern steht auch im feinsten Zusammenhange mit den höchsten sittlichen Ideen. Es gibt ja kein Recht auf etwas Unsittliches. Da will ich Sie zur Aufhellung dieses Satzes noch an eine Shakespeare'sche Scene erinnern: Sie kennen gewiss Alle die edle Portia, dieses lebenswürdigste Geschöpf im Kaufmann von Venedig. Der edle Freund ihres Geliebten, Antonio, hat dem Juden Shylock ein Pfund des eigenen Fleisches zugesagt auf den Fall, dass er die ihm geborgte Summe zur bestimmten Stunde nicht bezahlt. Der Schein ist verfallen,

und schon wetzt der Jude sein Messer, und die Freunde zittern für das Leben des königlichen Kaufmanns; da erscheint im Gerichtssaal die edle Portia, als prächtig junger Doctor juris utriusque verkleidet und fällt den Spruch: „Nimm dir, Shylock, dein Pfund Fleisch; doch wenn, dies schneidend, du vergiessdest nur Einen Tropfen Christenblut, so fällt dein Leib und Gut dem Staat Venedig zu.“ Dieses Urtheil ist gewiss sehr hübsch in der Komödie. Nun gibt es aber Leute, welche meinen, ohne diesen prächtigen Einfall der Portia hätte das Gericht nach strengem Recht Shylock seine verbriefte Forderung auf das Pfund Fleisch zuerkennen müssen. Ich denke nicht, dass ich Sie, meine Verehrten, von diesem Irrthum zu befreien nöthig habe. Wäre das wirklich das strenge Recht, dann allerdings würde Recht das Erbärmlichste sein, was es gibt auf Gottes Erdboden. Nein! Es gibt kein Recht auf ein Pfund Menschenfleisch, und wenn es auf hundert Pergamenten stünde; es gibt kein Recht auf etwas, das den Geboten der Sittlichkeit zuwider ist. Wäre dem nicht so, ja fürwahr! dann hätte ein andrer Shakespeare'sche Held Recht, jener Tuchmacher Cade, einer der demagogischen Rebellen in Heinrich VI., wenn er meint: das Erste, was wir thun müssen, ist, dass wir alle Juristen todtschlagen!“

Die zweite Bearbeitung der „erbrechtlichen Studie“ hat mehr das Gepräge einer wissenschaftlichen Abhandlung, während jene öffentliche Vorlesung, deren Schlusswort ich mitgetheilt habe und der nachfolgenden Publication als Einleitung vorausschicken will, ganz den Charakter eines populären Vortrags an sich trug. Diese Abhandlung ist die zuletzt ausgebildete Gestalt, in welcher der Verfasser seine Arbeit dem Druck übergeben und in dieser Sammlung wissenschaftlicher Vorträge veröffentlichen wollte. Allein

die letzte Hand selbst daran zu legen, war ihm durch das Schicksal versagt. Die Aufgabe, das vielfach überarbeitete Manuscript von Ein- und Verschiebungen zu reinigen und offen gelassene Lücken zu ergänzen, erschien nun mir, dem Schwager und ältern Freunde des Hingeschiedenen, ebenso gut als ein theures Vermächtniss wie die pietätsvolle Achtung und Schonung seiner eigenthümlichen Anschauungs- und Darstellungsweise, welcher der Adel und die Reinheit seiner Gesinnung so tief eingeprägt sind, dass sie ihren Werth auch da behält, wo die eigene, philosophisch gebildete Ueberzeugung nicht zustimmen kann.

Solothurn, Lichtmess 1874.

**Dr. Victor Kaiser.**

Es gibt gewisse Rechtsinstitute, die ein ehrwürdiges Alter vor jedem Angriff zu schützen scheint, und zu diesen wird auch das Erbrecht gezählt. Man hat sich gewöhnt, das Erbrecht und besonders das Familienerbrecht als einen der festen Angeln zu betrachten, um die sich das sociale Leben der Menschheit dreht. Und doch ist gerade das Erbrecht mit so Vielem in nahem Zusammenhang, was einem steten Wandel unterworfen ist, mit der Gestaltung der Familie, mit der individuellen Geistes- und Gemüthsrichtung der Menschen, mit der Enge und Weite des persönlichen Gesichtskreises, aber auch mit mehr zufälligen Verhältnissen des Grundeigenthums und mit politischen Zuständen. Schon daraus geht hervor, dass wir es hier mit einem Rechtsinstitute zu thun haben, das in einem hohen Grade dem Wandel unterworfen sein muss. Es ist das Erbrecht so sehr mit den Culturzuständen einer ganzen Zeit verbunden, dass nicht bloß die Nationalität und ihre Entwicklung bestimmend wirkt, sondern auch der ungehemmte, freie Gedanke, der über die Grenzen einer Nationalität hinausgeht, eine hohe Berechtigung hat. Die Gedanken und Bedürfnisse von Jahrhunderten schwemmen fort und fort neuen Rechtsboden an die Küste des menschlichen Seins, und wir können nicht wissen, ob nach Jahrhunderten das Erbrecht auf dem dereinstigen Boden noch Platz haben wird. Aber auch wenn wir bloß die vergangene Entwicklung übersehen, so stoßen wir zwar überall auf das Institut des Erbrechts; aber es zeigen sich doch auch



bei verschiedenen Völkerfamilien so verschiedene Rechtsgedanken, dass sie sich eigentlich gegenseitig nahezu ausschliessen, und so ist denn, bei allem Respect vor dem historisch überlieferten Recht, noch Raum genug übrig für die Geltendmachung jenes freien Gedankens.

Es soll nun mein Erstes sein, an einige Hauptgedanken, die sich in dem Erbrechte vergangener Zeiten geltend gemacht haben, zu erinnern und dieselben einander gegenüberzustellen. Dazu bietet unzweifelhaft den besten Anlass eine Vergleichung zwischen dem römischen und dem germanischen Erbrecht.

Wir finden im alten Rom eine Familie, die fest organisirt ist wie ein kleiner Staat. Der Familienvater war das Oberhaupt einer Familiengenossenschaft, die einen weitem Kreis bildete als unsere heutige Familie. Das Band war nicht die Pflicht der Obsorge und Erziehung, sondern die Gewalt, die ja so weit ging, dass der Vater sein Kind verkaufen und selbst zum Tode verurtheilen konnte. Damit hing nun zusammen, dass im alten Rom das testamentarische Erbrecht in erster Linie stand. Es war eine Art Ehrensache für den Römer, ein Testament zu errichten, war ja doch oft mit dem Testiren eine lebensfrohe Festlichkeit verbunden: man lud etwa seine guten Freunde zu einem Testamentsschmause ein. Es war etwas wie eine Verwünschung, wenn man Einem an den Kopf warf, er werde ohne Testament sterben. In der römischen Familie galt der souveräne Wille des Familienhauptes auch über den Tod hinaus, und zwar unbeschränkt. Das Gesetz forderte keine Rücksicht auf die Familiengenossen. Erst gegen das Ende der römischen Republik zeigte sich das Bedürfniss, eine rechtliche Schutzwehr gegen die Excesse der Testirwillkür zu errichten. Dabei ist aber interessant,

dass die Cassirung eines Testaments, das Familienangehörige enterbte, nur so möglich war, dass man präsumirte, der Erblasser habe an einer Geisteszerrüttung gelitten. So stark war der römische Gedanke der Herrschaft des erblasserischen Willens, dass man im Interesse der enterbten Kinder zu einer so wunderlichen Voraussetzung seine Zuflucht genommen hat. Es bildet sich von da aus nach und nach ein Recht auf den Pflichttheil, d. h. ein Recht der nächsten Verwandten auf eine Erbportion, die ihnen durch Testament nicht entzogen werden durfte. Es ist das, was wir heute Notherbrecht nennen.

Der gleiche Gedanke von der Herrschaft des Einzelwillens zeigt sich auch in der Lehre vom Erbvertrag. Die Römer haben den Erbvertrag, durch den sich der Erblasser selbst einem Dritten gegenüber bindet, ausgeschlossen; sie hielten die Heiligkeit des Willens für verletzt, wenn der Erblasser nicht stets noch, so lange er lebte, seine letzten Willensverfügungen ändern konnte.

So war denn im alten Rom das testamentarische Erbrecht das gewöhnliche und stand oben an. Daneben bildete sich aber für den Fall, dass ein Bürger ohne Testament starb, ein zweites Erbrecht aus, das sogenannte Intestaterbrecht, das kraft Gesetzes eintrat. Heutzutage ist dies das Erbrecht der Blutsverwandten. In Rom aber waren es nicht die Blutsverwandten, welche erbten, also nicht die Cognaten, sondern die sogenannten Agnaten, d. h. diejenigen, die durch das Band der väterlichen Gewalt zusammen verknüpft waren. Unter der väterlichen Gewalt standen aber auch die verheiratheten Söhne und Töchter, und ihre Kinder unter der Gewalt des Grossvaters, väterlicherseits. Gewöhnlich waren nun allerdings die Blutsverwandten auch Agnaten, und also auch erbberechtigt; allein

es gab auch Blutsverwandte, die nicht Agnaten waren — und da tritt das Eigenthümliche des römischen Erbrechts hervor. Der Sohn und die Tochter beerben die eigene Mutter nicht, weil die Mutter in der Gewalt ihres eigenen Vaters geblieben ist und also einem andern Agnatenkreis angehört. Hat der Vater seinen Sohn emancipirt, so hört das Gewaltsverhältniss und damit auch die Erbberechtigung auf. Es ist dies die Consequenz des Gedankens, dass sich der Erbkreis so weit erstreckt als die väterliche Gewalt.

Diesen Charakter hatte das ursprüngliche, römisch-nationale Erbrecht. Es blieb aber nicht so. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die nationale Besonderheit allmählig abgestreift, und es wurde eine Art von Naturrecht herrschend: an die Stelle der Agnaten traten die Blutsverwandten, und in dieser Gestalt ging dann das römische Erbrecht auf die späteren Zeitalter über.

Charakterisiren wir nun auch das germanische Erbsystem mit einigen Zügen. Es ist das Kind eines weit andern Geistes. Da steht nicht das Testament, nicht jene Willensherrschaft über den Tod hinaus in erster Linie, sondern das Intestaterbrecht der Familiengenossen. Das älteste germanische Erbrecht kannte das Testament gar nicht, nach dem Sprichwort: „Wer will wohl und selig sterben, lass sein Gut dem rechten Erben.“ Das war nicht zufällig, sondern hing genau zusammen mit dem germanischen Begriff von Eigenthum und Familie. Nicht der Familienvater war in Wahrheit der Herr des Vermögens, sondern die Familie selbst. Besonders der Grund und Boden war noch gemeinsames Familien- und selbst Stammeseigenthum und nicht Alleineigenthum. Darauf weist eine Menge germanischer Institute deutlich hin, besonders die Unveräußerlichkeit der Stammesgüter und das Zugrecht der Verwand-

ten, der sogenannte Blutzug, der sich vielerorts, so im Kanton Bern, bis auf unsere Zeit erhalten hat. Der Eigenthümer galt schon während seines Lebens nicht als souveräner Herr, geschweige denn über seinen Tod hinaus. Darum fiel denn auch das Vermögen nothwendig an die Familienangehörigen, gleichsam an die Familie zurück, und zwar so unmittelbar, dass sich dafür das Rechtssprichwort ausbildete: „Le mort saisit le vif“ oder: „Der Todte erfasst den Lebendigen.“ Das Testament hingegen war erst ein Erzeugniss späterer Entwicklung.

Man hat oft von dem geheimnissvollen Zusammenhang zwischen der Religion eines Volkes und seinem Rechtsbewusstsein gesprochen. Gerade hier ist ein solcher Zusammenhang zu erkennen. Die altrömische Idee von der Unsterblichkeit des Menschen war eine verschiedene von der christlichen Unsterblichkeit. Der abgeschiedene Geist wurde in Rom als eine fortwirkende Macht und zwar im nahen Zusammenhang mit der einstigen Stätte des Wirkens und Wollens gedacht; er hiess Lar. Es ist bezeichnend: die Laren wanderten mit der ausziehenden Familie nicht fort, sondern sie blieben im Haus am alten Herrschaftssitze. In der Urzeit Roms wurde der Todte in dem eigenen Hause begraben, und auch das deutet auf die römische Idee von der Unsterblichkeit des Willens, auf den Gedanken der Fortdauer des individuellen Seins in Verbindung mit dem einstigen äussern Dasein. Diese Unsterblichkeit hatte also etwas Sinnliches an sich, und damit correspondirt das testamentarische Erbrecht, in welchem sich eben die Idee von der Unsterblichkeit des Willens spiegelt.

Ganz anders die christlich-germanische Idee von der Unsterblichkeit der Seele. Die Seele schwingt sich auf; es ist eine Befreiung derselben von der irdischen Hülle und

von allen irdischen Interessen. Die Unsterblichkeit der Geister ist eine geistige und hat also keine Beziehung auf die hinterlassene Erbschaft; der individuelle Wille ist losgelöst von seinen bisherigen Beziehungen. Die Seele fliegt als ein seliger Hauch in jenen transscendentalen Himmel, der nichts gemein hat mit den Gütern dieser Erde. Es herrscht nicht der Wille des Verstorbenen über seine hinterlassenen Güter. Ein Sprichwort des Mittelalters sagt: „Gott allein macht Einen zum Erben,“ d. h. das allgemein gültige sittliche Gesetz der Blutsfreundschaft und nicht der Wille des Erblassers. Das Testament ist nicht ein Erzeugniss des christlich-germanischen Geistes, und es hat also das germanische Erbrecht eine andre Grundlage als das römische.

Das deutsch-rechtliche System, nach welchem die Blutsfreunde erben, ist die sogenannte Parentelordnung. Sie ist einfach: zuerst erben die Nachkommen des Erblassers; sie bilden die erste Parentel. Dann kommen als zweite Parentel die Eltern des Erblassers und ihre Nachkommen, also die Geschwister und die von ihnen abstammen; dann die Grosseltern und ihre Nachkommen als dritte Parentel u. s. f. Man dachte sich also die ganze Verwandtschaft in einzelne Familien eingetheilt; man beginnt mit dem engsten Kreise und steigt zu immer weiteren Kreisen auf. Nun aber blieb es nicht bei diesem einfachen Gedanken, sondern es hat hier der germanische Geist eine mannigfaltige Entwicklung hervorgebracht, wie ja überhaupt reiche Individualität und nicht eine feste, geschlossene Form das Erbtheil des germanischen Geistes ist.

Eine solche Eigenthümlichkeit ist nun, besonders in den ältern schweizerischen Rechten, die Bevorzugung der väterlichen Verwandten vor den mütterlichen. Es erben



in der zweiten Parentel nicht Vater und Mutter, sondern nur der Vater und also auch nur die Geschwister, die den gleichen Vater haben. Die Mutter und die durch die Mutter verwandten Personen, die sogenannten Muttermagen, waren zurückgesetzt.

Ferner liegt ein Gegensatz zum römischen Rechte in dem deutschen Rechtsspruchwort: „Der Nächste im Blut, der Nächste beim Gut.“ Das bedeutet namentlich, dass die Kinder des Erblassers die Enkel desselben vom Erben ausschliessen, und dass die Kinder vorverstorbenen Geschwister mit den noch lebenden Geschwistern nicht zu Theil gehen. Erst nach langem Widerstand drang in germanischen Landen, und so auch bei uns, das feinere Gefühl durch, dass es eine Grausamkeit ist, die Enkel des Erblassers, die schon das Unglück hatten, ihren Vater zu verlieren, auch noch vom Erbspruch auf das Vermögen ihres Grossvaters auszuschliessen. Es wird uns aus dem 10. Jahrhundert berichtet, dass der deutsche König Otto I. durch ein mittelalterliches Turnier, also durch Gottesurtheil, diese Frage des Repräsentationsrechtes zu Gunsten der verwaisten Enkel entschieden habe. In der Schweiz ging es bis in's 15. und 16. Jahrhundert, bis dieses Recht eigentlich zum Durchbruche kam, und bis in unsere Zeit erhielt sich vielerorts der Grundsatz, dass, wenn nur Enkel zu Theil gehen, dieselben nicht ihre Eltern vertreten, sondern nach Köpfen erben. So sagt das Landbuch von Innerrhoden: „Und so der Ani kein rechte Kindt, sondern nur Kindts Kindt verlassen, erben die Kindts Kindt jedes gleich bei den Höp-teren; so manchen Mundt so manches Pfundt.“

Eigenthümlich ist auch den germanischen Rechten der Vorzug der sogenannten Schwertmagen vor den Kunkel- oder Spindelmagen. Schwert- oder Speermagen hiessen die

Männer, die durch männliche Generationen unter sich verwandt sind. Den Gegensatz dazu bilden die Kunkelmagen, die nicht zu schwerem Schwert und zur Lanze, sondern zur leichten Spindel geboren sind.

Endlich gehört hieher auch das Recht der Primogenitur oder Erstgeburt. Dasselbe macht den erstgeborenen Sohn der erstgeborenen Linie zum Erben, und die jüngere Linie gelangt erst zur Nachfolge, wenn die ältere Linie erloschen ist. Das Recht der Primogenitur ist bekanntlich noch heute das Erbprincip Englands für das Grundeigenthum: Die Söhne succediren mit Ausschluss der Töchter, und unter den Söhnen erbt der älteste allein; kommen aber die Töchter zum Erben, so erben sie zu gleichen Theilen. Für das bewegliche Vermögen aber gilt das Erstgeburtsrecht nicht: ein Drittel soll der hinterlassenen Wittwe und zwei Drittel den Kindern und zwar zu gleichen Theilen zukommen.

Im Mittelalter finden wir das Recht der Primogenitur sehr weit verbreitet, und zwar nicht bloß für adeliche Güter, sondern auch in dem Bauernrechte. Es sind uns Satzungen überliefert, nach denen der Erstgeborene von den Gütern des Vaters so viel vorausnimmt, als ein Stein mag geworfen werden, oder auch so viel Landes als ein fliegen-gelassener Hahn durchfliegt, ehe er sich niederläßt — wie es denn dem frommgläubigen Sinne des Mittelalters entspricht, ein Recht von der Hand Gottes abhängig zu machen, die sich selbst durch das geringste Geschöpf sichtbar machen könne. Häufiger aber kommt in dem Bauernrechte das Vorrecht des jüngsten Sohnes vor, das sogenannte Minorat, und dies namentlich in der Schweiz. Das Majorat ist das Institut des Adelsstandes: darin hat der Adelsstolz seinen Ausdruck gefunden. Das Minorat dagegen ist eine Eigenthümlichkeit des Bauernthums. Wie viel schöner ist hier

das Bauernrecht! Der Jüngste, der noch Unerzogene und Schwächere soll den Vorzug haben und nicht der Aelteste. Von dem Minorat hat sich z. B. im bernischen Rechte eine Spur bis auf unsere Zeit erhalten: der jüngste Sohn hat das Recht, das Sässhaus oder den Hof der Eltern um eine gerichtliche Schatzung an sich zu ziehen. Eigenthümlich ist übrigens hier, wie die Sitte sich dem Rechtsgesetz gegenüber als eine höhere Macht erweist: trotzdem jenes Vorrecht im ganzen alten Kanton Bern besteht, ist es doch eigentlich nur im Emmenthal heimisch, während es in andern Landestheilen ein todter Buchstabe ist.

Was endlich noch das Testament angeht, so hat dasselbe in germanischen Rechten nur untergeordnete Bedeutung, und es finden sich besonders in schweizerischen Rechten manche Beschränkungen. So dürfen nach dem Landrechte von Interlaken von 1404 die Männer nur über Harnisch, Gewehr, Hauptgewand und 10 Gulden oder das Streitross vergaben und über dies nur noch Almosen zu Gottes Ehr'. Gut altddeutsch ist die in schweizerischen Statutarrechten häufige Vorschrift, dass das Testament vor dem Volksgerichte gemacht werden, und dass der Testator dazu ein gewisses Maass körperlicher Kraft und Gesundheit haben müsse. So darf nach dem Erbrecht von Sigriswil und Steffisburg vom Jahre 1535 der freie Mann nur testiren, „dieweil er zu Kilchen und Märit gan mag.“ Im Hofrecht von Pfäffikon steht folgende ähnliche Vorschrift: „Item so ein Persohn krankh und zuo Beth läg, und dieselbig Persohn mag vom Beth uffstehn und ohne Stab und Stangen fürs Hauss-Tachtrauff gehn, derselbig mag das Syn vermachen wem er will, ja, wenn es ein Ammann und Gericht ein billich und rächte Sach bedunkt.“ Also hier bestand die Beschränkung der Testirfreiheit nur in der Genehmigung

des Gerichts, und dasselbe ist noch viel energischer in dem Hofrechte von Reichenburg ausgesprochen, wenn es sagt: „Ein jetlicher Gottshusmann mag mit dem Synen verschaffen wie er will, das Syn mag er einem Hund an den Schwanz hängen oder in ein Bach werfen, soferne dass Einer möge gehn ohne Stab und Stang vor das Gericht und das Syn schaffen, als Recht und Urthel giebt.“

Mit dem Vorstehenden habe ich einige Gegensätze des germanischen und des römischen Rechtes charakterisirt. Aus diesen beiden Elementen ist dann das heutige Erbrecht geworden. Bis in's 14. Jahrhundert hat sich bei den Völkern germanischer Abstammung ihr nationales Recht rein und unvermischt erhalten und entwickelt. Da kam dann das römische Recht: es zogen nämlich schon vom 13. Jahrhundert an Tausende von Jünglingen aller Nationen nach Italien, um an den dortigen berühmten Rechtsschulen von Bologna, Pisa, Padua und Pavia das Corpus juris zu studiren, und diese Scholaren, entflammt für die feine römische Jurisprudenz, brachten das gelehrte Recht der Pandekten über die Alpen in ihre Heimath zurück. Von jetzt an zeigt sich ein eigenthümliches Schauspiel, wir sehen in demselben Strombett zwei Ströme neben einander fließen; ihre Fluthen mischen sich lange nicht, und weit in die Ferne können wir immer noch die verschiedenen Farben der beiden Gewässer unterscheiden. Ja selbst im heutigen Rechtsleben ist es bei den meisten Rechtsinstituten möglich, diese auf römische oder germanische Quelle zurückzuführen. Es wäre aber ein Irrthum, wenn wir alle die römischen Principien, die wir heutzutage in unsern Rechtssystemen haben, auch aus römischer Quelle herleiten würden. Man darf nicht übersehen, dass unsere Zeitperiode in vielen Rechtsgedanken mit der Culturperiode des alten

Rom nahe zusammenstimmen muss, da gleiche Factoren zu den gleichen Resultaten führen. So hat z. B. die französische Revolution die Befreiung von Grund und Boden gebracht, und damit hat die neue Zeit die vortrefflichen römischen Rechtsideen über dingliche Lasten wieder zu Ehren gezogen. Aber dies ist nicht die Folge der Reception des römischen Rechts gewesen, sondern die selbständige Wiedergeburt eines Gedankens, der auch der Neuzeit durchaus zu eigen gehört. Dasselbe können wir auch von der erbrechtlichen Gleichheit der Kinder sagen. Auch dieses Princip des römischen Rechts hat eine neue Zeit unmittelbar wieder aus sich heraus erzeugt.

Das Erbrecht Frankreichs vor der Revolution hatte auf feudal-aristokratischen Grundsätzen beruht und namentlich Privilegien und Vorzüge der Erstgeborenen anerkannt. Die französische Constituante proclamirte dann das einfache Princip der Gleichheit. Es war dies einer der letzten Gedanken Mirabeau's; eine Stunde nach seinem Tode wurde sein Entwurf von der Rednerbühne herab verlesen, und darin war ausgesprochen: ob denn eine Ungleichheit unter Geschwistern noch fortbestehen könne, nachdem die Gleichheit unter allen Menschen proclamirt worden sei? Dieses Princip der Gleichheit wurde dann durch die Gesetzgebung des Convents auf die Spitze getrieben: das testamentarische Erbrecht wurde fast ganz vernichtet, und namentlich sollte der Erblasser die Gleichheit des Erbrechtes seiner Verwandten auf keine Weise abändern können. Die Gleichheit wurde zu einem Zwang; denn der Vater durfte keines seiner Kinder besser bedenken als das andre. Von dieser tyrannischen Tendenz der Gleichmacherei kam dann aber der Code Napoleon wieder zurück. Es war übrigens ein Zwang auch gar nicht nöthig; denn es ist die Gleichheit in Frankreich



nicht bloß ein Princip des Gesetzes, sondern lebt auch wirklich im nationalen Gefühle und beherrscht die Sitte. Es berichtet der Nationalöconom Charles Dunoyer, dass bei 8,730 Successionen, die im Jahre 1825 in Paris eröffnet worden sind, nur 59 Erblasser von ihrer Testirbefugniß zu Gunsten des einen oder andern Kindes Gebrauch gemacht haben. Und selbst in diesen Fällen war vielleicht die Absicht eher die, die wahre Gleichheit zu erhalten, und nicht, sie zu zerstören.

Den Gegensatz dazu bildet das Gesetz des aristokratischen England, wo sich die Primogenitur, wie wir gesehen haben, bis auf heute erhalten hat. Darum freilich bedarf es noch nicht allzuviel Mitleidens mit den jüngeren Söhnen und den Töchtern; denn es besteht in England zugleich das Princip der vollen Testamentsfreiheit, so dass der Erblasser der Liebe zu seinen Kindern durch Testament ungehinderten Ausdruck geben kann. Das geschieht denn auch: die Statistik sagt uns, dass in England unter den besteuerten Erbschaften das Verhältniss derjenigen mit Testament zu denjenigen ohne Testament wie 8 : 3, ja, dem Betrage nach, wie 10 : 1 ist. Es scheint demnach auch in England die Sitte, im Gegensatz zum Gesetz, sich mehr und mehr der Gleichstellung der Kinder zuzuneigen.

Viele englische Schriftsteller vertheidigen das Vorrecht der Erstgeburt. Sie sagen unter Anderm: durch die gleichmässige Vertheilung von Grund und Boden entstehen nach und nach Theile, die zu klein sind, um vortheilhaft bewirthschaftet zu werden. Dieses Argument ist aber unrichtig, weil es von der falschen Voraussetzung ausgeht, dass die Menschen, wenn man sie frei gewähren lässt, immer zum Ungeschicktesten und Nachtheiligsten greifen. Es ist ja klar: wenn auch das Gesetz eine gleichmässige

Theilung der Erbschaften vorsieht, so ist damit gar nicht gesagt, dass nothwendiger Weise auch der Grund und Boden getheilt werden müsse. Dann hören wir auch noch den Dr. Johnson; er sagt zur Empfehlung der Primogenitur recht charakteristisch: „sie mache doch von der Familie nur Einen zum Narren.“ Dieses Wort rührt merkwürdiger Weise von einem Vertheidiger aristokratischer Einrichtungen her. Er sagt damit in origineller Weise, dass ein Vermögen, welches allen Anlass zur Anstrengung benimmt, auf die Thätigkeit, Kraft und Gesundheit des Geistes verderblich einwirken müsse. Ich glaube, der Gedanke der Gleichheit, der unser gesamntes Culturleben durchdringt, werde mit der Zeit auch in England den Sieg über das Vorrecht davontragen.

Auch in der Schweiz sind, abgesehen von dem Vorrechte des jüngsten Sohnes, noch einzelne erbrechtliche Sätze von germanischem Charakter aus alter Zeit stehen geblieben, die mit unserm heutigen Rechtsgefühl eigenenthümlich contrastiren. Ich erwähne in dieser Beziehung das Erbrecht des Kantons Bern. Hinterlässt der Erblasser weder Kinder noch einen Ehegatten, so erbt nach bernischem Rechte sein Vater die ganze Verlassenschaft; also erben mit ihm weder die Mutter noch die Geschwister. Die Mutter ist dem Vater nicht gleich gestellt. Aber noch mehr: ist der Vater nicht mehr am Leben, wohl aber die Mutter, so erbt auch dann die Mutter gar nicht, sondern es erben vor ihr die vollbürtigen Geschwister des Erblassers und erst, wenn keine solchen da sind, die Mutter. Im Kanton Zürich ferner, und zwar noch im neuen Erbrechte vom Jahre 1856 hat sich eine Bevorzugung der Söhne vor den Töchtern erhalten. Früher war das Theilungsverhältniss auf der Landschaft Zürich wie 2 : 1; jetzt aber

wird die väterliche Erbmasse zu 5 Pfennigen für einen Sohn und zu 4 für eine Tochter getheilt. Auch im Solothurnerrechte haben die Söhne ein Vorrecht, indem sie die Liegenschaften der Eltern um einen billigen Preis, d. h. 25% unter dem wahren Werthe übernehmen können. Mir scheint jede solche Zurücksetzung der Töchter eine unbillige zu sein und gegen unser bessres Rechtsgefühl zu verstossen. Schon der Kaiser Justinian hat das Erbrecht der Armenier, in welchem die Töchter zurückgesetzt waren, als ein barbarisches bezeichnet, das dem Weibe eine Stellung anweise, als wäre es nicht auch von Gott geschaffen. Ich theile dieses Gefühl der Entrüstung. Ein Vater, der unter seinen Kindern, die er alle gleich lieb hat, eine Theilung vornehmen will, wird gerade das Gegentheil von dem thun, was jene Gesetze vorschreiben: er wird dasjenige Kind, das entweder schwächer oder weniger talentvoll ist als die übrigen, bevorzugen und für sein Leben sicherstellen. Warum soll denn der Gesetzgeber das schwächere Geschlecht, das ja viel mehr Mühe hat, sich durch eigene Kraft ehrlich durch's Leben zu bringen, auch noch im Erbrechte hintansetzen?!

Mit diesen Gedanken sind wir schon auf ein andres Gebiet hinübergetreten. Es handelte sich schon hier nicht mehr um jene beiden Ströme des römischen und des germanischen Rechtes, sondern um die philosophische Frage nach der Stellung des Erbrechtes in der ganzen menschheitlichen Entwicklung oder nach seiner Berechtigung im Zusammenhange mit den allgemeinen sittlichen und rechtlichen Ideen der Gegenwart, kurz nach der Gestaltung des Erbrechtes im Spiegel der philosophischen Weltauffassung.

Hegel hat bekanntlich das Erbrecht auf die Familiengemeinschaft gegründet: die sittliche Einheit der Familie

habe ihre nothwendige äussere Realität oder Wirklichkeit in einem gemeinsamen Familienvermögen, und da sei nun das Erbrecht der Familiengenossen nichts Andres als ein nothwendiger Ausfluss aus jenem Familieneigenthum. Nun ist aber klar, dass dieser durchaus germanische Gedanke Hegels nur zum Intestaterbrechte hinführen kann und nicht auch zum testamentarischen. Nichts desto weniger anerkennt Hegel auch das Testament und bringt dasselbe mit seiner Grundidee des Familieneigenthums in der Weise in Uebereinstimmung, dass er sagt, mit Hülfe des Testaments begründet sich der Testator gleichsam eine künstliche Familie. Diese künstliche Familie ist nun aber meiner Ansicht nach eine Künstelei, in der keine rechte Wahrheit steckt; denn es ist ja das Testament meistens just gegen die wahre Familie gerichtet und stellt darum einen Widerspruch mit dem sogenannten Familieneigenthum dar.

Einen Gegensatz zu Hegel, und zwar den denkbar stärksten, bildet Leibniz. Er hat folgenden merkwürdigen Satz ausgesprochen: „Testamente wären durchaus null und nichtig, wenn die Seele nicht eine unsterbliche wäre. Aber weil die Todten in Wahrheit noch leben, so bleiben sie Eigenthümer der Sachen; diejenigen aber, welche sie als Erben zurücklassen, sind aufzufassen wie ihre Stellvertreter und Verwalter in eigenem Nutzen.“ Diese Worte des tiefen Denkers scheinen mir freilich mehr originell als wahr zu sein. Jedenfalls verträgt sich die Leibniz'sche Anwendung der Unsterblichkeit nicht mit der christlichen Auffassung; denn nach dieser hat die unsterbliche Seele keine Beziehung mehr zu dem materiellen Besitz der sinnlichen Welt.

Andre Philosophen machen sich die naturrechtliche

Begründung des Erbrechtes leichter. Sie sprechen von der unantastbaren Heiligkeit des Eigenthums, und darauf bauen sie ohne Andres auch die Heiligkeit des Erbrechtes. Es ist aber einleuchtend, dass damit wenig gethan ist. Es kommt eben darauf an, ob dem Eigenthumsrechte wirklich eine solche Ausdehnung zugeschrieben werden kann, dass das Erbrecht darauf Platz hat. Es erinnert uns jene Argumentation an die hübsche Geschichte, wie der Freiherr von Münchhausen zum Mond hinaufsteigt. Er erklimmt die Sprossen einer Leiter, und wie er oben ist, so zieht er die Leiter nach, steigt dann auf derselben weiter und so immer weiter, bis er oben im Monde sitzt. Ungefähr so kommen mir diejenigen vor, welche für ihre philosophische Begründung des Erbrechtes keine andre Leiter haben als den Begriff des Eigenthums. Diesen Systemen ist in den fünfziger Jahren der bekannte geistreiche Lasalle scharf auf den Leib gerückt; er selbst aber hat, wie mir vorkömmt, über das Ziel hinausgeschossen und es also auch verfehlt. Er sagt geradezu, das Erbrecht sei eine „natürliche Unmöglichkeit“, und da wird etwa folgendermassen räsonnirt: ein Testament sei bis zum Tode widerruflich, es beginne also die Kraft desselben erst nach dem Tode, da sei dann aber der Wille des Menschen durch den Tod erloschen, und so sei auch nicht möglich, dass der Wille nach seinem eigenen Untergange noch eine Wirkung habe. Das wäre nur dann wahr, wenn es kein andres Recht gäbe als ein solches, das durch die menschliche Handlung desjenigen übertragen wird, der auch den Willen hatte. Und warum sollte es der Natur widersprechen, dass der Wille einer Person auch dann noch verwirklicht wird, wenn sie nicht mehr existirt? Sollen alle Verträge mit dem Tode der Contrahenten ihr Ende erreichen? Und doch ist auch da der



Wille derjenigen, welche den Vertrag gestiftet haben, erloschen. —

Meine Gedanken über die Berechtigung des Erbrechtes sind andre und viel einfachere. Jedem Volke sind Rechtsgedanken zu eigen, die es zu einem Theil sich selbst gebildet und zu einem andern Theil von andern Völkern bekommen und mit eigenem Geiste verarbeitet hat. Es ist darum das Recht zu einem Theil ein allgemeines, fast menschheitliches, zu einem andern aber verschieden nach der Cultur einer Bevölkerung, nach der Feinheit des Verstandes und auch der Empfindungen, ja selbst nach dem Klima und der Configuration des Landes. „Eines schickt sich nicht für Alle.“ Das Recht ist auch nicht unwandelbar; denn es ist auch jede Periode wieder von eigenthümlichen Gedanken beherrscht. Ist es aber nur Zufall, sind es nur jene äussern Factoren, welche die Fortentwicklung des Rechtes eines Volkes und der Menschheit bestimmen? Nein! Es geht dem grossen Heerzuge der Menschheit eine Feuersäule voraus, die auch in Sturm und Nacht voranleuchtet. Ihr Ziel ist im Grossen immer dasselbe: es ist die Vervollkommnung des Menschengeschlechts, es ist die Herausbildung dessen, was im Wesen des Menschen das Gute und Grosse ist. Das ist nun auch für unsere Frage des Erbrechtes der einzige feste Grund, und alles Andre werfen wir von uns. Ich sage dabei ausdrücklich: auch das Eigenthumsrecht ist nicht ein Ziel für sich, ist nicht sich selbst Zweck; es ist auch, wie das Erbrecht, nur soweit ein geheiligtes Recht, als es den höheren Zwecken des menschlichen Daseins entspricht. Wenn die Zeit kommt, wo das Eigenthumsrecht, wie es heute ausgebildet ist, jenem Ziele nicht mehr entspricht, so wird es fallen. Dasselbe gilt vom Erbrechte, und wir

sollen deshalb, frei von jeder andern Fessel, die Frage des Erbrechtes in Beziehung setzen zu den höchsten Fragen der Menschheit, in Beziehung zu jenem höchsten Ziele, das dieselbe in der Familie, in der Gesellschaft und im Staate zu erreichen hat. Darum „stosst den Zapfen aus — Gott bewahr' das Haus!“

Gott bewahr' das Haus! Das ist unser erster Gedanke. Das Haus ist die Burg der Familie, und die ächte Familie ist der Grundpfeiler der sittlichen Ordnung. Der Socialist Fourier hat von der Ehe gesagt, sie sei: „un groupe, essentiellement faux, faux par le nombre borné à deux et par les dissidences du goût, qui éclatent dès le premier jour.“ Dieses Urtheil ist so hässlich, dass es für die theuersten Gefühle des Menschen verletzend und also menschlich unwahr ist. Die Familie ist die Schule der besten Tugenden, der Selbstüberwindung und der Aufopferung. Die Familie ist aber auch die Quelle des Heimath- und Nationalgefühls; denn sie ist die Pflegerin des Beharrlichen im menschlichen Geiste. Proudhon sagt, die Familie habe einen patricischen Charakter. Nicht ganz mit Unrecht: es bildet sich aus dem engen Familienverband ein gesteigertes Ehrgefühl aus und fürwahr nicht zum Schaden der Menschheit. Noblesse oblige. Könnte man die Millionen von edlen und nützlichen Handlungen im öffentlichen und im Privatleben summiren, die aus jenem Familien-Ehrgefühl entsprungen sind, es müsste eine glänzende Ziffer herauskommen. In der Familie ist auch die Quelle des edelsten menschlichen Gefühls, der Pietät, deren Schwächung stets Rohheit bedeutet. Ich kann mir nicht versagen, hier aus der goldenen Handveste der Stadt Bern, die wahrscheinlich aus dem Jahre 1273 stammt, eine Stelle zu citiren. Es heisst nämlich im Artikel 45 daselbst: „Wenn

Einer der Söhne sich verheirathet, so kann er in das Haus der Mutter ziehen und daselbst mit ihr zusammenwohnen. Das soll jedoch ohne Nachtheil für die Mutter sein: der Sohn soll der Mutter beim Feuer und sonst im Hause den bessern Platz überlassen.“

Wenn wir damit dem Familiengeiste eine hohe Stelle einräumen, so entsteht dann die Frage: bedarf derselbe auch wirklich zu seiner Stärkung des Erbrechts? Der Socialist Bazard, der bedeutendste Schüler von St. Simon, will das Familienleben nicht zerstören und auch das Privateigenthum nicht. Aber er will an die Stelle des Erbrechtes der Familie das Erbrecht des Verdienstes setzen. Der Staat solle erben und Jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit zutheilen. Die St. Simonisten wollen also auch eine Ungleichheit; aber es soll diese nicht vom Zufalle des Erbthums, sondern von Fähigkeit und Arbeit, mithin vom Wesen der Persönlichkeit selbst bestimmt sein. Das Individuum soll den Genuss und allen Nutzen des Erwerbs haben, so lange es lebt; mehr aber soll kein Sterblicher von irdischen Gütern beanspruchen wollen. Gegen dieses Erbrecht des Verdienstes spricht jedenfalls die Schwierigkeit der practischen Durchführung. Es ist nicht zu leugnen, es liegt im Familienerbthum etwas sehr Zufälliges; gar Mancher zeigt sich der äussern Güter, die ihm zufallen, durchaus unwürdig. Aber denke man sich einmal, wie eine jede Theilung nach Verdienst, nach Fähigkeit und Arbeit ein unaufhörliches Geschrei über Willkür zur Folge haben müsste. Wenn der liebe Gott selbst vom Himmel herabkäme, um die Prämien auszutheilen, er könnte es Niemandem recht machen.

Aber auch abgesehen davon, unzweifelhaft würde die Zerstörung des Familienerbrechtes auch das Familienprincip

selbst schwächen. Die Dankbarkeit der Kinder gegen die Eltern, die erarbeiten und ersparen, ist ein mächtiger Hebel der kindlichen Liebe und Ehrfurcht, und umgekehrt fesselt das Bewusstsein, für das Wohlsein seiner Angehörigen zu arbeiten, den Familienvater an die Seinen. Die Arbeit ist auch hier das Heiligende, der wahre Ferment des Hauses, und dies führt mich noch von diesem ethischen Standpunkt auf den öconomischen. Streicht das Erbrecht der Familie aus und lasst etwa den Staat erben, der dann nach der Lehre der St. Simonisten nach Verdienst, nach Fähigkeit und Arbeit vertheilt, so ist die menschliche Gesellschaft um viel, sehr viel ärmer geworden. Wie viel Energie, Fleiss, Sparsamkeit der einzelnen Menschen würde damit untergehen! Würde für den Menschen noch genug Anreizung und Anregung zur Arbeit übrig bleiben? Gewiss nicht! Der englische Philosoph Stuart Mill, einer der grössten Denker unserer Zeit, sagt vortrefflich: „Die Menschheit ist eines weit höhern Grades von Gemeinsinn fähig, als unser gegenwärtiges Zeitalter sich gewöhnt hat für möglich zu halten. Wenn es sich aber darum handelt, eine bedeutende persönliche Mühe zu übernehmen, um einen kleinen und wenig bemerkten öffentlichen Nutzen hervorzubringen, so würde die Neigung zur Bequemlichkeit vorwiegen.“ Soweit Mill. Nun ist auch das Familienerbrecht nicht bloß nützlich, sondern auch in vielen Fällen an sich gerecht. Oft haben die Angehörigen selbst mit an der Aeufnung des Vermögens gearbeitet, und vergessen wir nicht, dass die Eltern denen gegenüber, denen sie das Dasein gegeben haben, auch Pflichten haben.

Nun will aber Stuart Mill ein gesetzliches Erbrecht der Kinder nur soweit anerkennen, als eben diese Elternpflichten gehen. Der Vater habe die Pflicht, den

Kindern solche Fertigkeiten und Mittel zu verschaffen, dass dieselben in den Stand gesetzt werden, mit wahrscheinlicher Aussicht auf ein gutes Fortkommen in's Leben einzutreten und im Ganzen ihres Lebens froh zu werden. Mehr könne ein Kind als solches nicht beanspruchen. Wollen die Eltern den Kindern mehr hinterlassen, so mögen sie es durch ein Testament thun; thun sie aber dies nicht, ist also kein Testament da, dann soll den Kindern eben nur jener Bedürfnissantheil, der Rest aber dem Staate zukommen. Das Testament anerkennt Mill als einen Ausfluss des Eigenthumsrechts, und ist darum im Allgemeinen für die Testamentsfreiheit, doch mit einer Schranke: es soll Niemand sein Vermögen vergeuden dürfen durch Bereicherung eines Individuums über ein gewisses Maximum hinaus.

Was diese letzte Frage des Testaments angeht, so bin ich mit Stuart Mill einverstanden. Ich halte es nicht für verwerflich, wenn man hier eine Grenze aufstellt, bis zu der Jemand bloß durch die Gunst Anderer solle erwerben dürfen. In dem blossen Abschneiden des Ueberflüssigen sehe ich durchaus keinen bedenklichen Angriff auf das Eigenthum und noch viel weniger eine erhebliche Schwächung der Erwerbsenergie.

Was nun aber das gesetzliche Erbrecht der nächsten Familienglieder und besonders der Nachkommen betrifft, so würde ich dasselbe nicht wie Stuart Mill von dem Testament allzu sehr abhängig machen. Die Errichtung eines Testaments ist von Zufälligkeiten abhängig, und solchen darf das Erbrecht der eigenen Kinder nicht ausgesetzt sein. Viel wichtiger als der souveräne Wille des Erblassers scheint mir das Familienprincip. Dagegen anerkenne ich allerdings das Familienerbrecht nur so weit als gerecht-



fertigt, als die Familienzusammengehörigkeit eine reelle Wahrheit ist.

Es gab eine Zeit, in der das Bewusstsein des Zusammenhangs der Familie bis in entfernte Zweige kräftig war. Eine schöne Zahl von Vettern und Basen ist wohl noch heute besonders bei den Bauern, die eigentlich mehr aristokratisches Wesen an sich haben als wir Städter, ein ächtes Motiv für den Stolz. So ein Andergeschwisterkindsvetter wird oft noch als ein ganz ehrlicher Vetter angesehen. Und doch schwindet auch da die alte grosse Familie mehr und mehr. Ich lese mit einer gewissen Pietät die Schilderung jener guten alten Zeit, z. B. in den Schriften von Riehl. Aber diese Zeit — ist nicht mehr. Just, dass uns seine Schilderungen so originell vorkommen, zeigt, dass sie für unsere Zeit nicht mehr wahr sind. Ist aber diese grosse Familie nicht mehr, so sollte auch das Erbrecht dieser weitem Familie fallen. Nach dem solothurnischen Gesetz erben die Verwandten bis in die entferntesten Grade. Nach dem Code Napoleon bis zum 12. Grad. Auch da ist das Erbrecht noch viel zu ausgedehnt. \*) Alles was für das Erbrecht spricht, gilt hier nicht mehr. Der Volkswitz spricht sehr schlagend von „lachenden Erben,“ es sollte keine solchen mehr geben.

Der Begriff „Verwandtschaft“ als Grundlage des Erbrechtes hat einen Sinn nur bis auf einen gewissen Punkt. Bekanntlich sind wir Menschenkinder Alle einander verwandt, sobald wir nämlich bis auf die lieben Stammeltern Adam und Eva zurückgehen. Es hat keine innere Berechtigung, dass ein Adlaterale im 8. Grade einen andern im 9. Grade vom Erben ausschliesst. Es trägt durchaus den

---

\*) Nach angelsächsischen und fränkischen Gesetzen reichte das Erbrecht nur so weit als das Ehehinderniss wegen Verwandtschaft.

Charakter des Zufalls, wenn ein Verwandter von so entferntem Grade erbt, und irgend ein Dritter, vielleicht Wohlbefreundeter nicht erbt. Steht mir nicht Jeder, mit dem ich irgend welche persönliche Berührungspunkte habe, ein jeder Nachbar, den ich täglich sehe, oder auch nur das arme blasse Kind, das mir am Wege die Hand entgegenstreckt, gar oft näher — als so ein Erbvetter? Das Erbrecht der entfernten Verwandten ist etwas sehr Gedankenloses. Selbst der Würfel fällt nicht blinder als gar oft eine Erbschaft.

Freilich ist es ganz anders, wenn man die Familie ihres rein natürlichen Charakters beraubt und ihr politisch-socialen Zwecke zuschiebt. Da wo die Familie zum Fundament aristokratischer Einrichtungen und Zustände gemacht wird, hat es einen guten Sinn, wenn der Begriff der Familie mit sammt den erbrechtlichen Wirkungen weit ausgedehnt wird. Da wo die Familie als ein Organismus betrachtet wird, durch welchen die politischen Zustände eine gewisse Stabilität, eine ordnungsreiche Festigkeit haben und vor gewaltsamen Umwälzungen geschützt werden sollen, da hat es einen guten Sinn, wenn man verlangt, das Vermögen solle in der Familie bleiben. Wenn aber die Familie jenen aristokratischen Zug nicht hat, so wird es der Natur der Sache und der Gerechtigkeit eher entsprechen, wenn das Vermögen nicht absolut in den Familien bleibt, und wenn immer wieder die Arbeit der Familie das Vermögen und damit den wahren Adel geben muss. Allerdings bedarf unsere menschliche Gesellschaft zu ihrem öconomischen Gedeihen einer gewissen Stabilität in dem Fortgange des Vermögens von einer Generation zur andern. Dies ist schon darum so, weil die öconomischen Berechnungen und Absichten gar oft das Leben des Einzelnen überdauern, und also z. B. das Grundeigenthum zum öco-

nomischen Gedeihen des Ueberganges vom Vater auf den Sohn, somit das Bleiben in der Familie wesentlich nöthig hat. Allein wenn man diesen Gedanken bis auf einen Punkt übertreibt, wo er seinen natürlichen Grund nicht mehr hat, wo eine Familiensolidarität im Geiste und in der Wahrheit nicht mehr besteht, da wird das Wahre an dem Gedanken in sein directes Gegentheil, in Unwahrheit und gedankenlose Willkür verkehrt.

Ich habe also die Ansicht, es sei weder öconomischen noch sittlichen Interessen, noch auch einem geläuterten Rechtsgeföhle zuwider, wenn das Erbrecht der Verwandten auf einen engern Kreis beschränkt wird, als dies jetzt der Fall ist. Ich bin dann aber auch kein Freund einer unbedingten Testirfreiheit. Es wirken im menschlichen Geiste zwei verschiedene Kräfte neben und gegen einander: Autorität und Freiheit. Dort ist ein allgemeines Gesetz, hier ein individueller Wille. Das menschliche Wollen, das sich in diesem Gegensatze bewegt, hat zu einem Theil bald stärker bald schwächer die Richtung nach dem Allgemeinen, zu einem andern dagegen den Zug zum Besondern, das vom Allgemeinen emancipirt ist. Nun scheint es mir der Natur des einzelnen Menschengeistes, in welchem in Wirklichkeit jener Gegensatz nur selten im Ebenmass sich befindet und in Harmonie aufgelöst ist, nicht zu entsprechen, wenn die Ordnung der Gütervertheilung ausschliesslich dem Einzelwillen des Menschen anheimgegeben ist. Denn da ist die Gefahr vorhanden, dass der freigelassene Wille nur nach jenem Besondern strebt und damit zur unharmonischen Willkür wird. Es scheint mir den Anforderungen einer sittlichen Weltordnung zu widersprechen, wenn von Generation zu Generation die äussern Güter, deren Besitz ja vielfach durch rohe Gewalt, List und Zufall begründet

worden ist, nur durch die Macht des Willens der Einzelnen fort und fort übertragen werden. Wie oft ist dieser Wille durch Verblendung des Verstandes wie durch Verengung des Gemüthes irregeleitet und namentlich von der Liebe zum Allgemeinen, von der weitherzigen Menschenliebe abgeleitet. Es ist allerdings durchaus menschlich, dass der Einzelne bei Verfügungen über sein Vermögen aus Stolz oder aus Liebe nur seinem Familiengefühl oder aber seiner Freundschaft oder dem Mitleiden für einzelne ihm Nahestehende folgt. Allein über dieser in dem Individuellen befangenen Richtung des Geistes steht eine andere, höhere, über der Liebe zu den Seinen die selbstlosere Liebe zu der Menschheit. Auch diese ist kein leerer Wahn. Es stammt also auch dieser höhere Zug zum Allgemeinen aus der menschlichen Natur selbst; er ist aber schutzlos, wenn wir es bei den letztwilligen Verfügungen nur auf den Willen des Einzelnen ankommen lassen. Darum verlangen wir vom Gesetze, dass es den allgemeinen, sittlich erhabenen Willen, der in den Willensordnungen der einzelnen Menschen selten rein zum Ausdrucke kommt, repräsentire, d. h. wir wollen vom Gesetze nicht die Aufhebung, wohl aber die Beschränkung der Testirfreiheit.

Wenn wir in dieser Weise sowohl das Erbrecht der Verwandten als die Testamentsfreiheit beschränken, so fragt es sich dann unmittelbar, wer denn eigentlich als Erbcan- didat im Hintergrunde steht. Ist es der Staat? Oder soll es die Kirche sein? Es heisst in einem der Züricher-Pamphlete der jüngsten Vergangenheit: „Staat und Kirche, die Schutzwehren der idealen Richtung, haben aufgehört, und Materialismus ist an deren Stelle getreten.“ Das ist nun freilich nicht wahr für Staaten mit stolzen Erziehungsbudgets und den barmherzigen Armenbudgets. Aber es ist

wahr für den Militärstaat mit seinen Geld und Glück verschlingenden Armeen. Da und dort mühen sich edle Menschenfreunde Jahre lang ab, um in Rettungsanstalten ein paar Dutzend verwahrloster Kinder vor dem sittlichen Tode zu retten. Und in derselben Zeit werden in wenigen Tagen Tausende von Menschen zu Krüppeln geschossen und viel Tausenden von Kindern die ernährende und erziehende Hand in die Erde gescharrt. In diesem einzigen Bilde liegt ein trostloser, die Menschheit und uns Alle herabwürdigender Gegensatz. Den Militärstaat will ich nicht zum Erben haben. Aber auch in unsern friedlichen und freien Republiken ist es gewiss nicht gerade der Staat, den der Bürger zu seinem Erben wünschte. Der Staat vertritt in erster Linie die politischen Interessen des Volkes und erst in zweiter Linie die humanen, und es ist auch das Regiment der Mehrheit von der Minderheit stets mit Mißtrauen angesehen. Wie sollte es da den Bürger, der zur Minderheit gehört, nicht ärgern, dass sein von ihm erworbenes Vermögen nach seinem Tode den Zwecken der verhassten Majorität geopfert werden soll!

Oder soll die Kirche der Erbe sein? Die Kirche hat in unserm Zeitalter entfernt nicht mehr die Bedeutung, die sie im Mittelalter hatte. Die Lehre der Kirche im frühern Mittelalter hat in der Frage von Eigenthum, Erbrecht, Capital und Reichthum eine ganz ausgezeichnete Stellung eingenommen. Diese Lehre hat auch einen ganz interessanten Bezug auf die sociale Seite unserer Frage, und ich werde sie daher hier in kurzen Zügen darstellen. \*)

Die Christuslehre, die dem Mühseligen das Himmelreich verspricht und die unbegrenzte Nächstenliebe predigt,

---

\*) Vgl. Dr. W. Endemann, die nationalöconomischen Grundsätze der kanonistischen Lehre. Jena 1863.



war eine Protestation gegen den feingebildeten Materialismus der römischen Geldwirthschaft, gegen die Genusslehre und den trockenen Egoismus der herrschenden philosophischen Systeme. Es ist nun von hohem Interesse zu sehen, wie die Theologen und die Juristen der Kirche jene Christuslehre so energisch ausgebildet haben. Die Theologen stritten sich, ob nicht der Reichthum an sich schon eine Sünde sei; jedenfalls sei er eine nahe Gelegenheit zur Sünde. Arm sein ist besser; die Armuth ist der natürliche und Gott wohlgefällige Stand. Der Reichthum ist den Menschen nur zeitweise anvertraut, und durch die Verwendung desselben soll die Ungleichheit des Besitzes, die der Kirche ein Dorn im Auge war, ausgeglichen werden. Wir finden in dem kanonischen Rechtsbuch den Satz, dass die Verschwendung immer noch löblicher sei als Habsucht und Geiz. Auch die Sparsamkeit sei nur eine Tugend, wenn sie das Ersparte gemeinnützig verwendet. Die Kirche fand ihre Aufgabe darin, den Gegensatz von Arm und Reich zu mildern; sie bestellte den Armen besondere Anwälte; sie nahm sich der Rechtspflege der Wittwen und Waisen an. Die Kirche übte einen Druck auf die Reichen aus: das Almosenspenden war viel mehr als blosse Liebespflicht, ja sogar noch mehr als dogmatisches Gebot: es war vor dem geistlichen Gericht eigentliche rechtliche Schuld.

Mit diesen Grundsätzen über die Armenpflege hingen auch die nationalöconomischen Ansichten der Kanonisten genau zusammen. Die Kirche strebte dahin, das Capital, das Geld und seinen Besitz werthlos zu machen. Es ist bekannt, dass die Kirche nicht blos die hohen Zinsen sondern alles Zinsennehmen streng verbot. Wir finden diese Lehre durch das ganze Mittelalter hindurch und sogar noch

über die Schwelle der neuern Zeit hinaus. Auch Luther stand noch auf dem kanonischen Standpunkte. Seine Worte sind: „Die Prediger sollen den Wucherern weder Sacrament noch Absolution reichen und sie im Sterben liegen lassen wie einen Heiden.“ Und an einem andern Orte sagt Luther sehr energisch: „Hat Einer 10,000 und nimmt 4000, so heisst das einen reichen Grafen in Einem Jahre gefressen, und er leidet darüber keine Fahr weder an Leib noch an Waare, arbeitet nichts, sitzt hinter dem Ofen und brät Aepfel. Pfui dich! Wo zum Teufel will denn auch zuletzt das hinaus?“ Später wurde der Reformator freilich vorsichtiger in dieser Wucherfrage, er gestattete doch ein „Wücherlein,“ d. h. einen mässigen Zins. Also das Capital soll nach der Lehre der Kirche keinen Zins tragen: sie hielt wie die heutigen Socialisten die Arbeit hoch und verdammt das Capital. Das eigentliche grosse Ideal der Kirche war eine grosse Gütergemeinschaft, wie sie sich im Kleinen in den Klöstern darstellte. Aller Besitz auf Erden sollte in die Hände der Kirche übergehen, die dann als die allgemeine Mutter der christlichen Familie Jedem das Seine zutheilen würde. Dazu war auch schon ein schöner Anfang gemacht; denn die Besitzthümer der Kirche gingen in's Colossale. Man kann nur staunen vor der gewaltigen Umwälzungsidee, welche die alte Kirche verfolgte: sie wollte nicht blos in religiösen und politischen Dingen der Einigungspunkt der Menschheit sein, sondern strebte darnach, das öconomische Leben aller Einzelnen zu beherrschen. Sie wollte die Gleichheit aller Menschenkinder zu einer äusserlichen Wahrheit machen, den Himmel auf die Erde herabziehen. Um aber dies zu erreichen, musste die Kirche Alles beherrschen wollen: Gedanken, Politik, Wirthschaft, das innere und das äussere Leben, das Jetzt und das Einst.

Das ganze Streben der Kirche war unstreitig der imponierendste Versuch einer communistischen Umgestaltung der Welt. Glücklicher Weise war aber auch hier die menschliche Sehnsucht nach Freiheit stärker als der unerhörte Zwang. Die Fesseln, welche die Kirche dem geistigen Leben angeschmiedet hatte, wurden gesprengt, und das war denn auch für das öconomische Leben eine Wohlthat. Die Kirche hatte fabelhafte Reichthümer gesammelt, sie sollte die grosse Almosenspenderin sein; aber das Resultat war kein gutes: die Kirchen und ihre Regenten wurden fett, die Armen aber wurden noch ärmer und blieben eben — Bettler.

Heute nun ist die Stellung der Kirche eine ganz andre geworden, eine viel unbedeutendere: sie ist nun selbst arm geworden. Sollte die Kirche wieder eine Weltbedeutung erhalten, so müsste sie die Schützerin der idealen Interessen der Menschheit sein, sie müsste wie ehemals den Gedanken und die Wissenschaft als Vorspann haben, sie müsste durch das Dogma nicht getrennt und geschwächt sein, sie müsste die Würde und die Gleichheit der Menschen, welche sie früher gross gemacht haben, auf ihre Fahne schreiben, sie müsste für die arme gedrückte Menschheit die Friedensliga sein, welche den Grossen der Welt Halt gebietet wie ehemals Leo I. dem Hunnenkönige. Das Alles ist die Kirche heute nicht. Die religiöse Gesinnung treibt zwar in den Einzelnen immer schöne Blüthen, aber die Kirche als Ganzes ist nicht mehr eine Macht im frühern Sinne und wird es nicht mehr werden.

Auch die Kirche soll darum nicht unser Erbe sein.

Wer soll es denn sein?

Die menschliche Gesellschaft. Sie ist zwar eine unsichtbare Einheit, die Klammern, die sie zusammenhalten,

sind nur geistiger, aber gerade darum bleibender Natur. Diese Klammern sind die Menschenliebe und das daraus entspringende Solidaritätsgefühl. Dass dieses gerade in unserer Zeit eine wirkliche Kraft ist, dafür sprechen viele erhebende Thatsachen. Wenn auch wir in der Schweiz für die hungernden Ostpreussen gesammelt haben, so ist das nicht Nationalgefühl und nicht kirchliches Bewusstsein, sondern der Geist der Humanität. Der Begriff der menschlichen Gesellschaft scheint mir speciell für unsere Zeit von hoher Wichtigkeit zu sein. Warum dies? In früherer Zeit war es die Kirche, welche die menschliche Gesellschaft, also die einzelnen Menschen persönlich, wie eine grosse Familie umfasste und namentlich der Armen und Bedrängten sich annahm. Später waren es theilweise die Zünfte, die Klöster, die Innungen aller Art. Diese Gemeinschaften nun sind heutzutage fast verschwunden. Auch der Staat hat seinen patriarchalischen Charakter verloren. Da ist eine Lücke fühlbar, und diese kann der Begriff der menschlichen Gesellschaft ausfüllen: sie ist die moderne grosse Familie.

Dieser menschlichen Gesellschaft oder vielmehr je einem Stücke derselben möchte ich ein Erbrecht zuschreiben, und zwar gegenüber von dritten Personen oder entfernten Verwandten sogar ein Notherbrecht, so dass auch ein Testament oder eine Schenkung dasselbe nicht unbeschränkt beeinträchtigen dürfte. Eine Rechtfertigung dafür liegt schon in dem, was oben über die Beschränkung der Testirfreiheit gesagt worden ist. Ein unterstützendes Moment liegt auch darin, dass es unserm Gerechtigkeitsgeföhle durchaus nicht fremd sein kann, dass der Einzelne an die menschliche Gesellschaft, welcher er ausserordentlich viel von seinem ganzen geistigen Sein und Wesen verdankt, einen ent-

sprechenden Tribut wiedererstattet. Sodann erscheint uns das Erbrecht der menschlichen Gesellschaft wie ein sittliches Postulat. Stimmt die christliche Fundamentalpflicht der Nächstenliebe noch so tief herunter, es bleibt immer noch so viel übrig, um ein Erbrecht im gedachten Sinne zu rechtfertigen! Endlich weisen uns aber auch öconomische Thatsachen den Weg in derselben Richtung. Die alte römische Republik ist an der schlechten Vertheilung des Grundeigenthums zu Grunde gegangen. An dieser Stelle ist gleichfalls das heutige England und vielleicht auch Ostpreussen krank. Stuart Mill behauptet, man könne zuversichtlich voraussagen, dass socialistische Speculationen nie wieder aufhören werden, bis die Gesetze des Eigenthums von jeder Ungerechtigkeit, die sie enthalten, befreit sein werden. Nun wäre es freilich thöricht, vom Gesetze das Meiste zu erwarten. Hebt das Laster und die Leidenschaften und den menschlichen Unverstand weg, und das goldne Zeitalter wird schon viel näher gerückt sein. Aber doch liegt auch die Schuld in den gesetzlichen Institutionen, und nicht mit Unrecht hat Buckle den Gesetzgebern aller Zeiten und Völker einen hässlichen Sündenspiegel vorgehalten. Es ist darum immer besser, sich zu fragen, wie man steht, als den Kopf in den Sand zu stecken. Unsere socialen Zustände sind nicht so beschaffen, dass sie das Gewissen des Socialpolitikers ruhig schlafen lassen.

Nur zwei einzige Zahlen aus der Sterblichkeitsstatistik, die freilich schon mehr als genug sagen, mögen hier Platz finden. Im 12. Arrondissement der Stadt Paris mit seiner armen Bevölkerung in der Rue Mouffetard hinter dem Pantheon sterben verhältnissmässig noch einmal so viele Menschen als in dem wohlhabenden 2. Arrondissement der Rue St. Honoré. Das ist eine perpetuelle Hungersnoth, um-



geben von der unsinnigsten Verschwendung der höhern Classen. Eine noch traurigere Zahl ist in den Arbeiten von Villermé verzeichnet: im Durchschnitt von 12 Jahren hat in Frankreich die Hälfte der Kinder der Fabrikanten und Kaufleute das neunundzwanzigste Jahr erreicht, und dagegen hat die Hälfte der Kinder der armen Spinner und Weber schon vor dem zweiten Jahre zu leben aufgehört. „Diese furchtbare Sterblichkeit,“ sagt der Statistiker Wappäus, „ist dem Elend der Eltern zuzuschreiben und insbesondere dem Elend der armen Mütter.“ Das sind unzweideutige Zeichen krankhafter Zustände. Diese werden freilich durch gewaltsame sociale Umwälzungen nicht besser. Alle die enormen Fortschritte unserer heutigen Civilisation haben ja doch nicht bloß die Tausende von Bevorzugten, sondern auch die Millionen einer erträglicheren und würdigeren Existenz näher gebracht, und das war nur möglich mit dem Eigenthumsrechte, und gerade jene Millionen büßten eine Erschütterung desselben am härtesten. Aber eine Reform ist denkbar, welche das, was man ganz wahr die überspannt egoistische Richtung des Eigenthums genannt hat, mässiget. Eine solche Reform hätte das Ziel, die hier und dort ungebührlich anschwellenden Vermögensmassen in ruhig gesetzlicher Weise zu zertheilen, und damit auch das Capital auf möglichst vielen Punkten fruchtbringend werden zu lassen.

Ich hoffe, mit dem Gesagten ein Interesse für das Erbrecht zu Gunsten des Allgemeinen, der menschlichen Gesellschaft geweckt und die innere Berechtigung desselben Manchem näher gerückt zu haben. Nun freilich kann der Gesetzgeber mit unserm Abstractum: „menschliche Gesellschaft“ nichts anfangen; er bedarf eines greifbaren, concreten Erbcandidaten. Ein solcher aber ist auch leicht ge-

funden. Schon die Bestimmung in einzelnen Erbgesetzen schweizerischer Kantone, wonach nicht der Fiscus die erbliche Verlassenschaft an sich zieht, sondern die Gemeinde, zeigt uns den Weg. Die Gemeinde ist nämlich nicht als ein Organ des Staates aufzufassen, sondern wie ein erweiterter Familienkreis und also wie ein Stück jener menschlichen Gesellschaft. Ich erinnere hier an einen höchst interessanten Vorschlag, den Professor Bluntschli als Redactor des Züricher Privatrechtes in den fünfziger Jahren in einer Commissionäberathung, wenn auch ohne Erfolg, gemacht hat. \*) Der Vorschlag lautet wörtlich folgendermassen:

„§ Der Heimathsgemeinde kommt von der Erbschaft eines ohne Nachkommen verstorbenen Erblassers folgender Antheil an der reinen Verlassenschaft zu:

- a. Wenn Erben aus der väterlichen oder mütterlichen Parentel vorhanden sind, 5 Procent.
- b. Wenn die Erben einer grosselterlichen Parentel angehören, 10 Procent.
- c. Wenn Erben aus einer entferneren Parentel zur Erbfolge kommen und zugleich ein überlebender Ehegatte da ist, 20 Procent.
- d. Wenn nur Erben aus einer entferneren Parentel ohne überlebenden Ehegatten oder nur dieser ohne jene vorhanden ist, 30 Procent.“

„§ Ist keine erbfähige Verwandtschaft und kein überlebender Ehegatte da, so fällt die ganze Erbschaft der Heimathsgemeinde zu.“

---

\*) Dr. Bluntschli, Privatrechtliches Gesetzbuch für den Kanton Zürich. 4. Bd. Erbrecht, p. 67. f.

„§ Das der Heimathsgemeinde zufallende Erbgut darf weder auf die Dauer angehäuft, noch für die regelmässigen Gemeinde- und Armenausgaben verbraucht werden, sondern ist bestimmt, im Interesse der Privatpersonen, theils zur Begründung und Ausstattung wohlthätiger und gemeinnütziger Anstalten, theils zu besserer Ausbildung und Aussteuerung einzelner unbemittelter — wenn auch keineswegs armer — Gemeindebürger verwendet zu werden.“

Es handelte sich offenbar bei diesem Vorschlage nicht um eine öffentliche Steuer für die Gemeinde, sondern um einen privatrechtlichen Erbanspruch. Es sollten auch die Erbgüter der Bürgergemeinde nicht für öffentliche Gemeindeausgaben verwendet, sondern wieder zu privatrechtlichen Ausstattungen benutzt, d. h. wieder in's Privatvermögen zurückgeleitet werden. Diesem Gedanken Bluntschli's könnte ich nicht ganz beistimmen: die schweizerische Bürgergemeinde, bei der es nur auf die Abstammung und gar nicht auf Wohnsitz oder Geburtsort ankömmt, kann bei der heutigen überaus starken Bewegung der Bevölkerungen nicht mehr als der geeignete Verband erscheinen. Aber auch, wenn man die Einwohnergemeinde an ihren Platz setzt, so ist diese Gemeinschaft einerseits zu schwankend und dann besonders zu eng.

Am nächsten verwandt unserer ganzen Idee von einem Erbrecht zu Gunsten der menschlichen Gesellschaft erschiene mir, wenn eine vom Staate anerkannte und garantierte, aber von demselben unabhängige Stiftung als erb-berechtigt erklärt würde. Ich bin überzeugt, dass das Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl von Erblassern und Erben sich mit einem solchen Erbrechte leicht aussöhnen könnte, dessen wohlthuende Wirkungen so unmittelbar zu Tage treten würden. Es hätte ein solches Erbrecht den

Charakter einer staatlichen Erbschaftssteuer ganz abgestreift; denn der Bürger sieht dabei immer nur die Procente, die der tyrannische Staat zu Händen nimmt, ohne auf der andern Seite auch die gute Anwendung der Staatsgelder für das gemeine Wohl in Gedankenzusammenhang zu bringen. Der Bürger ist nicht der Freund des Fiscus. Ich habe nie davon gehört, dass der Staat Legate oder Geschenke erhält. Im Gegentheil ist es auch in unsern Republiken eine ziemlich verbreitete Sache, dass das Gewissen in Beziehung auf den Frevel in öffentlichen Forsten oder den Betrug gegen den Fiscus, sei er durch Schmuggel oder Steuerverheimlichung begangen worden, gar bedeutend geschärft ist. Dies Alles hängt wohl am meisten damit zusammen, dass der Staat sehr verschiedene, zum Theil auch rein politische Zwecke und oft nur im Interesse der herrschenden Mehrheit verfolgt. Ganz anders wird es sein, wenn nicht der Staat die Hände zum Erben ausstreckt. Ohne Mühe wird sich der Erblasser mit dem Gedanken befreunden, dass ein Theil seines Vermögens einer bestimmten Stiftung von allgemein humanem Charakter zufallen soll. Und noch leichter wird ein solches Erbrecht Eingang finden, wenn mit Bezug auf die Stiftung, welche erben soll, dem Erblasser ein Wahlrecht verliehen werden kann. Denn damit wird einem echt menschlichen Zuge des Gemüthes freier Lauf gelassen und so dem zwingenden Gesetze der verletzte Stachel genommen.

Als eine Stiftung, die es in hohem Maasse verdient, die Brosamen aufzunehmen, die fort und fort von den Erbschaften abfallen würden, denke ich mir beispielsweise einen Reservefond zur gegenseitigen Versicherung Aller, des ganzen Volkes für hilflose und kranke Tage. Aber noch höher stände mir die Bildung eines Erziehungsfonds. Auf

diesem Gebiete muss noch Ungeheures geschehen. Wenn wir das Uebel der heutigen Gesellschaft bei der Wurzel angreifen wollen, so muss es durch Bildung und Erziehung des einzelnen Menschen geschehen. Die vortrefflichsten Gesetze und socialen Reformen sind für ein geistig und sittlich verkümmertes Volk, was Gold und Silber für Einen, der in der Wüste verdurstet. „Lasst uns besser werden, gleich wird's besser sein.“ Die Einsicht in diese Wahrheit wächst freilich auch bei uns immer mehr: das Erziehungsbudget des Kantons Bern war noch vor der Regeneration 127,404 Fr. und ist jetzt auf 1,054,353 angestiegen, und zwar ganz abgesehen von den Erziehungsausgaben aller einzelnen Gemeinden.\*) Aber auch mit allem dem, was sind auch wir noch für Knorzer auf dem geheiligten Boden der Volkserziehung! Ich will nur an Eines erinnern: wir entlassen unsere Jugend im 15. oder 16. Jahre aus der Schule; dann aber, wenn die entscheidende Frage über die Wahl des Lebensberufes und die Zeit der Ausbildung für denselben beginnt, kümmern wir uns nur noch herzlich wenig um unsere Jungen und überlassen zu viel der Familie, die in Tausenden von Fällen der Aufgabe nicht gewachsen ist.

Was die unermesslichen Güter der Kirchen und Klöster einst für das Mittelalter bedeuteten, das sollte dieser Erziehungs-Erbfonds für unsere Zeit sein, und gerade darin, dass derselbe durch das Erbrecht gebildet und gespeist werden soll, liegt, wie mir scheint, ein ganz schöner und

\*) Nach den Angaben des eidg. statistischen Bureau betrugen die Ausgaben für das bernische Erziehungswesen im Jahre 1829: 127,404 Fr. 85 Cts. (neue Währung), im Jahre 1839: 581,763. 39 und im Jahre 1868: 1,054,353. 38.



richtiger Gedanke. Der Unterschied der Menschen in Kräften und Anlagen bewirkt naturnothwendig eine Ungleichheit in dem Besitze äusserer Güter, und diese Ungleichheit hat an und für sich nicht etwa die Neigung, sich auszugleichen, sondern im Gegentheil da, wo sich einmal materielle Güter um einen Mittelpunkt angesammelt haben, strömt noch mehr herzu und lagert sich um diesen Kern an mit einer mathematischen Gesetzmässigkeit, die dem Anschliessen der Crystalle gleicht. Nun wird, wie wir gesehen haben, durch das Bedürfniss einer geregelten Fortpflanzung des Eigenthums nothwendig auch das Erbrecht gefordert: das Erbrecht der Familie und das Testament sind die Vorbedingungen einer gesteigerten individuellen Thätigkeit und Willenskraft, und diese hinwiederum sind es, die den Fortschritt des Menschengeschlechts und also auch das Wohlsein aller Menschen bedingen. Allein von diesen durch die individuelle Thätigkeit geschaffenen Werthen soll immer wieder ein guter Theil als Samenkörner über die ganze Menschheit ausgestreut werden. Geschieht dies, so wird dann allüberall auch auf Stellen, die jetzt nackt und öde sind, wieder neues Leben emporwachsen und blühen und dann auch wieder dem Ganzen zu Nutzen kommen, gleichwie in der grossen Natur ein ewiger Kreislauf alles Seins stattfindet, und stets alle Einzelnen erst blühen und leben und dann vergehen, aber aus ihrem Vergehen immer wieder neues Leben hervorgeht.

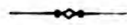
Dasselbe kann nun durch jenes Erbrecht zu Gunsten eines Volks-Erziehungsfonds geschehen. Wenn die gute Bildung überall hindringt, also auch in diejenigen Familien und Kreise, wo die Armuth herrscht, so geht einerseits von menschlichen Kräften und Fähigkeiten nichts verloren, und dies ist zum Besten des Ganzen. Es wird aber auch

der von der Gerechtigkeit dictirte Gedanke der Gleichheit zu einer wenigstens relativen Wahrheit erhoben. Es bildet sich nämlich ein ewiger Kreislauf: was vom Individuum errungen worden ist, kehrt zu einem Theile wieder zum Allgemeinen zurück, und hier wirkt es dann wieder befruchtend, so dass wieder Einzelne, die sonst verkümmert wären, gedeihen und emporwachsen.



MEBER

# SINNESTÄUSCHUNGEN.

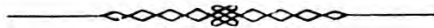


VORTRAG,

gehalten im Rathhaussaale zu Zürich

von

**Prof. Dr. G. Huguenin.**



**BASEL.**

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

1874.

~~~~~  
Schweighauserische Buchdruckerei.

Der Gegenstand, über den ich heute zu sprechen die Ehre habe, liegt etwas fern ab von den Vorstellungskreisen der Laien; auch ist nur eine kleine Zahl von Jahren verflossen, seit das ärztliche Publicum eine allgemeine genaue Kenntniss gewonnen hat von jenen Erscheinungen, welche wir „Sinnestäuschungen, Hallucinationen“ nennen. Lange hat es gedauert, bis man über die krankhafte Natur dieser Dinge überhaupt in's Klare kam, und verschwundene Geschlechter und frühere Jahrhunderte haben alles Andere daraus gemacht, als Erscheinungsweisen des kranken Lebens, als welche sie doch heutzutage betrachtet werden müssen. Es sind also Symptome von gewissen Krankheiten, welche wir besprechen wollen, Symptome von eminentester Wichtigkeit, nicht nur für den Arzt, sondern auch für den Juristen, den Richter; Symptome, deren richtiges Verständniss eine Menge Räthsel löst, welche früher den forschenden Sinn getäuscht. Einen ästhetischen Genuss kann ich Ihnen freilich nicht versprechen, ich weiss nicht einmal, ob es mir gelingen wird, das allgemeine Interesse zu fesseln. Im Buche der Medicin ist leider — und es liegt dies in der Natur der Dinge — für das Angenehme, das Wohlthuende, das Schöne ein leeres Blatt vorhanden. Dafür aber dürfen wir wohl etwas Anderes für uns in Anspruch nehmen: Es arbeiten die medicinischen Wissenschaften mit an der Lösung derjenigen Probleme, welche für die Menschheit die wichtigsten und fundamentalsten sind. Sie werden aber

in der That und Wahrheit nicht gelöst, ohne dass derjenige, der daran arbeiten will, hinabsteige in die Tiefen des menschlichen Elendes und Unglücks, um daselbst mühsam genug nach den Goldkörnern der Wahrheit zu suchen. Wer dem Dasein nur das Schöne, das Angenehme abgewinnen will, der mag wohl leicht hinschreiten über die ebene Bahn, die er sich gewählt, und sich abwenden von den düstern Bildern, in welche das Leben sich oft verkehrt. Aber es gibt Dinge in der Welt, namentlich in dem engeren Kreise des Staates, welche man anfassen und denen man in's Auge sehen muss, weil eine gebieterische Pflicht es erheischt. Wenn es dann wahr ist, dass man nur in's volle Menschenleben hineinzugreifen braucht, nicht um es schön, aber um es wenigstens interessant zu finden, wo man es anpackt, so wagen wir in dieser Stunde den Versuch, dem im Eingang benannten Gegenstande dasjenige Interesse abzugewinnen, das er in Wahrheit verdient.

Es wird nöthig sein, der Definition des Begriffes „Sinnestäuschung“ einige psychologische Erörterungen voranzuschicken, wobei es sich durchaus nicht um tiefe Probleme handelt — solche liegen mir selber ferne.

Die logische Existenz des Menschen in der Welt als selbstständiges Individuum beruht einzig und allein auf der Stellung, welche er der umgebenden Natur, den äussern Objecten gegenüber einzunehmen befähigt ist. Er kann sich den ihn umgebenden Dingen als „Ich“, als Persönlichkeit gegenüber stellen. Dazu wird er aber erst, nachdem seine Sinne angefangen haben, das Organ seiner Erkenntniss mit Inhalt zu füllen, d. h. nachdem er allmählig bekannt geworden ist mit denjenigen Eigenschaften der Dinge, welche er überhaupt zu erfassen fähig ist. Durch unsre Sinne bekommen wir unsre Anschauungen, und es gibt in

Wahrheit keine andre Quelle, durch welche wir mit Anschauungen versehen werden könnten, als das physikalische Geschehen in unsern Sinnapparaten. Von frühester Jugend an aber besitzen wir auch die Fähigkeit, Eindrücke aufzubewahren, d. h. wir behalten jene durch die Sinne gewonnenen Anschauungen in einer Weise in unserm nervösen Centralorgan, dem Hirne, auf, welche ich Ihnen beim besten Willen nicht näher bezeichnen kann, da von diesem unzweifelhaft auch physikalischen Process noch kein Mensch etwas Sicheres weiss. — Steht nun die Thatsache der Aufbewahrung des Sinnesbildes fest, so ist es begreiflich, wie das kleine Kind nach und nach während seiner allmäligen Entwicklung seine Seele — um mich dieses allgemein verständlichen, wenn auch nicht richtigen Ausdrucks zu bedienen — füllt mit einer unendlichen Menge von Anschauungen über das Wesen, d. h. die Gestalt, die Farbe, die räumliche Ausdehnung, auch das zeitliche Gepräge der umgebenden Dinge. Mit der Fähigkeit, die Sinnesbilder aufzubewahren, ist sofort ein Anderes enge verbunden und ist ein unabweisliches Postulat, wenn ein psychisches Leben zu Stande kommen soll: die Fähigkeit, die Erinnerungsbilder zu reproduciren. Diese Function glauben wir denn auch in einem hohen Grade zu besitzen und ausüben zu können und man spricht dabei gewöhnlich von einer vollkommenen Willkür und Spontaneität. Offenbar hat aber diese seelische Function sehr enge Grenzen und wenn ich näher an diesem Orte darauf eingehen könnte, so würde sich zeigen, dass ein freies Walten, eine Spontaneität in der Reproduction der Erinnerungsbilder durchaus nicht existirt. — Dagegen besitzen wir in ausgiebigster Weise die Fähigkeit der Verknüpfung der aufgenommenen Eindrücke, welche Fähigkeit bezeichnet werden kann als ein

elementarer, in Wahrheit angeborener Schlussmechanismus. Dieser führt dann in seiner weitem Complication zur Bildung ganzer Begriffsreihen, welche wir als Urtheile, complicirte Vorstellungen, Gedanken bezeichnen.

Wenn nun unsre Vorstellungen und Begriffe im Ganzen und in ihren einzelnen Componenten übereinstimmen mit den objectiven Gegenständen, so nennen wir sie wahr und richtig, und den Zustand, in welchem wir solche adäquate Vorstellungen von unsrer Umgebung besitzen, nennen wir den Zustand der Erkenntniss; das Bewusstsein derselben: Gewissheit, Ueberzeugung. Die Bildung richtiger Vorstellungen wird also zur Bildung einer richtigen Erkenntniss führen, und diese letztere allein bedingt ein logisches Bewegen des Individuums in der umgebenden Welt. Nun aber hängt die Bildung richtiger Vorstellungen einzig und allein ab von der normalen Beschaffenheit unsrer Sinne und unsres Hirnes, so dass es von vornherein klar ist, dass eine abnorme Beschaffenheit und Function unsrer Sinne und unsres Hirnes die richtige Erkenntniss in gewisser Weise stören und zu einer unlogischen Bewegung des Individuums in der umgebenden Welt führen muss. Es gibt nun eine Menge von Krankheitszuständen, welche auf das Hirn in gewisser Weise wirken, so dass der Erkrankte mit seinen Sinnen Dinge ausser ihm wahrzunehmen glaubt, die keine Realität besitzen. Diese Täuschungen haben aber für ihn die überzeugende Kraft eines wirklichen Sinnesbildes, dessen Realität und Existenz er früher tausendmal erprobt hat. Diese Täuschungen also nennen wir Sinnestäuschungen, Sinnesdelirien, Hallucinationen.

Diesen subjectiven Sinnesbildern gegenüber, welche nach Aussen projicirt werden und dadurch scheinbare Rea-

lität bekommen, steht eine zweite Art von Sinnestäuschungen, die wir Illusionen nennen und die sich von den Hallucinationen dadurch unterscheiden, dass allerdings ein äusseres Object vorhanden ist, dies aber in falscher Weise gedeutet wird. Es ist also eine Hallucination, wenn ich menschliche Gestalten sehe, während in der That gar kein Mensch in der Nähe ist, oder eine Stimme höre, wo gar nicht gesprochen wurde. Es ist eine Illusion, wenn ein weisses Tuch, das an der Wand hängt, für ein Gespenst gehalten wird, das bestimmt erkennbare menschenähnliche Formen besitzt, oder wenn ein Unbekannter, der in's Zimmer tritt, für einen alten Freund gehalten wird. Den Hallucinationen entspricht also gar nichts Aeusseres; die Illusionen sind Transformationen, falsche Auslegungen eines peripherisch Empfundnen. Es braucht auch bei den Illusionen das falsch gedeutete Object durchaus nicht in der Aussenwelt zu sein, es kann im eigenen Körper liegen. Viele Nervenkrankheiten zeichnen sich aus durch abnorme, in vielen Fällen schmerzliche, oft aber blos störende, unangenehme Gefühle an der Oberfläche des Körpers. Oftmals werden diese Gefühle in sonderbarster Weise transformirt, eine abnorme Empfindung wird einem im Körper steckenden Thiere zugeschrieben, ein Schmerz in einer Extremität einem bösen Feinde, einem Verfolger, der daselbst sein Wesen treibt, und dergl.

Wir besitzen nun aber verschiedene Sinne, verschiedene Eingangsthore, durch welche die Empfindungen, welche wir von der äussern Natur bekommen, einziehen in unsre Seele. Wir bekommen Gesichts-, Gehörs-, Geruchs-, Geschmacks-Empfindungen, Tast-Empfindungen, Schmerz-Empfindungen, Temperatur-Empfindungen, und die Physiologie ist im Stande, noch einzelne weitere Kategorien hinzu-

zufügen. Hallucinationen kommen in allen diesen Sinnen vor und bei den einzelnen Hirnkranken wiegen bald diese Täuschungen vor, bald jene, bald sind alle mit einander vorhanden.

Es ist nun von äusserster Wichtigkeit, darüber klar zu sein, wie sich Kranke diesen Täuschungen gegenüber verhalten. Die Reaction ist eine so verschiedene und hängt von so wichtigen bestimmenden Momenten ab, dass wir diesem Punkt in der Folge eine specielle Betrachtung werden widmen müssen. Dem wirklichen Irren aber, dem Geisteskranken, dessen Krankheit fertig und ausgebildet vorliegt, dem sind die Hallucinationen wirkliche Empfindungen, keine blossen Einbildungen. Der Kranke sieht, hört, riecht und schmeckt dabei wirklich und er glaubt nicht blos zu sehen und zu hören. Vernunftgründe und alle denkbare Logik nützen bei diesem Kranken nichts, man kann den Wahn zu bekämpfen suchen, mit welchen Gründen man will, Alle prallen machtlos ab, und man bekommt häufig genug Antworten, wie sie der vortreffliche französische Arzt Lélut von einem Kranken bekam: „Ich höre eben Stimmen — weil ich sie höre, sie sind für mich so deutlich und klar, wie Ihre eigene Stimme, und soll ich an die Wirklichkeit Ihrer Reden glauben, so müssen Sie mich auch an die Wirklichkeit jener Reden glauben lassen, denn beide sind für mich in gleicher Weise vorhanden.“ — So haben für das Urtheil des Hallucinantens seine subjectiven Sinnesbilder dieselbe Realität, wie die von der Aussenwelt dargebotenen und darin liegt in Wahrheit die ganze Wichtigkeit und Gefährlichkeit des Phänomens. Wir sind ja gewohnt, in aller unsrer Bethätigung der Welt gegenüber auf unsre Sinne abzustellen, wir halten dasjenige für das Wahrste, was wir selber hören und sehen, fühlen und

tasten. Wem aber falsche Sinnesperceptionen untergeschoben sind, wer dadurch ein gänzlich verfälschtes Material seines Vorstellens und Combinirens erhalten hat, der tritt eben in eine neue Welt des Truges, des Irrthums und des Wahnes ein, der Unglückliche muss wahl- und ziellos der Täuschung folgen, weil sie für ihn sinnliche Ueberzeugungskraft hat, und nicht nur die aberwitzigsten Ideen werden durch die Hallucinationen geweckt und unterhalten, sondern häufig genug sind die gefährlichsten Unthaten die Folge. Wir bezeichnen also die Sinnestäuschung als einen der wesentlichsten Componenten der Geisteskrankheiten, was leicht verständlich ist, wenn wir mit Esquirol annehmen, dass in 100 Fällen psychischer Erkrankungen die Hallucinationen 80 Mal vorhanden sind. —

Aber Hallucinationen kommen nun durchaus nicht blos im geisteskranken Zustande vor; es gibt Individuen, welche für psychisch vollkommen gesund gelten und in Wahrheit sind sie durchaus nicht selten von dergleichen Täuschungen heimgesucht worden. Im Weiteren kennen wir eine Reihe anderer Krankheitszustände, die mit dem Irrsinn nichts zu thun haben und die doch zu Sinnestäuschungen in hohem Grade disponiren. In solchen Fällen ist das Verhalten des leidenden Individuums den Hallucinationen gegenüber ein von dem vorhin erwähnten in vielen Punkten wesentlich Abweichendes, und es sind namentlich zwei Dinge zu erwähnen, welche im Verhalten des Individuums seiner Krankheit gegenüber von fundamentalster Wichtigkeit sind. Obenan steht das grössere oder geringere Maass von Besonnenheit, welche der Mensch seinen Täuschungen gegenüber bewahrt. —

Was nennen wir vom psychologischen Standpunkte aus die Besonnenheit?

Wir nennen so jenen Zustand des Seelenlebens, wo die Vorstellungen in normaler Folge auf einander wirken, wo durch die im Flusse befindlichen Vorstellungen grössere Reihen anderer, meist beschränkender, contrastirender geweckt werden und wobei Alles in einem mittlern Grade von Stärke und Schnelligkeit vor sich geht. Es kann bei einem solchen Zustande im Vorstellen ein Uebersehen grosser Reihen von Vorstellungen, ein Uebersehen von Vergangenheit und Zukunft möglich sein, es ist ein Widerstreit von Vorstellungen möglich, unter denen schliesslich die Erfahrung die Passendste festhält. Man sieht leicht, wie dieser Zustand die wesentlichste Bedingung desjenigen ist, was man menschliche Freiheit nennt, freilich auch ein Ding, das in viel engere Grenzen gebannt ist, als man gewöhnlich zugeben will.

Dieser normale Zustand der Besonnenheit aber ist bei verschiedenen Erkrankungen im höchsten Maasse gestört; namentlich entbehren Irre desselben in vielen Fällen vollkommen, in andern kann ein blos theilweiser Verlust desselben statuirt werden.

Daraus ergibt sich nun sofort das verschiedene Verhalten verschiedener Individuen der Sinnestäuschung gegenüber. Derjenige, dessen Besonnenheit nicht gelitten hat, wird im Stande sein, Hallucination als eine Krankheit zu erkennen, sie von den Sinnesperceptionen zu unterscheiden, sie als ein Nichtwirkliches zu objectiviren, endlich zu verhüten, dass sie auf sein Verhalten den Dingen gegenüber bestimmend einwirken. Derjenige aber, der der Besonnenheit verlustig ist, ist nicht im Stande, einen Unterschied zu machen zwischen Trug und Wirklichkeit, und eben deswegen bedingen die Hallucinationen häufig einzig und allein sein Verhalten, sein Glau-

ben, sein Wollen, sein ganzes Bethätigen der Welt gegenüber. —

In enger Verbindung mit der fehlenden oder vorhandenen Besonnenheit steht ein zweiter, ebenso wichtiger Punkt. Es ist die jedesmalige Bildungsstufe, die Ansichten über die menschliche Existenz, über Leben und Sterben, über Sünde, Strafe der Sünde und dergl., welche im Verhalten den Hallucinationen gegenüber die enormsten Differenzen bedingen. Wer z. B. zufällig Kenntnisse besitzt über das Wesen der Sinnestäuschungen, wer Kranke vielleicht beobachtet hat, wer gewohnt ist, auf die eigenen psychischen Prozesse zu merken, der wird am ehesten im Stande sein, Sinnestäuschungen als solche zu erkennen.

So erkannte ein französischer Arzt Leuret ein bei einer Krankheit über ihn kommendes Gehörspanthasma sofort als Täuschung. Vor einigen Jahren hat der vortreffliche Botaniker Nägeli in München ein kleines Schriftchen herausgegeben über Gesichtstäuschungen, welchen er während einer starken Hirnreizung ausgesetzt war. Derselbe erkannte sofort, dass es sich um subjective Sinnesbilder handelte, und beobachtete sie mit aller denkbaren Kaltblütigkeit. Wer im Weitern frei ist von Aberglauben, wer die Ueberzeugung mit sich trägt, dass alles Geschehen in der Welt physikalischen Gesetzen und nur diesen unterworfen ist, wessen Phantasie nicht erfüllt ist mit allerhand Spukgestalten und der gläubigen Furcht vor dämonischen Mächten, welche zwischen uns herumwandeln, wessen religiöse Begriffe rein sind von mittelalterlicher Zuthat, der wird Sinnestäuschungen nicht zurückführen auf jene unheimlichen und unklaren Mittelwesen, die in der Phantasie des Abergläubischen eine so mächtige Rolle spielen. Derjenige, der von der Existenz des Teufels fest überzeugt ist, wer sich denselben in

stillen Stunden oftmals lebhaft ausgemalt hat in der bekannten Figur, wie ihn das Dogma malt und lehrt, der steht in grösster Gefahr, wenn er zufällig das Unglück hat, in eine jener Krankheiten zu verfallen, welche mit Hallucinationen einhergehen, ihn bald leibhaftig vor sich zu sehen. Die Folgen kann man sich denken. Es ist dies aber keine blosse theoretische Behauptung, Teufels-Erscheinungen sind bei Geisteskranken schon hundert Mal vorgekommen und kein Irrenarzt wird sein, der nicht von entsetzlicher Angst, von wilden Kämpfen mit dem schrecklichen Phantom, die er hat mit ansehen müssen, zu erzählen wüsste.

Wir kennen nun eine Menge Beispiele von Sinnes-täuschungen Gesunder. Nichts wäre daher irriger, als einen Menschen, weil er ein oder mehrere Male Sinnes-täuschungen gehabt hat, sofort als geisteskrank erklären zu wollen. Dazu gehört eine genaue Abwägung aller begleitenden Umstände, wobei selbstverständlich das oben Angeführte, der Bildungszustand, die Ansichten von Gott und Welt, vor Allem aber das Vorhanden- oder Nichtvorhandensein der Besonnenheit und noch eine Menge anderer Dinge eine grosse Rolle spielen werden. Vielfältige Erfahrungen zeigen, dass gerade im Leben sehr begabter, geistig hochstehender Menschen von sehr verschiedener Geistesrichtung und Gemüthsart, namentlich aber von warmer und lebhafter Phantasie dergleichen Ereignisse sich vorfinden. Gestatten Sie mir, Ihnen bei dieser Gelegenheit einige Beispiele anzuführen; vielleicht sind sie Ihnen schon bekannt, weil es eben die auffallendsten sind. Torq. Tasso, der Dichter von höchster Begabung, von der feurigsten Phantasie, vom lebhaftesten Geiste, litt an Sinnestäuschungen. *)

*) Hagen, Sinnestäuschungen, p. 26.

Ebenso gehört dahin die durchaus glaubhafte Erzählung Göthe's, dass, als er nach Drusenheim ritt, er auf einmal sich gegenüber am andern Rande der Strasse seine eigene Gestalt, angethan mit einer weissen mit Gold besetzten Weste sah. Acht Jahre später, als er denselben Weg ritt, will er dann in Wahrheit eine solche getragen haben.

Erinnern Sie sich ferner an die bekannte Geschichte von Luther, welcher den Teufel so leibhaftig vor sich sah, dass er sogar gegen denselben aggressiv vorging, und endlich an den berühmten Fall des Buchhändlers Nicolai in Berlin,*) der lange Zeit von Sinnestäuschungen heimgesucht war. Nicolai verhielt sich zu allen diesen Phantasmen als ruhiger Beobachter, er erkannte sie als Irrthümer, zog daraus keine falschen Schlüsse, er blieb der besonnene und klare Mensch, wie er es sein Leben lang gewesen.

Dergleichen Ereignisse liessen sich noch viele anführen und nach Allem, was man über solche Dinge hört und beobachtet, möchte man glauben, dass solche Täuschungen auch bei minder Begabten nicht allzu selten vorkommen. —

Lässt sich bei solchen Menschen vielleicht eine zu der Zeit, wo die Sinnestäuschungen eintraten, bestehende Hirnreizung annehmen, so zeigt sich unter andern Umständen mit aller Klarheit, dass zu der Zeit, wo dem nervösen Centralorgan eine vermehrte Leistung zugemuthet wird, ohne dass die Ernährung desselben mit dieser vermehrten Leistung gleichen Schritt hielte, Sinnestäuschungen auftauchen und eine Zeit lang bestehen können, ohne dass man das Recht hätte, deswegen von Irrsinn, von wirklicher Geistes-

*) Hagen, p. 28.

krankheit zu sprechen. Wir treten in Fällen dieser Art auf die ziemlich breit gezogene Grenze, welche psychische Krankheit scheidet von der psychischen Gesundheit. Es zeigt sich dabei klar, dass das häufig aufgestellte Dilemma: entweder krank oder gesund, ein Postulat ist, welches durchaus nur aus practischen Rücksichten hat aufgestellt werden können. Theoretisch ist dasselbe vollkommen verwerflich.

Auf diesem gleichsam neutralen Gebiete spielen die religiösen Vorstellungen die grösste Rolle. Es bewegen sich auf demselben eine Anzahl Menschen, deren Vorstellungskreise wohl von allem Anfang an der normalen Weite entbehrten und die von den religiösen Interessen in so einseitiger Weise beherrscht werden, dass alle andern Seiten des Lebens diesen dominirenden Gedankenkreisen gegenüber blass und farblos erscheinen. Die religiösen Begriffe in ihrer Reinheit, der menschlichen Zuthat gänzlich entkleidet, disponiren nun im Mindesten nicht zu gemüthlicher Verirrung oder zu einem Zustand, welcher zu Sinnesdelirien führen würde. Im Gegentheile finden eine Menge von Menschen in ihnen gerade die kräftigste Stütze, um die psychischen Processe in einem normalen Gleichgewichte zu bewahren, und gerade da fest und sicher hindurchzusteuern, wo der Skeptiker mit seiner Philosophie zu Ende ist. Wohl aber führt auf einen für die Integrität des Geistes und des Körpers höchst gefährlichen Weg jene entartete, mystische, abergläubische Knechtesreligion, welche das Mittelalter zu Stande brachte und deren hoffentlich allerletzte Spuren noch in unsre Zeit hineinreichen. Es ist bekannt — ich brauche darüber keine Worte zu verlieren, wie der religiöse Fanatismus jener Zeit zu einer unvernünftigen und trostlosen Ascese führte, zur Kasteiung des Leibes durch Ent-

ziehung seiner nothwendigsten Bedürfnisse und selbstquälende Handlungen, in der Absicht, den Geist möglichst zu befreien von irdischen Fesseln und ihn tauglich zu machen, um die transcendentalen Dinge zu schauen und zu begreifen. Aus jenen Zeiten, wo diese heute beinahe unfassbare Verirrung wie eine epidemische Krankheit von Stadt zu Stadt zog, stammen alle die sonderbaren Nachrichten von göttlichen Offenbarungen, himmlischen Visionen, alle jene Zeichen und Wunder, durch welche die Gottheit die ihr Wohlgefälligen belohnte; aber auch jene polymorphen Erscheinungen des bösen Principes, des Teufels, dem freilich von Heiligen jeder Sorte regelmässig ein erbitterter Krieg erklärt und oft übel mitgespielt wurde. Es ist nicht denkbar, dass die Menschen damals nicht jene Erscheinungen wirklich gehabt; im Gegentheil sind wir fest überzeugt von der eminenten Häufigkeit von dergleichen Phantasmen in jenen Zeiten. Aber wir halten sie sammt und sonders für Täuschungen der Sinne, welche auf dem günstigsten Boden gerade so zu Stande kamen, wie unter ähnlichen Verhältnissen heute noch. Fassen wir dabei in's Auge die so äusserst mangelhaften medicinischen und physiologischen Anschauungen früherer Zeiten, die totale Unwissenheit selbst der Gelehrten über die kranken Zustände der Seele, den geringen Bildungszustand der Menschheit überhaupt, die Befangenheit des Denkens in toten dogmatischen Formen, und endlich den verzweifelten Widerstand, welchen die Hierarchie jeder aufblühenden vernünftigen und nüchternen Anschauung entgensetzte, so ist klar, dass damals viel, unendlich viel mehr Individuen existiren mussten, welche auf jener gefährlichen Grenze halt- und stützelos standen, die die psychische Gesundheit scheidet von der psychischen Krankheit. Religiöse Ascetiker, welche

an Sinnestäuschungen litten, waren im Mittelalter eine alltägliche Erscheinung, und die unheilvollen Folgen, Selbstmorde, Verstümmelungen, Attentate auf Andere liessen sich in konstatirten und sichern geschichtlichen Nachrichten zu Dutzenden anführen.

Wir können demnach als feststehend annehmen, dass körperliche Erschöpfungszustände, verbunden mit psychischer Concentration, namentlich auf mystisch-abergläubische Dinge, Hallucinationen hervorrufen. Eines der prägnantesten Beispiele dieser Art ist wohl die Hallucination Benvenuto Cellini's, welche er während seiner Gefangenschaft hatte.

Man glaube nur nicht, dass mit der modernen Läuterung der Religionsbegriffe alle diese Dinge aus der Welt verschwunden seien. Wenn auch gewiss der Mensch nicht zu allen Zeiten der Gleiche ist und ein Fortschritt zu höherer geistiger Befähigung auch im Laufe der Jahrhunderte ausser allem Zweifel liegt, so spielt doch heute noch im religiösen Leben die mystisch-abergläubische Richtung eine Rolle. Und diese Rolle ist wenigstens wichtig genug, um alle Jahre eine Anzahl Individuen dem Irrenhause zu überliefern. Noch heute wird vielorts in den Centren der Bildung diese mystische Richtung sorgfältig und absichtlich gepflegt, noch heute werden an den Bekenner die Forderungen der Ascese gestellt, es geschehen noch heute Erweckungen, beruhend auf sinnlich wahrnehmbaren göttlichen Offenbarungen. Ist dann der „Durchbruch“ so weit erfolgt, dass das unglückliche Subject anfängt, zu halluciniren, dann hat ihn der Prophet auf dem richtigen Punkt. Freilich passirt nun hie und da ein Selbstmord, oder der Arme wird eines schönen Morgens tobsüchtig, so dass dem Propheten selber davor graut, und dann ist der Arzt die

angenehme Aufgabe, das Product des Unsinnns unter seine Obhut zu nehmen.

Der französische Irrenarzt Leuret hat vor langen Jahren gesagt: „Notre siècle est dur aux prophètes, on les envoie rêver à Charenton.“ Hätte er im Jahre 1872 sein Buch geschrieben, er würde sich ohne Zweifel behutsamer ausgedrückt haben! —

Es ist nun im Weitern wichtig, zu wissen, dass Sinnestäuschungen unter einigen Umständen vorkommen, welche mit Geisteskrankheiten nicht zusammengeworfen werden dürfen. Denken Sie an die einfachen Fieberdelirien. Da werden vom Kranken Vorstellungen, Begriffe, Urtheile geäußert, welche im einen Falle gänzlich zusammenhangslos sind und als einfache Verwirrtheit taxirt werden müssen, in andern Fällen aber die logische Consequenz sind von subjectiven Sinnesbildern. Es werden eben dem Kranken durch das Fieber — wie, ist vorläufig gleichgültig — Gesichtsbilder, Gehörsbilder verursacht, er sieht Gestalten, hört Töne, Reden und dergl., welche er für Wirklichkeit nimmt; und da er gewohnt ist, sein Verhalten abhängig zu gestalten von den umgebenden Dingen, so müssen bei Fieberdelirien ebenfalls falsche Schlüsse, perverses Wollen, unlogische Thaten die Folge sein.

Sinnestäuschungen während heftiger Fieber hat schon jeder Arzt in Menge beobachtet; ich erinnere mich selber eines an Gesichtsrose leidenden Kranken des Spitals, der die ganze Nacht am Fussende seines Bettes den Teufel stehen sah, entsetzliche Angst ausstand und einige Mal mit Gewalt zum Fenster hinaus wollte. Allbekannt sind die schlimmen Delirien des Wundfiebers, im Typhus wird gar nicht selten hallucinirt, und eine ganze Reihe von Krankheiten des Hirnes geben zu irgend einer Zeit ihres

Verlaufes Anlass zu Sinnestäuschungen. Im alten Spital in Zürich sah ein junges Mädchen Tage lang den Erlöser vor ihrem Bette stehen, sie sah die Herrlichkeit Gottes, sah den Himmel offen und drei Tage hernach starb sie an tuberkulöser Hirnentzündung. Also, was das Hirn selbst verletzt, wie Hirnkrankheiten, oder was zu einer schlechten kranken Beschaffenheit des Blutes führt, wie Wundfieber, Typhus und dergl., wogegen das Hirn im höchsten Grade empfindlich ist, Alles dies kann eine Quelle von Sinnestäuschungen werden.

Eine häufige Ursache derselben ist ferner die fallende Sucht, die Epilepsie, eine Krankheit, die Vielen von Ihnen ohne Zweifel aus eigener Anschauung bekannt ist. Wäre es nun bloß das, dass der Kranke von Zeit zu Zeit — und auf die Intervalle hat die ärztliche Kunst einen entschiedenen Einfluss — von einem Anfall von Zuckungen heimgesucht wird, so wäre die Krankheit noch erträglich. Schlimmer noch, als die Krankheit selbst, sind einerseits die Folgen derselben für die Intelligenz und anderseits die höchst gefährlichen Zustände von Sinnestäuschung und Tobsucht, welche mit den Anfällen im Zusammenhange stehen.

Kein Epileptiker behält auf die Dauer seine ungeschmälerte Intelligenz, vor Allem leidet das Gedächtniss, in Folge dessen die Urtheilskraft, wenn auch in sehr verschiedenem Grade. Dass allmälige Verblödung das endliche Schicksal der Epileptiker ist, beweisen unsre Versorgungs-Anstalten. Nicht viele Epileptiker wird es ferner geben, welche nicht ein- oder oftmals zur Zeit ihrer Anfälle an Sinnestäuschungen gelitten haben. Es kommen nämlich sehr häufig, theils als Vorläufer der Krampfanfälle, theils abwechselnd mit solchen, Anfälle vor, welche hauptsächlich in einer psychischen Störung bestehen, deren Aeusserungen be-

obachtet werden können und deren sich der Kranke zuweilen erinnert. Bei Vielen ist es ein plötzliches Verdämmern, ein Aufhören des Bewusstseins der Aussenwelt, manchmal stockt der Kranke mitten im Gespräche und ist wie geistesabwesend, erwacht dann plötzlich wieder und fährt im Gespräche wieder fort. Solche Individuen haben oftmals ihren Zustand beschrieben als einen plötzlich eintretenden tiefen geistigen Schmerz mit Verworrenheit und Angst; viele führen in diesen Anfällen auch Reihen von Bewegungen, Handlungen aus, in denen sich ein Traumzustand von peinlichem depressivem Charakter ausspricht. Unmittelbar nach dem Anfall zeigen sich die auffallendsten Störungen: Manchmal spricht der Kranke bloß eine Zeitlang unzusammenhängend, wie ein Blödsinniger.

Wichtiger aber sind Paroxysmen von Tobsucht, die sich oft durch einen so hohen Grad von blinder Wuth und Wildheit, durch ein so tolles Dreinschlagen auszeichnen, wie es bei gewöhnlicher Tobsucht selten vorkommt. Diese Anfälle sind um so gefährlicher, als sie oft bei Epileptischen eintreten, welche nie etwas Aehnliches zeigten, und sie hängen zum grössten Theile ab von Sinnestäuschungen. Der Kranke sieht drohende Gestalten, hört schreckliche Dinge, gegen die er in verzweifelter Weise um jeden Preis sich vertheidigen muss. Jede Anstalt enthält derartige Kranke, welche um die Zeit ihrer Anfälle sorgfältig abgesondert werden müssen, weil sonst Gewaltthaten jeder Art die Folge sind. Umdeutungen äusserer Objecte, Illusionen, sind ganz gewöhnliche Ereignisse, in jeder Person wird ein Verfolger gesehen, der Leidende geräth in die höchste Angst und Bestürzung und setzt sich in rücksichtslosester Weise zur Wehre. Aus diesen Verhältnissen erklären sich die von Epileptikern in ihren Paroxysmen begangenen Mordthaten,

und es ist wenige Jahre her, dass in einem zürcherischen Dorfe eine Frau von einem Epileptischen auf grauenvolle Weise ermordet wurde, ohne dass dem Unglücklichen die mindeste Schuld beigemessen werden konnte.

Die Litteratur bietet übrigens Beispiele in Menge. In einem Falle, den Seitz erzählt, kam das Unglaubliche vor, dass ein Individuum, nachdem es im Paroxysmus auf entsetzliche Weise seine drei Kinder ermordet, sich die Hände wusch, dann sich in's Gras legte und zwei Stunden lang schlief!

Wir wissen endlich, dass im nicht geisteskranken Zustande übermässiger Genuss von Spirituosen eine ergiebige Quelle von Sinnestäuschungen ist. Es gibt Leute, welche sog. bösen Wein trinken, d. h. sie verfallen beim Uebermass in einen Zustand grosser Hirnreizung, werden zornmüthig, äusserst heftig, händelsüchtig. Das ist nicht das Schlimme; man hat Fälle beobachtet, wo im mässigen Rausche plötzlich Sinnestäuschungen ausbrachen, wo der Berauschte glaubte, und es wirklich vor sich sah, dass man ihn verlache, verspotte, oder dass man ihm nach dem Leben trachte und dergl. Sogleich brach tobsüchtige Aufregung aus, und die schlimmsten Thaten, Mord und Todtschlag sind in den Annalen der gerichtlichen Medicin verzeichnet. Diese Zustände sind glücklicherweise transitorischer Natur und dauern nur so lange, als der Rausch anhält. Aber die constante Unmässigkeit erzeugt nach längerer Zeit einen Zustand, den man mit allem Rechte als eine chronische Geisteskrankheit bezeichnet, und diese kann beinahe jede Gestalt annehmen, unter welcher Geisteskrankheiten überhaupt auftreten. Alte Trinker sind gewöhnlich in grösserm oder geringerem Grade blödsinnig, interesselos, für ihren frühern Beschäftigungskreis unbrauchbar, haben

wenig Gedächtniss mehr, die Schärfe des Denkens und Urtheilens geht verloren und alledem folgt ein ganzes Heer von körperlichen Störungen. Von Hallucinationen werden sie eminent häufig heimgesucht, und auch bei diesen herabgekommenen Subjecten kommt es vor, dass die Sinnestäuschungen zu den gefährlichsten Gewalt-Acten führen. Sehr häufig verfallen sie episodisch dem sog. Säuferwahnsinn, Delirium tremens, dessen wesentlichste Componenten die Sinnestäuschungen sind, fast das ganze Verhalten des Kranken wird von ihnen beherrscht, und obwohl sie glücklicherweise meistens ziemlich unschuldig sind, kommt es doch auch vor, dass unter dem Einflusse der Sinnestäuschungen im Delirium tremens Gewaltthätigkeiten begangen werden, welche zur gerichtsärztlichen Beurtheilung kommen. — Bei diesen alkoholischen Delirien muss man von einer einmaligen oder sich häufig wiederholenden förmlichen Vergiftung sprechen.

Es steht aber in dieser Beziehung der Alkohol nicht allein; wir kennen eine ganze Zahl von Stoffen, die ähnliche Wirkungen entfalten.

Hier steht obenan der giftige Stoff der Tollkirsche, das Atropin, welches die heftigsten Hallucinationen hervorruft, ferner der giftige Stoff von Datura Stramonium, der giftige Stoff im Bilsenkraute, die Präparate des Hanfs, endlich das Opium, namentlich, wenn es geraucht wird. Die angenehmen Visionen, welche sich die orientalischen Opiumraucher mittelst dieses Genussmittels verschaffen, sind zu bekannt, als dass ich sie näher zu erwähnen brauchte.

Wir wissen nun, dass Sinnestäuschungen bei Gesunden vorkommen; wir haben sie bei einzelnen körperlichen Krankheitszuständen gefunden und haben gesehen, dass sie an die Wirkungen einzelner Gefühle gebunden sind, dass

gewisse Stimmungen und Affecte, absonderliche Richtungen des Fühlens und Denkens, namentlich auch religiöse Beziehungen zu ihrer Genese dienen; wir haben auch gesehen, dass Hallucinationen für wahr gehalten werden können, ohne dass wir Grund haben, von ausgebildeter Geisteskrankheit zu sprechen.

Um sie aber für wahr halten zu können, muss oft ihnen zu Liebe die Gesammtheit der gesunden Sinneswahrnehmungen umgedeutet werden, und so sind für wahr gehaltene Sinnestäuschungen allerdings ein sehr naher Schritt zum Irresein. Wenn nun noch eine krankhafte Gemüthsverstimmung hinzu kommt, oder wenn sich schon vorher ein Abweichen von der mittlern Gemüthslage, welche wir als die normale zu bezeichnen gewohnt sind, bestand, da haften und zünden die Hallucinationen sofort und man ist häufig geneigt, sie für die alleinige Ursache einer Geisteskrankheit zu halten. Das ist nun wohl nicht richtig, die Geisteskrankheiten beginnen mit andern Abnormitäten, zu denen sich allerdings sehr bald die Hallucinationen gesellen.

Die Erscheinungsweisen des Irreseins sind nun überaus mannigfaltig; ähnlich wie jeder Mensch ein abgeschlossenes Individuum ist, wie es keine menschliche Schablone gibt, so gibt es auch für die Erscheinungen des kranken Geisteslebens kein allgemein gültiges Schema. Wie jeder Mensch in seinem Fühlen, Denken und Wollen von allen Andern sich in etwas unterscheidet, so ist es auch bei denjenigen Individuen, die man als geisteskrank bezeichnet. Um aber einen Ueberblick zu gewinnen und der Nothwendigkeit zu genügen, jeden scheinbar ordnungslosen Haufen von Dingen unter gewisse engere Gesichtspunkte zu bringen, hat man auch bei den Geisteskrankheiten das Heer von Erscheinungs-

formen unter gewisse Kategorien zu bringen gesucht. Man spricht daher von schwermüthigen, von tobsüchtigen Zuständen, von Wahnsinn, von Verrücktheit, von Blödsinn, und gibt sich die in vielen Fällen vergebliche Mühe, in ein System alle Krankheitsformen zu rangiren. Durch dieses ganze Heer verschiedener Krankheiten hindurch aber ziehen sich wie ein rothes Band die Sinnestäuschungen, sie leiten hie und da die Krankheit ein, sie bringen sie rapid zu einer gewissen Höhe, sie unterhalten sie, sie stehen in einer grossen Zahl von Fällen der Genesung einzig und allein im Wege, sie bedingen im Verlaufe der Krankheit eine Menge der unangenehmsten Episoden, sie verlassen manchmal den Unglücklichen nicht, wenn er schon in die Nacht des Blödsinns versunken ist. —

Was Schwermuth ist, darüber brauche ich nicht viel Worte zu verlieren. Der Grundzug in allen dahin gerechneten Krankheitsformen besteht in einem peinlichen, negativen, traurigen Affecte, in einem Zustande tiefen psychischen Schmerzes. Im Anfang eine reine Gefühlsbelästigung, eine objectliche Angst und Beklemmung, bildet sich meist bald ein bestimmtes concretes Vorstellen heraus. Es erheben sich der Stimmung entsprechende, äusserlich unmotivirte, deshalb falsche Vorstellungen und Urtheile, wahre Delirien peinlichen, schmerzlichen Inhaltes, während das formale Vorstellen langsam und monoton, das Denken leer und lückenhaft wird. Diese falschen Urtheile und Vorstellungen finden ganz gewöhnlich ihre Begründung und ihr Wachsthum in Sinnestäuschungen, welche immer und immer wieder im Sinne der herrschenden Stimmung geartet sind. Da sie dem Kranken, nach dem früher Gesagten, wahre Realitäten sind, so schliesst und baut er auf ihnen fort und in kürzester

Zeit ist ein Wahngebäude fertig, welches kein Raisonnement mehr erschüttert. Vielfache Störungen auf der motorischen Seite des Seelenlebens schliessen sich an und ihre Differenzen bedingen wesentlich die Unterscheidung verschiedener Hauptformen schwermüthiger Zustände. Bald ist das Streben, das Wollen, das Handeln herabgesetzt und unmöglich, die Kranken verharren in unerschütterlicher Passivität — man nennt dies Melancholie mit Stumpfsinn — bald treten einzelne Triebe und Willensimpulse, denen Stoff und Inhalt durch die Wahnideen gegeben wird, mit unwiderstehlicher Kraft auf — daraus ergibt sich die Schwermuth mit Zerstörungstrieben, Selbstmordstrieb, Mordstrieb und dergl. — endlich kann das höchste Maass psychischen Schmerzes ungeordnete Impulse von convulsivem Charakter hervorrufen, es kann aus der Schwermuth ein tobsüchtiger Zustand sich herausbilden.

Sämmtliche Hallucinationen und Illusionen dieser Zustände haben das Gepräge schmerzlicher Gemüthsverstimmung, der Kranke sieht in Wahrheit die Verfolger, von denen er spricht, er sieht schreckliche Gestalten, die ihm an's Leben wollen; der religiös Melancholische sieht den Teufel, der ihn um seiner Sünden willen holen soll; derjenige, der glaubt, ein schweres Verbrechen begangen zu haben, hört in Wahrheit die Gerichtsdiener, die ihn holen wollen und sieht die Zurüstungen zu seiner Hinrichtung. Ein Anderer wähnt sich von den Flammen der Hölle umgeben, denn er sieht und fühlt Feuer, es scheinen sich Abgründe vor seinen Füßen zu öffnen, Gespenster kommen, ihm das Gericht zu verkünden, Stimmen aus allen Richtungen verfolgen, beschimpfen, verlachen, verspotten ihn. Aber auch im Geruchs- und Geschmackssinn kommen viele Täuschungen vor; der eine ist beständig um-

geben von ekelhaften Gerüchen und gründet darauf die Behauptung, von verwesenden Leichnamen umgeben zu sein, oder er imputirt die Ursache davon böswilligen Verfolgern, welche ihn damit quälen wollen. Andre haben von allen Speisen nicht nur nicht den normalen, sondern einen ekelhaften Geschmack, Alles schmeckt salzig, bitter, sauer, giftig und gerade auf solche Sinnestäuschungen basirt sich gewöhnlich der Vergiftungswahn.

Endlich kommen abnorme Empfindungen im eigenen Körper vor, unangenehme Gefühle, Schwere, Kälte der Extremitäten, woraus der Wahn resultirt, sie seien von Holz, von Glas, von Stein und können nicht mehr bewegt werden und dergl. Oder die abnormen Gefühle sitzen im Halse, im Magen und der Arme kommt zu dem unsinnigen Resultat, die Speiseröhre sei verwachsen, oder es sitze ein Thier im Magen, die Organe fungiren nicht mehr, der Magen verdaue nichts mehr. Auf dergleichen feststehende falsche Urtheile, sowie auf den Vergiftungswahn, sind theilweise jene unangenehmen Fälle zurückzuführen, in denen die Kranken alle und jede Nahrung verweigern.

Beim Wechsel der Sinnestäuschungen reagirt der Kranke erst recht auf imaginäre Verhältnisse und wird dadurch der realen Welt oft auf alle Zeiten entfremdet. Neue Hallucinationen werden zum Anlass neuer Erklärungen derselben, und die trübsten und aberwitzigsten Ideen von einer Gespensterwelt, von einer gewaltsamen Trennung von Seele und Körper, welche beide fortexistiren lässt, von Maschinen in der Erde, von colossalen, in weiteste Ferne wirkenden, electrischen Apparaten sind die Folge der in ihrem Inhalte wechselnden Sinnestäuschungen. — Ganz besonders wichtig und schwer zu behandeln sind jene Kranken, bei denen der Trieb zum Selbstmorde sich entwickelt. Er

ist das Schreckensgespenst derer, welche mit diesen Kranken sich zu beschäftigen haben, und alle Vorsicht ist in einzelnen, besonders schlimmen Fällen fruchtlos angewandt.

Die nähere psychologische Begründung des Triebes ist aber durchaus nicht immer dieselbe. Häufig ist es der unerträgliche Excess einer allgemeinen, unbestimmten Angstepfindung, der der Kranke um jeden Preis zu entgehen strebt. Ein andermal verfällt er, indem er die Veränderung aller seiner Gefühle in's Widrige und Schreckliche, seine Ueberwältigung von traurigen Vorstellungen fühlt, in Verzweiflung über eine solche Unterjochung und hält sich eines solchen verworfen und ruchlos gewordenen Lebens für unwerth. Wiederum kommt vor, dass der Kranke seinem bevorstehenden vermeintlichen Tode zuvorzukommen strebt, um die Qual abzukürzen.

Vielleicht am häufigsten sind es Hallucinationen, welche dem Kranken mit der Stärke und Deutlichkeit objectiver Anschauungen zukommen und ihn ganz direct zum Selbstmorde auffordern; Befehle Gottes, tödte Dich, Gesichtstäuschungen, Visionen, Engel, welche den Leidenden mit sich gehen heissen, und ähnliche Dinge. — Direct an den Selbstmordstrieb schliessen sich die krankhaften Triebe zur Vernichtung Anderer. Häufig werden diese Unthaten gerade an Demjenigen begangen, welcher bisher dem Kranken das Liebste und Theuerste war, und alsdann hat das Factum seiner innern Begründung nach die Bedeutung einer Selbstverstümmelung und Selbstverletzung. Manchmal beruht es auf der entschieden schwermüthigen Vorstellung, dass Alles in der Welt durchaus schlecht, verworfen und verloren sei, und dass die unschuldigen Kinder diesem Elend am besten durch einen frühen Tod entzogen würden (Griesinger).

Kommt zu einer solchen Ansicht eine bestätigende Sinnestäuschung — und sie erfolgen unglücklicherweise factisch im Sinne der herrschenden Stimmung — dann ist das Unheil geschehen. Es sind wenige Jahre verflossen, seit ein derartiger Melancholicus im Kanton Zürich sein Kind in einen Teich warf, in dem es ertrank, und sich selber nachstürzte. Er wurde mit Mühe gerettet. Die That motivirte er auf die oben erwähnte Weise und gab gewiss wahrheitsgemäss an, seit mehreren Tagen höre er eine himmlische Stimme, welche ihn auffordere, sein Kind, seine Frau, sich selbst zu tödten. — Endlich ist die Verletzung Anderer oft so zu motiviren, dass der Thäter sich von einem bestimmten Subjecte verfolgt, beschimpft, verleumdet, beeinträchtigt glaubte, er bezieht seine Gehörhallucinationen auf eine bestimmte Persönlichkeit, und an dieser wird eine Rachehandlung begangen, welche mit dem Tode des Opfers abschliesst. —

Bei denjenigen Zuständen, die man mit dem Sammelnamen Tobsucht bezeichnet, spielen die Sinnestäuschungen eine etwas weniger wichtige Rolle. Die Grundstörung derselben kann bezeichnet werden als eine ausserordentliche psychische Aufgeregtheit, mit unruhigem, rastlosem, ungestümem Thun und Treiben. Bald blos ein harmloses Herumtreiben, ein zweckloses Sprechen, Singen, Schreien, Lachen und Weinen, bald eine ungeduldige, ungehemmte Geschäftigkeit können diese Zustände in unendlicher Variation sich steigern bis zu Ausbrüchen des blindesten, zwecklosesten Wüthens und Rasens. Eine analoge chaotische Turbulenz zeigen die Vorstellungen solcher Kranker, hie und da sind sie witziger, schärfer im Urtheile, beissend in der Kritik. Viel häufiger aber ergibt sich eine ordnungslose Häufung der Vorstellungen ohne

innern Zusammenhang, welche durch und durch die Farbe des Affectes tragen, durch welchen sie beherrscht sind. Bald sind sie von fröhlicher, bald von finsterer, drohender Art, bald so verworren und ordnungslos, dass sie von keinem Principe beherrscht scheinen, welche Zustände man mit dem Namen „Verwirrtheit“ im engern Sinne bezeichnet. Hallucinationen des Gehörs, Gesichts, aller andern Sinne sind auch hier eine ganz gewöhnliche Erscheinung und steigern nicht selten die Tobsucht. Ihre Bedeutung ist aber hier deshalb eine geringere, weil in der flüchtigen Eile der psychischen Processe sie sehr schnell wieder untergehen und ein dauerndes Aufmerken auf sie gar nicht möglich ist. Noch häufiger sind Illusionen der Sinne, Alles aber in weniger gefährlicher Form, als bei der Schwermuth, so dass wohl alle Irrenärzte lieber mit sechs verworrenen Kranken zu thun haben, als mit einem ernstlich nach Selbstmord tendirenden Schwermüthigen. —

Ich bin auf diese beiden Kategorien von Geisteskrankheiten näher eingegangen, um die eminente Bedeutung der Sinnestäuschungen in's richtige Licht zu setzen. Es könnte nun angeführt werden, dass in allen andern Formen von Geisteskrankheiten die Sinnestäuschungen eine ähnliche Rolle spielen, dass der Verrückte, der Blödsinnige, der im engern Sinne des Wortes Wahnsinnige, von seinen Täuschungen in ganz gleicher Weise beherrscht wird. Es ergäbe sich dabei im Wesentlichen eine Wiederholung des Gesagten, welches genügen möge zum Nachweis, dass Hallucinationen in den Geisteskrankheiten so wichtig sind, dass oft die ganze Erscheinungs- und Aeusserungsweise derselben davon beherrscht wird. —

Es muss sich nun nothwendigerweise die Frage erheben, ob wir uns diese Phantasmen, dies Erscheinen von Bildern,

adäquat den wirklich durch die Sinne wahrgenommenen, erklären können. Haben wir Kenntniss des physikalischen Geschehens in unsern Centralorganen, oder verstehen wir das Phänomen bloß theilweise? Leider steht es mit der Beantwortung dieser Frage, wie mit mancher andern aus ähnlichen Gebieten. Sie ist bloß zur Hälfte aufzuklären und auch in dem, was wir wissen, fehlen eine ganze Reihe von Mittelgliedern.

Unser ganzes Geistesleben basirt in allerletzter Linie auf den Sinnen und ihrer Function; ohne sie wäre absolut kein Inhalt unsres Bewusstseins möglich, keine Möglichkeit der Reproduction, kein Combiniren, kein nach Aussensetzen der Vorstellungen. Durch physikalisch richtige Function der Sinne wird also beim sich entwickelnden Menschen nach und nach die Seele gefüllt mit Sinnesbildern, welche ihrerseits wieder richtig sind und dem jungen Organismus nach und nach feste Ansichten über die Eigenschaften der umgebenden Dinge beibringen. Vermöge dieses wird eine normale Existenz möglich. Aber wir müssen diesen Process noch etwas genauer präcisiren.

Ueber viele Eigenschaften der Dinge, Grösse, Entfernung, Farbe, äussere Contour, wird der Mensch belehrt durch das Auge. Dasselbe ist auch in Wahrheit unter allen Hilfsapparaten derjenige, durch welchen wir die zahlreichsten, die genauesten und belehrendsten Sinnesbilder bekommen. Bekanntlich werden die Gegenstände der Aussenwelt im Auge gleich wie in einer dunklen Kammer auf einer Fläche entworfen, welche Fläche die Endigungen des Sehnervs enthält. Hier endigt er nämlich in einer Unzahl kleinster Organe. Diese Bilder, welche an der bezeichneten Stelle durch die brechenden Medien des

Auges, namentlich die Crystalllinse, entworfen werden, erregen in gewisser Weise die Endigungen des Sehnervs und diese Erregungen werden auf seiner Bahn gegen das Hirn hin fortgepflanzt. Etwas Analoges existirt bei den andern Sinnen. Der benachbarte Geruchsnerv, der seine Endigung in der Nase hat, besitzt ähnliche Endorgane, welche darauf eingerichtet sind, die feinst vertheilten riechenden Substanzen zu percipiren. Auch dort werden die Endorgane durch letztere in spezifischer Weise erregt und diese Erregungen durch den Geruchsnerv gegen das Hirn hin fortgeleitet.

Mit dem Hörnerv, dem Geschmacksnerv, mit denjenigen Nerven, die der Tast-, der Schmerz-Empfindung dienen, ist es ebenso, und jeden Augenblick, den wir wachend und selbstbewusst zubringen, eilen auf der Bahn der Nerven eine ungeheure Menge von spezifischen Erregungen zu unserem Centralorgan.

Hätten wir nun kein Organ, welches als centrale Stätte der psychischen Thätigkeit fungirt, welches alle jene Erregungen der Sinnesnerven aufnimmt, aufbewahrt, combinirt und im Stande ist, sie wieder über die Schwelle des Bewusstseins zu bringen, so wäre ein geordnetes psychisches Leben eine Unmöglichkeit. Dieses Organ aber, das wir glücklicher Weise besitzen, welches alle Eindrücke aufbewahrt, viele bloß für kurze Zeit, andre aber so lange, als der Organismus dauert, dies Organ ist ohne Zweifel die graue Hirnrinde, welche das ganze Hirn überzieht, und alle übrigen Theile sind ohne Zweifel blosse Hilfsapparate, allerdings sehr wichtige und unentbehrliche. —

Wenn wir nun, um wieder beim Gesichtssinne anzuknüpfen, fragen, womit wir eigentlich sehen, mit dem Endorgan des Sehnervs, das im Auge liegt, oder

mit dem Centralorgan, das wir Hirnrinde nennen, so ist im Grunde keines von beiden richtig. Zwischen beide, allerdings unentbehrliche Apparate hinein schiebt sich ein intermediärer Apparat, welcher ohne Zweifel bei allen Sinnesnerven in analoger Weise vorhanden, aber nicht von allen bekannt ist. In diesem intermediären Apparate muss dasjenige vor sich gehen, was unmittelbare Anschauung genannt wird. Beim Sehnerv und Geruchsnerv ist dies erste Sinnescentrum bekannt, und beiläufig erwähne ich blos, dass der Sehnerv, nachdem er das Auge verlassen hat, seine erste Endigung findet an einem Höcker im Hirne, den man seiner Gestalt wegen Vierhügel nennt. Hier ist ohne Zweifel die Stätte, wo angeschaut wird, d. h. wo die verschiedenen Erregungen des Sehnervs eingesetzt werden in ein Bild, welches dem Gegenstande der Aussenwelt entspricht. Dies Organ hat dann wieder seine Verbindungen mit der Hirnrinde. Auch diese verbindenden Nervenfasern gerathen in Erregung, auch die nervöse Substanz der Rinde bekommt das Bild in allerdings noch räthselhafter Weise überantwortet, sie bewahrt es auf, reproducirt es wieder, verknüpft es mit andern Sinnesbildern, so dass endlich an einander hängende Begriffscomplexe das Schlussresultat sind. — In der Hirnrinde; und dies ist der fundamentale Satz, auf den wir endlich haben kommen wollen, finden sich Einrichtungen, Apparate, welche zur Aufbewahrung von Sinnesbildern dienen. Diese können reproducirt werden, wir haben eine Eigenschaft der Seele, die wir Gedächtniss, eine andere, die wir Phantasie nennen. Letztere ist nichts Andres, als ein Reproduciren von Sinnesbildern in etwas differenter Combination und blasser Form. In Dingen, die er nie gesehen, nie gehört, nie gefühlt hat,

kann kein Mensch phantasiren, und die Schranken dieser so sehr gepriesenen Seelenthätigkeit sind in Wahrheit unerwartet enge. Aber dieses Produciren blasser Erinnerungsbilder beweist immerhin den Reichthum, den das Hirn an diesen letztern besitzt. Im gesunden Zustande ist es nun nicht so, dass bei der Reproduction der Erinnerungsbilder allemal in voller Deutlichkeit und körperlicher Gestalt der gedachte Gegenstand vor unser Auge tritt, also nicht wie bei einer Sinnestäuschung, obwohl ein blosses Sinnesbild bei jedem Erinnern in unsrer Seele entsteht. Im kranken Zustande aber ist es offenbar anders.

Es kann ein krankhafter Process in der Hirnrinde jene Apparate, die zur Aufbewahrung der Sinnesbilder dienen, in einer Weise reizen, dass sie in Function treten, und augenblicklich entwickelt sich ein ihrer specifischen Qualität adäquates Sinnesbild, welches selbstverständlich in allen Fällen eine Wiederholung ist eines frühern Sinneseindrucks. In Dingen, die Einer nie gesehen, nie gehört, nie gefühlt, kann er gar nicht halluciniren. — Also eine centrale, krankhafte Reizung der Centren der Sinneswahrnehmung müssen wir annehmen, und es bliebe nun namentlich noch unklar, warum der Kranke die in seinem Hirne producirten Bilder als Wirklichkeit vor sich sieht, die in seinem Hirne producirten Worte als Wirklichkeit zu hören meint.

Das erklärt sich unschwer. Wenn ein kleines Kind die ersten Gesichtsbilder bekommt, so hat es keine Idee über den Ort dieser Gegenstände, es delirirt sogar über den letztern Punkt eine Zeit lang in den allerfalschesten Vorstellungen. Erst die Betastung belehrt es über die Lage der Dinge im Raume, wie denn die ersten Begriffe über räumliche Ausdehnung, über Distanzen ganz und gar nur

davon ausgehen, was getastet und was nicht getastet werden kann. Mit Hülfe des Tastsinnes weiss also das Kind Folgendes: Wenn im Central-Nerven-System die und die Stelle auf eine gewisse Weise erregt wurde, so ist das betreffende Object zu suchen vor dem Auge in der und der Entfernung, entweder der Hand erreichbar, oder nicht mehr erreichbar, das Object hat die und die Eigenschaften, eine gewisse räumliche Ausdehnung. Das sich entwickelnde Kind setzt deswegen die Gegenstände nach Aussen und ausser sich, in den Raum hinein, weil alle Sinne es lehren, dass sie hier wirklich sind. Dies Gesetz nennt man das Gesetz der excentrischen Projection und es hat dasselbe, wenn man seine Entstehung betrachtet, absolut nichts Räthselhaftes.

Nun wird es auch begreiflich sein, warum ein Kranker, in dessen Hirnrinde krankhafte Processe diejenigen Stellen reizen, die der Aufbewahrung von Sinnesbildern dienen, diese aufblitzenden Sinnesbilder nach Aussen setzt; er folgt dem Gesetze der excentrischen Projection, durchaus nicht freiwillig, sondern weil er eben muss und nicht anders kann.

Bis hieher wäre nun Alles leidlich klar; wenigstens nicht so verzweifelt unklar, wie viele andre Dinge der Hirnphysiologie. Fragen wir nun aber schliesslich nach den krankhaften Processen selbst, welche solche abnormen Functionen in Scene setzen, so müssen wir unsre Armuth an klaren Vorstellungen eingestehen. Aeusserst selten findet der Anatom im Hirne solcher Menschen, die vor ihrem Tode an Sinnestäuschungen gelitten haben, etwas, was man mit Recht als deren erste Ursache ansprechen könnte. Alles Suchen, alles Microscopiren, alle Praxis und alle Theorie ist bisher in dieser Beziehung fruchtlose Arbeit gewesen. Hier

existirt also eine grosse Lücke. Wir sind also durchaus nicht geneigt zu behaupten, dass wir eine völlige Kenntniss von dem Entstehen der Sinnestäuschungen besitzen, denn vor Allem: den physikalischen Mechanismus jener Functionen, von denen wir gesprochen, kennen wir nicht.

Ich habe Sie vielleicht zu lange aufgehalten. Fassen Sie in's Auge, dass derlei Dinge mit wenig Worten sich nicht abthun lassen. Wenn heute noch die gewiegtsten Beobachter sich gestehen müssen, dass jeder Tag auf diesem Gebiete ein neues, unbekanntes Factum bringen kann, so werden Sie denjenigen entschuldigen, der den Faden etwas lange spann, um das Fragment, welches Ihnen vorgeführt wurde, dem allgemeinen Verständniss näher zu bringen.

